BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS





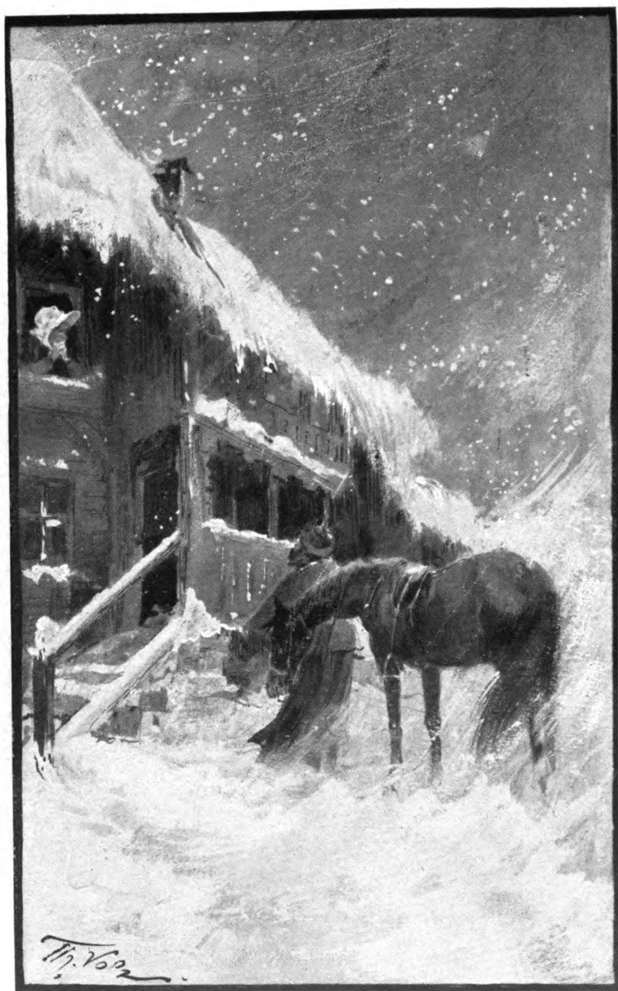


Bücher-Sammlung
von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Der Walddoktor" von W. Harb. (S. 81)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Achter Band

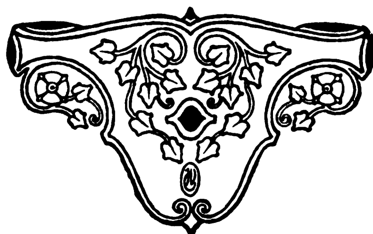


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



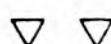
Inhalts-Verzeichnis.





Das Mutterrecht.

Roman von Friedrich Thieme.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Im Bureau des Anwaltes wartete schon seit geraumer Weile Doktor Burger. Ungeduldig spähend stand er am Fenster, und sofort empfing er den Freund mit der nervösen Frage: „Etwas erreicht, Doktor?"

„Ich denke." Damit schüttelte ihm Amarell vergnügt die Hand. „Ist Ihnen die Traufe von gestern abend gut bekommen?"

„Spüre nicht das geringste. Das macht der Glühwein."

„Ihre Konstitution muß vorzüglich sein."

„Es geht. Aber sagen Sie mir lieber, was haben Sie ausgerichtet?"

Amarell erstattete voll Genugtuung Bericht.

„Sollte man es für möglich halten?" rief Gisbert erstaunt. „Und da denkt man, es ist alles festgestellt bis zum Tüpfelchen auf dem i. Der Tatbestand erschien so lückenlos, das Gewebe wie aus einem Faden und —"

„Und doch waren mehrere zerrissene Maschen darin. Sie ahnen nicht, Doktor, was für eine verhängnisvolle Rolle die Beobachtungsfehler der Zeugen im kriminellen Getriebe spielen. Drei haben denselben Vorgang beobachtet, und jeder erzählt ihn anders. Jeder sieht eben mit anderen Augen, mit anderer Auffassung. Wie oft möchte man selber auf etwas

schwören, das sich nachher doch als Täuschung herausstellt."

„Was folgern Sie nun aus alledem?"

„Zunächst noch nichts. Ich muß erst wissen, ob sich zwischen der Hausdame des Barons und unserem Verbrechen irgend ein Zusammenhang herausfinden läßt."

„Wie wollen Sie das erfahren?"

„Wofür haben wir Detektive, Mann? Schon gestern abend habe ich einem der gewiegtesten Geheimpolizisten, der mir oft an die Hand geht, die nötigen Weisungen gegeben. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Vorher ist nichts zu machen, als höchstens zu frühstücken. Sie sind mein Gast, Doktor!"

Während beide aßen, traf der Detektiv ein. Ein einfach gekleideter Mann mit fast stumpfem Ausdruck, in dessen verschleierten Augen nur für den geübten Menschenkenner etwas verborgen lag, das auf andere Eigenschaften als die für die Öffentlichkeit zur Schau getragenen hindeutete.

„Nun, Witzky, sind Sie mit allen Nachrichten geladen, die ich benötige?" redete der Anwalt ihn jovial an.

„So ziemlich, Herr Doktor."

„Setzen Sie sich und schießen Sie los. Haben Sie die Photographie?"

„Hier ist sie." Der Detektiv legte eine Photographie in gewöhnlichem Visitenformat auf den Tisch.

„Was für eine Photographie ist das?" erkundigte sich Gisbert.

„Die der Hausdame — wir brauchen sie notwendig."

Der Arzt betrachtete das Bild. „Eine schöne, imponierende Person. Sie sieht nicht aus, als ob —"

Er unterbrach sich mit einem Seitenblick auf den dritten.

„Sie können ungeniert reden," bemerkte Amarell.

„Witzky ist der reine Fisch im Schweigen. Wie viel Geheimnisse, schätzen Sie wohl, sind in seiner Detektivbrust begraben?“

Witzky lachte zustimmend.

„Sie trauen also der Eigentümerin eines so hübschen Angesichts nichts Schlimmes zu,“ fuhr der Anwalt fort. „Sehen Sie sie aber nur erst richtig an: ein böser Blick lauert in diesen Augen. — Wie haben Sie die Photographie erlangt, Witzky?“

„Ich paßte einem der Mädchen des Barons auf, als es heute früh die Milch in Empfang nahm. Ich gab mich für den Gehilfen eines neuetablierten Photographen aus und stellte mich, als suche ich sie zu überreden, sich bei uns photographieren zu lassen. Mein Chef berechne ganz außerordentlich billige Preise, redete ich ihr ein und ließ dann durchblicken, daß sie ein Dutzend Bilder ganz umsonst bekommen werde, wenn es ihr gelänge, uns vielleicht ihrer Herrschaft zu empfehlen. Meinem Chef läge daran, in seinem Aushängekasten die Photographien besserer Leute zur Schau zu stellen. Sie schien für ihre Person nicht abgeneigt, mit der Herrschaft aber sei es nichts, sagte sie, der Herr Baron habe jetzt keine Gedanken fürs Photographieren. Und eine gnädige Frau gäbe es nicht, sondern nur eine Hausdame. Ich bat, mich dieser zu empfehlen, dabei erfuhr ich nach längerem Hin- und Herreden, daß das Fräulein sich erst kürzlich habe ‚abnehmen‘ lassen, wie es das Mädchen nannte. Sie sagte mir auch die Adresse des Geschäfts. Nun war es mir leicht, dahin zu gehen, den Besitzer ins Vertrauen zu ziehen und ihn zur Überlassung eines Bildes zu bestimmen. Andernfalls hätte ich mich an den Baron wenden müssen, wozu Sie mir ja für den Notfall Erlaubnis erteilt haben.“

„Brav!“ lobte der Rechtsanwalt. „Nun zum zweiten Teil Ihres Auftrages.“

„Der war weniger leicht ausgeführt. Ich holte mir zuvörderst aus dem Meldebureau Auskunft, wo Fräulein Albanus früher in Stellung gewesen war. Ich erhielt mehrere Adressen. Da schien es besser, erst bei jemand anzufragen, der über die Verhältnisse des Barons v. Wolfern unterrichtet ist. Es ist dies ein ehemaliger Diener und Vertrauter von ihm, an den mich ein persönlich mit ihm bekannter Polizeikommissar empfahl. Gertz, so heißt der Diener, war verschiedene Jahre bei dem Baron. Später haben sie sich entzweit und sind sich jetzt spinnefeind. Ich komme eben von Gertz, und ich glaube, was ich von ihm vernommen habe, ist für Ihren Zweck hinreichend.“

„Um so besser. Was erfuhren Sie?“

„Wolfern und Fräulein Albanus sind schon von früher her bekannt.“

„Ah!“

„Das Fräulein war vor acht Jahren Gesellschafterin einer Freundin der Mutter des Barons. Wolfern stattete auf dem Landgute der Dame, das irgendwo in Westfalen liegt, einen mehrwöchentlichen Besuch ab, bei dieser Gelegenheit lernte er Theresa Albanus kennen. Beide fanden Gefallen aneinander und verlobten sich heimlich. Der Baron hatte auch die feste Absicht gehabt, sein Wort zu halten, er war jedoch von seinem Vater abhängig, und letzterer wollte von der Verbindung nichts wissen. Vielleicht spiegelte er dem jungen Mädchen das auch nur vor, um wieder von ihr loszukommen. Sie ergab sich auch in ihr Schicksal, wahrscheinlich hatte sie eine andere Partie in Aussicht, ohne daß sich ihre Hoffnungen indessen verwirklichten. Ganz außer Beziehung blieben Wolfern

und seine ehemalige Verlobte aber nicht, sie wechselten dann und wann Briefe, gratulierten sich zum Geburtstag und anderes mehr. Als der Baron von seiner Frau geschieden wurde, befand sich das Fräulein gerade in Berlin in Stellung. Sie bot sich ihm sofort für die Leitung und Repräsentation des Hauswesens an, er ging freudig auf den Vorschlag ein, und sie gab ihre Stellung auf, um ihren neuen Posten anzutreten. Der alte Gertz meinte, das Fräulein habe den Wechsel natürlich nur in der Hoffnung vollzogen, um doch noch Frau Baronin Wolfern zu werden. Und in der Tat hat man in den Bekanntenkreisen des Barons bestimmt vorausgesetzt, daß eine schließliche Heirat das Sprichwort beweisen werde, daß alte Liebe nicht rostet. Es hat jedoch den Anschein, als sträube sich der Baron, er soll bis zuletzt der Hoffnung gewesen sein, seine frühere Gemahlin, die er ohne Zweifel leidenschaftlich liebte, wieder für sich zu gewinnen. — Genügt Ihnen das, Herr Doktor?"

„Vollständig. Ein ausreichendes Motiv ist gegeben."

„Inwiefern?" warf Burger hin.

„Das Fräulein angelte nach dem Baron, sie setzte ihre Bemühungen jahrelang fort und glaubte sie vielleicht bald von Erfolg gekrönt. Da erkrankt plötzlich das Kind, das sie vielleicht überhaupt gern losgeworden wäre, obgleich die Existenz des Kleinen auf der anderen Seite auch wieder ihre Anwesenheit um so nötiger erscheinen ließ, denn ohne das Kind hätte der Baron ja ein einfaches Junggesellenleben führen können. Zu ihrem großen Schrecken kommt die Mutter des Kindes ins Haus — sie weiß, wie sehr das Herz ihres Herrn noch an ihr hängt, und sieht sich den sicheren Sieg aus den Händen gleiten. Wer weiß, ob sie nicht gar von den Bemühungen des Barons, seine geschiedene

Gattin wieder an sich zu fesseln, Kenntnis hatte, ob ihr nicht auf irgend eine Weise die halbe Zusage der Baronin bekannt wurde. Da konnte leicht der verzweifelte Gedanke in ihr auftauchen: Wenn die Baronin wiederkehrt, geschieht es nur um des Kindes willen; fällt das Kind weg, hört jede Macht des Barons über die junge Frau auf. Sie wird dann eher in die Hölle als wieder in sein Haus wollen. Daß es ihr nicht an einer Gelegenheit gefehlt hat, in das Krankenzimmer zu gelangen, ist uns bereits aus den Darlegungen der Baronin und der Schwester klar geworden."

„Sie rechnen also schon ganz sicher mit der Täterschaft der Dame?" fragte Gisbert betroffen.

„Noch nicht ganz. Ich bin bisher allerdings nicht in meinen Voraussetzungen irregegangen, trotzdem bin ich nicht töricht genug, meine Rechnung ohne den Wirt zu machen. Das Kind ist mit Morphium vergiftet worden — es ist nicht anzunehmen, daß die Mörderin Morphinistin ist oder zufällig Morphium besaß. Sie wählte das Gift, weil sie das Fläschchen bei der Baronin entdeckt hatte, und weil sie wohl einsah, daß sich der Verdacht auf diese als Eigentümerin eines solchen Gläschens lenken müsse. Sie hatte es ja gesehen und konnte im Notfall diese Tatsache beschwören. Aus dem Fläschchen selbst kann sie das Gift nicht entnommen haben, denn das war nach Mitteilung der Baronin noch gefüllt, als sie es von sich warf. Vielleicht hatte sie die Absicht, aber sie fand keine Gelegenheit, da die Besitzerin das Gift aus dem Mantel entfernt hatte. Ich nehme daher an, daß sie sich das Gift verschafft hat. Woher? Die Zeit betrug nur einige Tage, und die Möglichkeit, Morphium zu erlangen, ist nicht so leicht. Meiner Meinung nach wählte sie den nächstliegenden Weg. Sie ging zu mehreren

Ärzten — natürlich entfernt wohnenden, die sie nicht kannten — spiegelte eine Neuralgie oder ein anderes stark schmerzendes Übel vor und suchte sich ein ihren Wünschen entsprechendes Rezept zu verschaffen. Vielleicht auch mehrere Rezepte, die sie in verschiedenen Apotheken machen ließ. Unsere nächste Aufgabe ist es, herauszubringen, ob und woher sich Fräulein Albanus Morphium verschafft hat. Gelingt es mir, festzustellen, daß sie Morphium bezogen hat, so sind wir damit unserer Sache sicher."

„Ich zweifle, daß ein Arzt sich darauf eingelassen hat, ihr zu Willen zu sein," gab Burger zu bedenken. „Wir Ärzte sind sehr mißtrauisch gegen Patienten, die Morphium verschrieben haben wollen."

„Nicht alle Ärzte sind so pflichtgetreu und gewissenhaft wie Sie, Doktor," versetzte der Rechtsanwalt. „Es gibt Quellen genug für die Morphinisten —"

„Wie wollen Sie aber den richtigen auffinden? In Berlin gibt es Ärzte wie Sand am Meere."

„Dabei sollen Sie mir eben behilflich sein, lieber Freund. Die Vorbereitungen sind schon getroffen." Amarell öffnete die Tür des angrenzenden Bureaus. „Tanner," wandte er sich an einen der Schreiber, „haben Sie das Zirkular an die Ärzte und Apotheken schon vervielfältigt?"

„Jawohl, Herr Doktor, hier ist es."

Der Schreiber reichte seinem Prinzipal ein hektographiertes Blatt und zeigte auf einen großen Stoß ähnlicher, die auf seinem Schreibtisch lagen.

„Sind die gedruckten Adressen von dem Adreßbureau eingetroffen?" fragte der Rechtsanwalt weiter.

„Hier liegen sie."

„Gut, so schicken Sie sofort alles ab."

Nachdem er die Tür wieder hinter sich geschlossen

hatte, reichte er dem Doktor das Blatt hin. Dieser las: „Bitte mir umgehend mitzuteilen, ob Sie in den Tagen vom ... bis ... Oktober“ (die angegebene Frist umfaßte die Zeit vom Tage des Betretens der Wohnung des Barons durch die Baronin bis zum Todestage des Kindes) „einer Patientin (vielleicht auch einem Patienten) Morphium verschrieben haben. Es handelt sich um einen Kriminalfall. Dieselbe Anfrage wird auch an sämtliche Apotheken gerichtet.“

„Und das geht an alle Ärzte?“ gab Gisbert seinem Erstaunen Ausdruck.

„An alle Ärzte und Apotheken.“

„Vergehen darüber viele Tage?“

„Ganz und gar nicht. Heute abend hoffe ich schon im Besitz der Auskünfte zu sein. Die Adressen bezieht man fix und fertig gedruckt, den Brief habe ich vervielfältigen lassen, noch heute vormittag wird alles der Post übergeben.“

„Wenn es sich aber um einen Arzt handelt, der mit etwas leichtem Gewissen und gegen gute Bezahlung auf derartige Anträge eingeht, so wird er sich hüten, Ihnen Mitteilung zu senden. Er braucht ja nur zu schweigen, und niemand kann ihn je ermitteln.“

Amarell lächelte. „Auch dafür ist gesorgt. Deshalb wende ich mich eben auch an die Apotheken. Der Apotheker, der das Rezept bereitet hat, wird sich nicht veranlaßt finden, dies zu verschweigen. Gewiß bleibt noch immer die Möglichkeit eines geheimen Bezuges des Giftes. Liegt dieser vor, so sind unsere Bemühungen umsonst, wir müssen eben dann versuchen, auch ohne das zum Ziele zu gelangen. Ich rechne aber damit nicht. Stellen Sie sich vor, Sie haben in Ihrem Leben nie so etwas genommen und wollten nun auf einmal zu einem bestimmten Zwecke Morphium haben. Sie

würden sehr in Verlegenheit geraten, sich welches zu beschaffen. Wahrscheinlich würden Sie Wochen brauchen, eine Quelle ausfindig zu machen."

„Da haben Sie recht. Ja — ja, je mehr ich Ihren Ausführungen folge, um so besser leuchten sie mir ein. Was kann ich Ihnen aber bei alledem nützen?"

„Sie sollen nach Eingang der Antwort die betreffenden Ärzte aufsuchen. Haben Sie keine Angst, es werden nicht viele sein, die gerade Morphium verschrieben haben. Sie werden ihnen die Photographie vorlegen und sich erkundigen, ob es sich um unsere Hausdame gehandelt hat. Mir bleibt noch so viel zu tun, daß mir dazu die Zeit mangelt. Herr Witzky hier wird Sie begleiten. Ich lege Wert auf Ihre Anwesenheit, weil Sie die betreffenden Rezepte gleich zu würdigen vermögen, denn wir müssen auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die Besorgung durch eine andere Hand stattgefunden hat. Schnelligkeit, bedenken Sie das, ist die erste Bedingung des Gelingens unseres Versuchs. Die Schuldige darf nicht das geringste ahnen, sonst geht sie durch, und alles ist gefährdet."

„Ich habe nur noch einen Zweifel," bemerkte der Arzt. „Falls Fräulein Albanus wirklich danach strebte, Frau v. Wolfern zu werden, würde sie sich doch wohl gehütet haben, ihrem zukünftigen Mann ein Kleinod zu rauben, das, wie der ermordete Knabe, so hohen materiellen Wert für ihn besaß."

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln. „Vielleicht wußte sie nichts von dem Erbvertrag. Außerdem — warum hätte sie sich, da dem Baron ja der Nießbrauch blieb, allzusehr durch den Erbvertrag gehindert fühlen sollen, wenn sie auf keine andere Weise zum Ziele gelangen konnte?"

17.

Zum ersten Male beklagte Amarell an diesem Tage seine umfangreiche Praxis, die ihm nur wenig Zeit zur Betreibung der Angelegenheit Margas übrig ließ. Der Vormittag rief ihn noch ins Schöffengericht, Nachmittags hielt ihn seine Sprechstunde zurück.

Gegen Abend stellte sich Doktor Burger wieder ein, um sich nach dem Schicksal der Umfrage zu erkundigen.

„Eben ist die Post gekommen," entgegnete der Rechtsanwalt. „Wollen sehen, was dabei ist."

Es waren neun Antworten eingegangen, und zwar von sechs Ärzten und drei Apotheken. Einer der Ärzte wohnte im äußersten Norden Berlins.

„Das wird der richtige sein," entschied sich der findige Jurist. „Gehen Sie zuerst zu ihm."

Gisbert und der Detektiv fingen ihre Rundfahrt mit ihm an. Doktor Wittekindt, so hieß der betreffende Jünger Äskulaps, war noch nicht von seinen Krankenbesuchen zurück, aber zum Glück brauchten sie nicht länger als eine halbe Stunde zu warten. Bereitwillig teilte er ihnen mit, daß innerhalb der angegebenen Periode — er stellte auf Wunsch des Geheimpolizisten den Zeitpunkt aus seinem Buche fest — eine Frau bei ihm gewesen sei, um ihn unter dem Vorwande, ihr Mann leide an einer schmerzhaften Hüftneuralgie, zur Verschreibung von Morphium zu veranlassen. „Sie fing die Sache sehr schlau an. Zufällig sei gerade eine Krankenschwester bei dem Nachbar, um das erkrankte Kind zu pflegen, diese habe ihr den Rat gegeben. Sie solle sich nur das Rezept verschreiben und anfertigen lassen, die Einspritzung wolle die Schwester machen."

„War es eine junge Frau — wohlgekleidet?" forschte der Detektiv.

„Jung war sie, der Kleidung nach schien sie dagegen dem Handwerkerstand anzugehören."

„Das kann Maske sein," bemerkte der Detektiv und zog die Photographie hervor.

„Das ist sie — kein Zweifel, das ist sie!" rief der Arzt.

„Was für ein Rezept haben Sie ihr verschrieben?" fragte Gisbert. „Wollen Sie mir es mitteilen?"

„Ich habe ihr gar nichts verschrieben," erklärte Doktor Wittekindt lachend. „Ich kenne doch meine Pappenheimer. Daß sie eine Simulantin war, merkte ich auf den ersten Blick. Ich sagte ihr, ich wolle die Injektion selbst machen und mit ihr kommen. Darauf entgegnete sie, ihr Mann wolle keinen Arzt, er dürfe auch nicht wissen, daß sie hergegangen sei. Nun wußte ich genug. Ich riet ihr, Kampfer- oder Senfspiritus-einreibungen anzuwenden. Sie verließ mich sehr ärgerlich."

„Dann werden wir ihre Spur wohl bei einem der anderen Herren wiederfinden," meinte der Detektiv.

Aber die beiden Männer täuschten sich. Weder erkannte man an einer der anderen Stellen die Photographie wieder, noch traf die Schilderung der in Frage kommenden Patienten in irgend einer Weise auf Fräulein Albanus zu. Ziemlich unbefriedigt kam der Doktor spät am Abend bei seinem Freunde an und berichtete über den Mißerfolg seiner Umfrage.

Amarell klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Mißerfolg nennen Sie das, Doktor? Was ich wollte, habe ich vollkommen erreicht."

„Wieso denn? Wir wissen doch noch immer nicht, woher die Dame das Gift genommen hat."

„Ist auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß wir wissen, daß sie überhaupt den Versuch gemacht hat,

sich Gift und zwar Morphium in der für uns wesentlichen Zeit zu verschaffen. Das genügt. Ich denke nun keinen Augenblick länger zu warten."

„Was wollen Sie tun? Das Fräulein verhaften lassen?"

„Ja, aber nicht ohne sie vorher zu überführen. Sie muß unter allen Umständen überrascht und zum Geständnis gebracht werden. Eine einfache Verhaftung würde ihr Zeit gewähren, sich zu fassen, sie würde dann leugnen, und der Prozeß würde sich eine Ewigkeit hinausziehen. Nein, so geht es nicht. Ich habe einen anderen Plan. Ich denke daran, den Baron Wolfern ins Vertrauen zu ziehen, denn es muß ihm doch daran liegen, seine Gemahlin gereinigt zu sehen."

„Ich wüßte nicht, warum. Er haßt sie jetzt in demselben Maße, wie er sie früher liebte."

„Sein Ansehen hat sehr durch die Verhandlung gelitten. Er gilt allgemein als der moralisch Schuldige. Ich sah ihn sehr geknickt den Schwurgerichtssaal verlassen. Mit Entzücken wird er die Gelegenheit begrüßen, die Unschuld seiner geschiedenen Frau nachzuweisen und sich dadurch von dem Vorwurf befreit zu wissen, als habe er durch sein Verhalten sie zum Mord getrieben. Verstehen Sie das?"

„Vollkommen."

„Zunächst gilt es aber jetzt, den Staatsanwalt zu benachrichtigen, damit die erforderlichen Maßnahmen auf der Stelle getroffen werden, sonst könnten wir leicht das Nachsehen haben. Morgen früh gehe ich zu ihm und dann zu dem Baron. Sie kommen morgen zeitig her, Doktor, und Sie auch, Witzky, für den Fall, daß noch weitere Antworten von Ärzten eingehen — vielleicht kriegen wir die Ursprungsquelle des Giftes doch

noch heraus. Alles andere lassen Sie meine Sorge sein."

— — — — — — — — — — — —

Wider Erwarten ging am nächsten Morgen nur noch eine einzige Zuschrift ein, deren Absender, ein bekannter Spezialarzt, gleich bemerkte, es handle sich in seinem Falle um eine langjährige Patientin von ihm, die er seit Jahren kenne. Amarell benachrichtigte daher den Freund telephonisch, er könne sich den Weg zu ihm sparen. Dann eilte er der Wohnung des Staatsanwalts Bose zu, desselben, welcher die Anklage gegen Marga erhoben und begründet hatte.

Anfangs schüttelte dieser ungläubig den Kopf, im weiteren Verlauf der Darlegung des Rechtsanwalts aber zog sich sein Gesicht immer mehr in die Länge, er schritt erregt im Zimmer auf und ab und sagte schließlich: „Nicht, daß ich glaube, Sie wären auf der rechten Fährte, Herr Kollege, denn auf die Unschuldsbeteurungen der Frau v. Wolfern gebe ich nicht viel. Aber ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es immerhin, das mit dem Morphium — hm, hm. Die Sache muß untersucht werden."

„Falls Sie auf meine Wünsche eingehen, Herr Kollege, so gedenke ich Ihnen innerhalb weniger Stunden den Beweis für die Schuld der Dame zu liefern."

„Hm, hm — dürfte Ihnen schwer fallen. Was schlagen Sie vor?"

Amarell sprach längere Zeit eifrig in den Justizbeamten hinein. Nur schwer schien sich dieser zu der geforderten Maßregel zu entschließen.

Endlich ließ er ein knurriges „Meinetwegen" hören und fügte hinzu: „So versuchen Sie Ihr Heil beim Baron. Ich fürchte, wir holen uns eine gewaltige Blamage."

„Ich denke nicht," versetzte der Rechtsanwalt siegesgewiß.

Eine halbe Stunde später stand er bereits im Empfangszimmer des Barons v. Wolfern.

Statt des Hausherrn erschien gleich darauf Fräulein Albanus. Doktor Amarell hatte das erwartet und war nicht unzufrieden damit, denn eine geheime Besprechung seinerseits mit dem Baron hätte leicht ihren Verdacht erregen können. Sie mußte erfahren, daß ihn eine harmlose Absicht herführe. Er beobachtete die Dame scharf, um die Wirkung seiner Erscheinung auf sie kennen zu lernen — wirklich glaubte er ein leichtes Zusammenfahren wahrzunehmen. Vielleicht betrog er sich aber auch selbst, denn die junge Dame trat mit vollkommener Ungezwungenheit auf ihn zu, um sich nach seinem Begehr zu erkundigen.

„Bitte um Entschuldigung wegen der Belästigung, gnädiges Fräulein," erwiderte er mit weltmännischer Höflichkeit. „Es handelt sich um einen Auftrag meiner Klientin, der Frau Baronin v. Wolfern. Sie bittet um einige Andenken aus dem Nachlaß ihres Söhnchens, außerdem möchte ich mit dem Herrn Baron über die Vermögensverhältnisse der Frau Baronin reden."

„Der Herr Baron ist nicht recht wohl."

„Nun, ich werde ihn nicht lange aufhalten. Nur wenige Minuten."

„Ich will noch einmal zu ihm hineingehen. Übrigens," sie wandte sich an der Tür noch einmal zu ihm um, „hat die Frau Baronin sich nun zu der Tat bekannt?"

„Das nicht, gnädiges Fräulein. Aber sie scheint entschlossen, die Strafe anzunehmen."

Theresa Albanus verschwand, aber der gewandte Beobachter erhaschte noch den Schimmer eines Lächelns der Befriedigung.

Gleich darauf erschien der Baron. Auf den ersten Blick bemerkte Amarell, daß das Unwohlsein keine leere Vorspieglung war, Wolfern war sehr bleich, seine Augen hatten sich förmlich in ihre Höhlen zurückgezogen, als scheuten sie den Anblick der Menschen.

„Fräulein Albanus hat mir gesagt, weshalb Sie kommen," nahm er das Wort. „Sie werden begreifen, daß ich nicht gern an die peinliche Angelegenheit erinnert werde."

„Auch nicht, wenn ich Ihnen die Aussicht eröffne, von der moralischen Verantwortung, die Sie vor der Gesellschaft tragen, befreit zu werden? Ich meine von der moralischen Verantwortung für den Mord?" Der Rechtsanwalt sprach diese Worte erst, nachdem er sich prüfend im Zimmer umgeschaut, und auch dann nur in gedämpftem Tone.

Der Baron starrte betroffen den Besucher an. „Wie soll ich Sie verstehen?"

„Würde es Ihnen nicht lieb sein, wenn sich die Unschuld Ihrer früheren Gemahlin herausstellte?"

„Das ist unmöglich."

„Vielleicht doch nicht. Beantworten Sie mir, bitte, vor allem meine Frage."

„Natürlich würde es mir nicht nur lieb sein, ich würde sogar viel, sehr viel darum geben," entgegnete der Baron mit einem Seufzer. „Das Urteil hat mich ja gesellschaftlich fast unmöglich gemacht."

„Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, von dem, was ich Ihnen jetzt mitteile, ohne meine vorherige Einwilligung niemand ein Wort zu verraten?"

Wolfern gab bereitwillig und in ungläubiger Erwartung des weiteren die begehrte Zusicherung. In Flüsterworten machte ihn der Jurist darauf mit seiner Entdeckung bekannt. Der Baron lauschte mit zunehmen-

der Bestürzung, denn er wollte nicht an die Schuld seiner ehemaligen Verlobten glauben.

„Ich hoffe, Ihnen noch heute den Beweis in ihrem eigenen Zugeständnis zu liefern," erklärte Doktor Amarell. „Wollen Sie mir zur Erreichung meiner Absicht behilflich sein?"

„Was kann ich dabei tun?"

„Nichts, als daß Sie mich heute nachmittag um vier Uhr mit einem Begleiter empfangen zum Zwecke weiterer Verhandlungen über den Gegenstand, der mich angeblich zu Ihnen führte. Die Verhandlung muß in Gegenwart des Fräuleins stattfinden, die natürlich keine Ahnung von dem wahren Zwecke unseres Besuchs haben darf."

„Selbstverständlich stehe ich ganz zu Ihren Diensten," erklärte Wolfern aufgeregt. „Nicht allein um meiner selbst willen — ich gestehe Ihnen offen, daß mir das Schicksal Margas zu Herzen geht, mehr als die Welt annimmt. Ich habe wohl auch schon manchmal gedacht, daß der arme Junge Fräulein Albanus im Wege ist —"

Er vollendete nicht, sondern spielte nachdenklich mit seinem Kinnbart.

„Ich habe doch bezüglich der Absichten des Fräuleins auf eine Heirat richtig geschlossen?"

„Allerdings — die Dame macht ihre Ansprüche sogar ziemlich deutlich geltend. Ich war vor langen Jahren mit ihr kurze Zeit verlobt und hätte sie auch geheiratet, wenn mein Vater nicht sein Veto eingelegt hätte. Inzwischen ist diese Jugendneigung längst verrauscht — unglücklicherweise machte ich aber den Fehler, sie nach meiner Scheidung ins Haus zu nehmen."

„Ohne daran zu denken, eine Verbindung mit ihr einzugehen?"

„Nun, daran habe ich vielleicht doch gedacht. Ich

hegte damals noch große Sympathien für sie — inzwischen habe ich mich überzeugt, daß unsere Charaktere nicht zusammenpassen. Unter keinen Umständen hätte ich mich bereit finden lassen, und da sie ihrerseits fest mit unserer Verehelichung rechnet, so mußte es zwischen uns in Kürze zum Bruch kommen. Ich habe ihr nie ein Hehl aus meiner fortdauernden Leidenschaft für meine frühere Gattin gemacht. In dieser Hinsicht bin ich ihr keinerlei Rücksichten schuldig, und wenn es gilt, einer Unschuldigen Freiheit und Ehre wiederzugeben, einer Unschuldigen, die meinem Herzen immer noch nahe steht, obgleich ich Momente genug habe, in denen ich sie wegen ihrer Hartnäckigkeit hasse, glühend hasse —"

Wolfern trat vor den Rechtsanwalt hin und sich mit der Faust heftig auf die Brust schlagend, vollendete er: „Ich kann noch nicht an das glauben, was Sie mir sagen, wenn Sie mich aber überzeugen, so nehmen Sie mir einen Alp von der Brust!"

„Ich werde nicht umhin können, Schritte vorzubereiten, mich der Schuldigen — sobald ihre Schuld unzweifelhaft feststeht — zu versichern."

„Immerhin — ich schütze keine Mörderin, am wenigsten die meines Kindes! Soll ich mehr Rücksicht auf sie nehmen als auf meine einstige Frau? — Mein Herr," setzte er noch leiser hinzu, als er ohnehin sprach, „seit jener Verhandlung sind seltsame Dinge in meinem Inneren vorgegangen. Und nicht erst seitdem — ich habe mich vor der Verhandlung gefürchtet wie ein Kind vor dem Feuer! Ich erwarte Sie heute nachmittag mit Ihrem Begleiter."

„Einem Polizeikommissar in Zivil; ein paar andere Polizeibeamte werden unten auf der Straße warten."

„Gut. Nur seien Sie vorsichtig, Theresa ist sehr mißtrauisch." —

Amarell beeilte sich, seine Vorbereitungen zu beenden. Kaum blieb ihm eine halbe Stunde für seine Mahlzeit.

Als er das Lokal betrat, in dem er speiste, fiel sein erster Blick auf Gisbert, der augenscheinlich auf ihn gewartet hatte. Der arme Doktor hatte es zu Hause nicht ausgehalten, er wollte wissen, wie weit das Unternehmen gediehen sei.

„Bis zur letzten großen Schlacht," benachrichtigte ihn der Freund. „Alles steht gut. Wenn die Attacke, die ich vorhabe, ihre Wirkung nicht verfehlt, ist Marga v. Wolfern morgen frei!"

„Aber wenn sie ihre Wirkung verfehlt?"

„So ist auch noch nicht alle Hoffnung verloren, aber die Sache erfordert dann viel Zeit."

„Die Mitwissenschaft des Barons bereitet mir Sorge," meinte Burger, „denn ich hege kein Zutrauen zu dem Menschen."

„Sein Interesse ist das unsere, beruhigen Sie sich. Die Gesellschaft ist alles für ihn, stößt sie ihn aus, kann er nicht mehr leben. Ist der Schein gegen jemand, richtet ihn die öffentliche Meinung, so läßt man ihn fallen, sonst bekümmert man sich nicht viel um seine Moral. Er hascht gierig nach der ihm in Aussicht gestellten Ehrenrettung, obgleich sein Betragen gegen seine geschiedene Gattin ganz dasselbe bleibt, ob er sie nun dadurch zum Morde getrieben hat oder nicht. Außerdem scheint er für Fräulein Albanus alles andere als Neigung zu empfinden, mir macht es den Eindruck, als ob er im Grunde froh wäre, sie loszuwerden. Schließlich will ich ihm auch gern glauben, daß er Reue über seine Vergangenheit und Mitleid mit seinem Opfer fühlt. Und nun lassen Sie mich essen, ich habe keine Minute zu verlieren!"

18.

Im Arbeitszimmer des Barons erwarteten Doktor Amarell und Polizeikommissar Mittag den Eintritt des Herrn v. Wolfern und seiner Hausdame. Der Kommissar hatte absichtlich seinen Platz nahe an der Tür gewählt, er spielte die Rolle eines Schreibers des Anwalts und durfte sich, ohne daß es auffallen konnte, bescheiden im Hintergrunde halten. Der Rechtsanwalt hatte einen Sessel an dem in der Mitte des hochelegant eingerichteten Zimmers stehenden Tische eingenommen. Er befand sich in einer gewissen Unruhe, die höfliche Miene, die er seinem Opfer entgegentragen mußte, ward ihm nicht leicht.

Jetzt trat sie an der Seite des Hausherrn ein; völlig unbefangen erwiderte sie den Gruß des Besuchers, während sie gegen den „Schreiber" nur leicht den Kopf neigte.

Baron Wolfern rollte ihr galant einen Sessel neben den seinen, sie nahm darauf Platz, ohne zu ahnen, daß man sie absichtlich am weitesten von der Tür gesetzt hatte.

„Und nun, Herr Doktor," redete der Baron den Rechtsanwalt an, „stehen wir gern zu Ihrer Verfügung. Was für ein Anliegen haben Sie?"

„Sie sehen mich ein wenig in Verlegenheit," antwortete der Anwalt. „Ich weiß gar nicht, ob es noch einen Zweck haben wird, über diese Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln."

„Warum nicht?"

„Die Lage der Dinge hat sich seit heute morgen einigermaßen geändert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß meine Klientin bald in Freiheit gesetzt werden wird — dann regelt sie besser alles selbst."

Bei diesen Worten faßte er Fräulein Albanus verstohlen ins Auge. Kein Zweifel — sie erschrak und wandte ihre großen Augen mit einem Ausdruck von Spannung nach ihm hin.

„In Freiheit gesetzt?" wiederholte Wolfern anscheinend hoch erstaunt. „Bei der Höhe der gegen sie erkannten Strafe halte ich das für ausgeschlossen."

„Der Zusammenhang ist auch ein anderer," berichtigte ihn der Jurist. „Man glaubt fast an Zeichen und Wunder, wenn man hört, was geschehen ist. Ein geheimnisvolles Zeugnis ist plötzlich dem Staatsanwalt zugegangen, dessen Sinn kein geringerer ist als der: Frau v. Wolfern ist nicht die Mörderin."

Über den fest zusammengekniffenen Lippen färbten sich die Wangen der Hausdame einige Nuancen blasser. Doch verharrte sie in tiefem Schweigen.

„Unmöglich!" rief der Baron. „Die Beweise sind doch unwiderleglich!"

„Die Frau Baronin verweigerte bekanntlich standhaft jedes Geständnis."

„Von wem stammt das Zeugnis? Was besagt es?"

„Von wem es stammt, darf ich nicht angeben. Aber es ist eine Person, die gut unterrichtet sein muß. Sie weiß die genauesten Einzelheiten anzuführen. — Sie hatten doch die Frau Baronin überrascht, als sie das Giftfläschchen in der Hand hielt, gnädiges Fräulein?"

„Ich? Ja — jawohl," sagte die Hausdame.

„Nun hören Sie, was jene Person erzählt. Sie behauptet, Sie, gnädiges Fräulein, beobachtet zu haben, wie Sie zu einer anderen Zeit in das Zimmer neben der Krankenstube schlichen und verstohlen das Medizinfläschchen aus der Tasche zogen, um Ihre Neugier zu befriedigen. Ist das nicht stark?"

„Lüge!" rief Fräulein Albanus.

„Bei dieser Gelegenheit, so berichtet jene Person, sei es gewesen, daß Sie sich eine so genaue Kenntnis des Fläschchens erworben, um es vor Gericht mit Sicherheit identifizieren zu können. Sie erklärt, das Erkennungszeichen habe in einem ganz kleinen, nur bei näherer Besichtigung zu unterscheidenden Defekt am unteren Rande des Fläschchens bestanden. Ist das nicht eine merkwürdige Behauptung? Wie will, wie kann die Person wissen, woran Sie das Fläschchen erkannten?“

Die Hausdame bemühte sich, gleichmütig und unbefangen zu erscheinen, aber das leise Zittern ihrer Hand sprach deutlicher als Worte. Sie bewegte die Lippen, offenbar um zu erwidern, aber nur ein leiser röchelnder Laut kam aus ihrer Kehle.

„Das sind ja erstaunliche Beobachtungen,“ gab der Baron seiner Verwunderung Ausdruck. „Ich lasse noch gelten, was sterbliche Augen sehen können, denn wenn sich Fräulein Albanus wirklich von ihrer Neugier hätte hinreißen lassen, was ich mir gar nicht denken kann, so konnte sie dabei natürlich auch beobachtet werden, aber das mit dem Unterscheidungsmerkmal, das kann man doch nicht sehen, daß sie das wußte! Gibt es denn Menschen, die Gedanken lesen können?“

„Es scheint so,“ entgegnete der Anwalt.

„Nicht wahr, Theresa, das ist doch alles Unsinn?“ wandte sich Wolfern gegen seine Hausgenossin.

„Es ist zu dumm, als daß es sich lohnte, eine Silbe darüber zu verlieren,“ preßte diese mühsam hervor.

„Die geheimnisvolle Person berichtet noch viel mehr,“ fuhr Amarell mit ruhiger Stimme fort. „Sie hat auch die Täterin belauscht, wie sie das Gift mit der Medizin mischte. Das Gift kam nicht aus dem Fläschchen der Baronin, sondern aus einem anderen, auch habe

sich das Gericht nicht nur, sondern auch die Baronin selber, sowie Schwester Marie in der Zeit getäuscht. Das Mischen sei schon am Abend vorher vorgenommen worden, als die Schwester fortgegangen war, und die Frau Baronin einmal auf wenige Minuten das Zimmer verlassen hatte, um einen Blumenstrauß mit frischem Wasser zu versehen."

Die Hausdame saß bewegungslos da, den Oberkörper weit vorgebeugt, den Kopf tief herabgesenkt, beide Hände auf dem Tische ruhend. Der Ausdruck einer unerhörten Spannung lag auf ihren Zügen, manchmal öffnete sie hastig die Lippen, als könne sie nicht länger an sich halten.

Der „Schreiber" lehnte sich anscheinend unbekümmert um das Vorgehende in seinen Stuhl zurück, er beschattete seine Augen mit der Hand, aber unter dieser Hand zielten seine Blicke wie zwei Flintenrohre auf sein Opfer, und jeder Muskel an ihm war in Bereitschaft.

„Gerichtlich ist aber doch festgestellt, daß die Arznei Morgens noch unvermischt war," warf der Baron ein. „Mein armer Sohn hat noch davon genommen und —"

„Das ist ein Irrtum. Wie die Person es darstellt, habe das Kind an jenem Morgen überhaupt keine Arznei bekommen. Doch damit nicht genug: jene Person ist auch der Täterin gefolgt, als sie ausging, sich das Morphium zu besorgen."

„Undenkbar!"

„Nicht wahr, man hält es fast für Zauberei? Aber die Tatsache steht fest. In der Verkleidung einer schlichten Handwerkersfrau erschien die Täterin bei Doktor Wittekindt, der Arzt durchschaute sie aber und schrieb ihr das gewünschte Rezept nicht. Ohne daß sie es merkte, machte er aber eine Aufnahme von ihr mit

seinem immer bereitstehenden Apparat. Ich habe die Photographie hier — wollen Sie sie sehen?"

Damit zog Amarell das Bild aus der Tasche und hielt es seinen Zuhörern über den Tisch entgegen.

Vielleicht regte sich noch ein letzter leiser Zweifel in der Hausdame, der zugleich mit einem letzten Funken Hoffnung gepaart war — wie ein Stößer auf seine Beute fuhr sie nach dem Bilde, warf einen einzigen raschen Blick darauf und sprang dann mit einer blitzschnellen Bewegung von ihrem Sitz empor.

Mit einem Satze war sie am hinter ihr liegenden Fenster, mit zitternder Hand riß sie den Flügel auf und packte den Riegel, um sich auf das Fensterbrett zu schwingen.

Da ergriff sie eine starke Hand und riß sie zurück. Der Kommissar war im gleichen Augenblicke aufgesprungen wie sie selbst und mit ihr fast zugleich am Fenster angelangt. „Sie will sich hinabstürzen!" rief er, indem er sie mühsam festhielt.

Der Rechtsanwalt und der Baron eilten herbei, ihre Kräfte mit denen des Kommissars zu vereinigen, denn die Giftmischerin wehrte sich mit der Kraft einer wilden Katze.

„Was wollen Sie von mir?" zischte sie wütend nach ihren Bedrängern hin. „Es ist alles Lüge, alles Betrug und Verleumdung!"

Wie durch einen plötzlichen Wink mit einem Zauberstab hatte sich die Szene verwandelt. Eben noch saß die kleine Gruppe anscheinend gemütlich und ruhig sich unterhaltend da, und jetzt löste sie sich auf in wilden Lärm und grenzenlose Verwirrung.

Der Kommissar hielt mit beiden Händen die Rasende. „Öffnen Sie das Fenster nach der Straße, Herr Doktor," rief er dem Anwalt zu, „und rufen Sie!"

Amarell befolgte den Rat, und wenige Augenblicke später stürmten zwei Polizeibeamte ins Zimmer.

Die Mörderin erkannte jetzt, daß ihre Sache verloren war. „Lassen Sie mich, Sie zerquetschen mir ja die Gelenke!“ rief sie dem Kommissar zu. „Ich will mich ergeben.“

Er ließ sie los. Anscheinend ruhig tat sie einen Schritt nach der Mitte des Zimmers und ließ sich wie erschöpft auf ihrem früheren Sessel nieder.

„Lassen Sie mich nur ein wenig zu Atem kommen,“ sagte sie.

Der Kommissar gab seinen Leuten einen Wink. Er stellte sich hinter sie, einer der Männer vor sie, der andere nahm seinen Platz an der Tür.

Die Gefangene begann jetzt zu weinen, zog ihr Taschentuch aus der Tasche und führte es zu den Augen. In diesem Augenblicke packte der Kommissar von neuem zu, mit einem Ruck riß er ihr das Taschentuch aus der Hand — ein harter Gegenstand fiel zu Boden.

Mit einem wilden Schrei sprang Theresa Albanus auf, sich auf das Gefallene zu stürzen, der Kommissar aber kam ihr zuvor und hob eine kleine Flasche auf.

„Da ist das Gift!“ rief er. „Die Flasche ist noch halb gefüllt. Sie gedachte wohl eben den Rest für sich selber zu benützen. — Sehen Sie, Herr Doktor, es sind nur wenige Tropfen ausgelaufen.“

„Wollen Sie noch weitere Beweise?“ fragte der Anwalt den Baron.

„Nein — sie hat sich selbst verraten,“ gab der Hausherr erschüttert zu.

„Haben Sie auch mitgewirkt, mich zu überlisten?“ rief die Gefangene, die jetzt, nachdem auch ihr letzter Versuch, sich der Strafe zu entziehen, mißlungen war, total gebrochen auf ihren Stuhl gesunken war. Sie

schluchzte heftig, widerstandslos reichte sie dem Kommissar ihre Hände zum Fesseln dar.

„Wer — wer ist es, der mich verraten hat?“ wandte sie sich an den Rechtsanwalt. „Ist er es?“ Sie hob die gefesselten Hände gegen den Baron auf.

„Nein. Sie selbst haben sich verraten, Fräulein Albanus.“

„Ich selbst?“

„Der kleine Splitter, der von dem Morphiumfläschchen der Frau Baronin sich ablöste, ist zum Zeugen gegen Sie geworden.“

Eine Stunde später stand Theresa Albanus vor dem Staatsanwalt. Sie begleitete ihr Bekenntnis mit bitteren Tränen der Reue und Scham, obgleich sie ganz offen erklärte, daß erst die durch die plötzliche Entdeckung bewirkte Angst die volle Erkenntnis ihres Tuns in ihr ausgelöst habe.

Der Staatsanwalt ließ sie sofort in dieselbe Zelle abführen, die bisher Marga innegehabt. Diese aber wurde auf der Stelle vor ihn geführt und empfing mit tiefbewegtem Herzen die Ankündigung ihrer Freiheit. Nur so lange bat sie der Beamte, sich noch zu gedulden, bis die notwendigen Formalitäten erfüllt seien.

Für die eine Nacht, die sie noch im Gefängnis zubringen mußte, erhielt sie ein besonderes Zimmer angewiesen, und am anderen Vormittag in der elften Stunde verließ sie an der Seite ihres Rechtsbeistandes und Gisberts das Gefängnis, um in ihre Wohnung zurückzukehren.

„Darf ich nun, teure Marga,“ begann Doktor Burger, als beide allein waren, „des Augenblicks gedenken, als wir in jenem Gerichtszimmer —“

Margas schmerzliches Kopfschütteln ließ ihn verstummen. „Noch bin ich eine Verurteilte,“ sagte sie

ernst, „und nur durch einen außerordentlichen Akt des Gerichts vorläufig in Freiheit gesetzt. Mein Prozeß muß erst wieder aufgenommen, und meine Schuldlosigkeit durch öffentlichen Richterspruch bestätigt werden. So lange bitte ich Sie, sich zu gedulden, mein Freund. Lassen Sie mich innerlich und äußerlich erst vollständig mit dem Unglück aufräumen, bevor ich den Wiederaufbau meines Glücks beginne."

19.

Der Tag des Triumphs für die unglückliche Dulderin war erschienen. In demselben Saale stand sie, vor denselben Richtern; derselbe Staatsanwalt saß in seinem schwarzen Talar ihr gegenüber. Wieder drängte sich das Publikum in den Zuhörerraum. Nur der Verteidiger fehlte an seinem Platze, denn Doktor Amarell zählte diesmal zu den Zeugen, die Angeklagte bedurfte ja keines Vertreters, der Staatsanwalt selbst würde für sie sprechen.

Nur kurz war die Verhandlung. Der Verlesung der Anklage folgte eine kurze Vernehmung der Angeklagten, sie beteuerte ihre Unschuld wie damals, dann erschien Doktor Amarell als Zeuge, um darzulegen, wie er die wahre Täterin entdeckt hatte. Nach ihm führte man diese selbst herein. Unter Tränen bekannte sie sich zu dem Verbrechen. Nun sprach der Staatsanwalt, bedauerte das Vorgefallene, betonte die Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens und rühmte den außerordentlichen Scharfsinn des Verteidigers. Unter warmen Ausdrücken des Bedauerns über den vorgekommenen Rechtsirrtum ersuchte er die Geschworenen, durch Verneinung der Schuldfrage dem Opfer der Justiz seine bürgerliche Ehre zurückzugeben.

Kaum zwei Minuten währte die Abwesenheit der

Geschworenen, dann betraten sie wieder den Saal, und der Obmann verkündete das selbstverständliche Resultat. Der Gerichtshof sprach darauf die Angeklagte frei, der Präsident selber erhob sich, um sie zu beglückwünschen. Darauf drängten sich alle herzu, Staatsanwalt und Richter, ihr die Hand zu drücken, draußen empfingen sie die begeisterten Hochrufe der harrenden Volksmenge.

Wie betäubt stieg Marga in den Wagen, den Gisbert für sie bereit hielt. Burger und Amarell nahmen ihr zur Seite Platz, dann rasselte das Gefährt davon — zum Standesamt!

Marga hatte sich entschlossen, den Tag der Wiederherstellung ihrer Ehre auch zum Ausgangstag ihres neuen Glückes zu gestalten. Dann fuhr man zur Kirche und von da nach dem Institut des Doktors, das sich zur Feier des Festes im prächtigsten Schmuck zeigte. Vorn an der Pforte waren die Zöglinge aufgestellt, die alle „Hurra!“ schrieen und die neue Pflegemutter begrüßten.

Innig ergriffen drückte Marga den kleinsten der armen Knaben an ihre Brust, küßte ihn zärtlich und rief: „Ja, meine Kinder, ich will euch allen eine Mutter sein — jedes von euch soll das Bild meines Rudi mir zurückrufen, und alle Liebe, die ich für ihn in Bereitschaft hielt, soll euch zugute kommen, ihr armen Stiefkinder der Natur!“

Unter den zahlreichen Gratulationen, die bereit lagen, befand sich eine solche des Barons v. Wolfern. Sie war in ehrerbietigen innigen Worten abgefaßt. Der Baron bat seine geschiedene Gemahlin um Verzeihung für alles was er ihr zu leid getan, er flehte sie an, nicht bloß in Haß und Verachtung seiner zu gedenken, sondern den Glauben mit in ihr neues Leben

hinüberzunehmen, daß auch er aus den Prüfungen der letzten Zeit als ein besserer Mensch hervorgegangen sei.

„Hoffen wir, daß es anhält,“ meinte der skeptische Doktor Amarell. „Zeit wird es wahrlich, der gute Herr ist alt genug.“

Gisbert warf dem Sprecher einen mißbilligenden Blick zu.

„Sie wollen mir wohl böse sein, Doktorchen?“

„Wie könnten wir das jemals?“ sprach Marga mit sanfter Herzlichkeit, indem sie des treuen Mannes Hand ergriff. „Was ich Ihnen schuldig bin, Herr Doktor, das kann die Freundschaft eines ganzen Lebens nicht ausgleichen.“

„Unsinn — ich habe einfach meine Rechnung bezahlt,“ lachte der junge Anwalt. „Sie waren ja meine Gläubigerin vom Schiffe her.“

„Meine Rechnung war unendlich klein gegen die Ihrige.“

„Bitte — Sie wagten Ihr Leben, Sie konnten ja nicht wissen, daß ich nicht an der Krankheit litt, die man vermutete. Ich aber wagte nicht nur nichts, sondern betrieb im Grunde nur die Interessen meiner Praxis. Was denken Sie, wie ich seitdem überlaufen werde!“

So scherzte der edle Mann alle Rührung hinweg. Seine immer heitere Laune trug vor allem dazu bei, das bescheidene Fest zu einem Freudentag für die Angestellten des Instituts und die Pfleglinge zu gestalten.

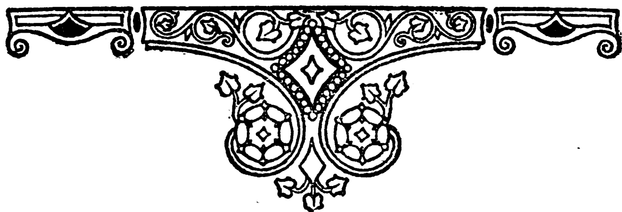
Er war der letzte der Gäste.

„Möge dir hier eine neue Sonne aufgehen, mein Lieb!“ sagte Burger jetzt mit bebendem Munde zu seiner jungen Gattin. „Stürme haben genug auf

deinem Lebenspfade gehaust, die Geschosse des Schicksals haben dich bis ins Herz getroffen — du verdienst einen sonnigen Frieden, eine glänzende Genugtuung! Ich will fortan dein Schirm und dein Schild sein, ich will dich deinen unwürdigen Gatten, unsere Pfleglinge sollen dich deinen unglücklichen Sohn vergessen lassen!“

„Sie sind eingeschlossen in unseren Bund,“ versetzte Marga mit feuchten Augen. „Mein armer kleiner Rudi soll nicht umsonst gelebt haben. Von der schwachen, armseligen Flamme seines Lebens ist ein Licht ausgegangen, das mein Herz erleuchtet hat, und das seinen Glanz und Segen zurückstrahlen soll auf seine unglücklichen Leidensgenossen. Ich habe ein Mutterrecht an ihnen allen!“

Ende.





Zwei Ehen.

Roman von Erich Ebenstein.

▽ (Nachdruck verboten.)

1.

Tiefer Winter liegt um und auf des Forstrats Thursen kleiner Villa „Waldhaus“, die, zwischen Wäldern und Wiesen eingebettet, von den malerisch ansteigenden Felsschründen, Gräben und Gewänden der nordwestlichen Semmeringausläufer umhegt, am Ausgang des Fichtenauer Tales steht.

Schnee, nichts als Schnee. Als glitzerndes Gespinst liegt er über der großen Wiese, die sich im Sonnenschein flimmernd bis über den Anger hinaufzieht, als schweres, bläulichweißes Laken über den Feldern, in rosig angehauchten Riesenhauben über Dächern und Schornsteinen.

Die Obstbäume im Rauhreifschmuck haben etwas Bräutliches, über den dunklen Tannen des Waldes, von denen zuweilen lautlos weiße Ballen niedersinken, liegt Märchenzauber.

Eine frostige Sonne, die blitzend aus blaßblauem Himmel niederleuchtet, malt rosige Tinten zwischen kaltes Weiß und blaugraue Schatten.

In der großen Eckstube ist's warm. Der grünglasierte Kachelofen sprüht ordentlich vor Hitze, und die Dielen knistern unter dem Teppich, über welchen

der Sohn des Hauses, Heinz Thursen, seit acht Tagen zum außerordentlichen Professor für vergleichende Sprachforschung an der Wiener Universität ernannt, auf und ab wandert, nachdem er den Eltern seine „welterschütternde Neuigkeit“ mitgeteilt hat.

„Das ist es, liebe Eltern. Ich liebe und will heiraten! Das Junggesellenleben hat mich immer angewidert, dieses Wohnen bei fremden Leuten, dieses Essen in den Wirtschaften — nein, ein Weib, ein Heim, so recht ein warmes, behagliches Heim, wie die Mutter es zu schaffen verstand, war immer mein sehnsüchtigster Traum. Es ist das Glück, welches schließlich jeder Mann anstrebt, wenn er das Leben tiefer faßt als ein Karnevalsvergnügen. Und jetzt, da ich meine Ernennung bekam, kann der Traum Wirklichkeit werden!“

Danach war es einen Augenblick still geworden. Des Forstrats immer noch schlanke, aufrechte Hünengestalt mit dem bürstenartig emporstehenden Grauhaar über der rotbraunen Stirn, den hellen scharfen Augen unter buschigen weißen Brauen und den schmalen, sehr scharfgeschnittenen Lippen stand am Fenster. Behaglich schmunzelnd sog er mächtige Dampfwolken aus einer langen Pfeife, die ihn fast nie verließ. Die Forsträtin, ein munteres rundliches Frauchen mit lustigen dunklen Augen und einem Gesicht, rosig wie ein Borsdorfer Apfel, saß auf ihrem Lieblingsplatz in dem breiten, weichgepolsterten Großvaterstuhl am Ofen. Ein schelmisches, verjüngendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Belustigt und triumphierend schielte sie zu ihrem Gatten hinüber.

Das war also die Neuigkeit? Als ob sie das nicht längst vorausgesehen hätte, seit ihre Freundin Minna Brand mit ihrer Tochter Erika nach Wien übergesiedelt war, und Heinz alle seine Sonntagnachmittage bei

Brands verbrachte! Vater hatte es nicht zu glauben gewagt, obwohl's ihrer beider Wunsch seit jeher gewesen war.

Ein so liebes, bescheidenes Mädel, die Erika! Sparsam, häuslich, nicht ein bißchen verwöhnt — na ja, seit Doktor Brands Tod ging's ihnen auch hart genug — die würde das Glück wenigstens zu schätzen wissen! So ein Staatsjunge wie ihr Heinz und Professor jetzt — für Erika war er eine geradezu glänzende Partie. Übrigens zog auch er ein großes Los: eine bessere Hausfrau als Erika Brand konnte er ja im Leben nicht finden, und das war in der Mutter Augen die Hauptsache.

Heinz wanderte mit seligem Lächeln noch immer schweigend auf und ab. Er hatte die prächtige Figur und die hellen, scharfblickenden Augen des Vaters zu der Mutter dunklem Haar, deren schöngeschnittenen Mund er auch besaß. Kinn und Oberlippe waren glatt rasiert, während an den Backen ein kleines, leicht gekraustes Bärtchen stand.

Aus seinen hellgrauen Augen strahlte jetzt ein warmer Schein, als er immer und immer wieder dachte: „So, nun wissen sie's! Bald wird es alle Welt wissen, daß ich nichts mehr will vom Leben als die eine — die eine —“

Der Forsträtin Stimme unterbrach seine verzückt um „die eine“ kreisenden Gedanken. Etwas vorgebeugt, mit schelmischem Ausdruck sagte sie, den großen Sohn stolz anblickend: „Na — und die Erika ist wohl im siebenten Himmel, und Frau Brand im zehnten? Eine Frau Universitätsprofessor — das hätten sie sich nicht träumen lassen, als sie nach des alten Brand Tod nicht wußten, wovon sie mit Anstand weiterleben sollten!“

Heinz Thursen war mitten im Zimmer stehen ge-

blieben und starrte seine Mutter verblüfft an. „Erika? Du meinst? Aber, Mutter, die Erika will ich ja gar nicht heiraten!“

„Nicht? Du schriebst doch, daß du jeden Sonntag dort bist und — und —“

Der Sohn lachte. Etwas gezwungen freilich. „Das ist doch noch kein Grund, das Mädchen zu heiraten! Brands sind ja prächtige Menschen, Erika ein hübsches und tüchtiges Mädchen, und da wir hier in Fichtenau zusammen aufwuchsen, ist's doch nicht verwunderlich, daß wir uns in Wien wieder aufsuchten?“

„Nun, das meinte ich ja! Und ihr habt doch als Kinder schon ‚Braut und Bräutigam‘ gespielt, und es war immer unser Wunsch, denn das Mädchen ist tüchtig wie keine zweite und paßte zu dir und —“

Wieder lachte der Sohn. Diesmal fast übermütig. „Und sie paßt halt doch nicht ganz zu mir, denn wir haben uns zwar lieb, aber — wir lieben uns nicht!“

„Blödsinn!“ brummte der Forstrat am Fenster. „Einfach Blödsinn!“ Dann drehte er sich langsam um. „Kurz und gut — wen willst du also heiraten?“

„Maja Heidlauf!“ kam es wie aus dem Rohr geschossen zurück.

Einen Augenblick starrten die Eltern Heinz sprachlos an. Der Mutter Gesicht war bleich geworden, die Augen des Forstrats funkelten spöttisch.

„Die!“ kam es dann von beider Lippen, und der Forstrat setzte lachend hinzu: „Den närrischen Wirbelwind, den uns Erika einmal mit zu Besuch brachte? Das Mädel mit dem zerzausten Lockenkopf, die Konzertsängerin, die den Kopf voll großer Rosinen hat, aber nicht einmal weiß, wie man eine Kartoffelsuppe kocht?“

„Dieselbe!“ gab Heinz verdrossen zurück. „Ich liebe sie, Vater! Rasend liebe ich sie und —“

„Bäh!“ lachte der Forstrat. „Du bist noch sehr grün, mein Junge! Ich, dein alter Vater, frage dich: Wie denkst du dir denn die Maja Heidlauf eigentlich bei deinen paar hundert Gulden Gehalt in diesen teuren Zeiten? Ich sage dir, Junge, da muß eine schon gewaltig wirtschaften können, um in der Großstadt mit Ehren zu bestehen! Die Mutter Sprachlehrerin, die Tochter alles mögliche, nur keine Hausfrau! Hat's ja selber lachend eingestanden damals!“

„Nun,“ schaltete der Sohn eifrig ein, „Maja ist so genial veranlagt, daß sie immer können wird, was sie will.“

„Sei so gut und rede kein Blech! Will — will! Erstens will sie als Künstlerin nicht, denn Künstlerinnen bilden sich immer ein, reale Dinge seien untergeordnet und entwürdigend für sie — und zweitens könnte sie überhaupt nicht!“

Heinz machte eine geringschätzige Bewegung. „Entschuldige, Vater, du legst entschieden der Wirtschaftlichkeit einer Frau eine übertriebene Bedeutung bei. Die Amerikaner haben doch auch ein gemütliches Heim, ohne daß die Frau zur Dienstmagd erniedrigt wird. Das Familienleben ist darum nicht schlechter daran. Im Gegenteil: der Mann gewinnt eine verständnisvolle Gefährtin und —“

Der alte Thursen lachte voll polternder Gutmütigkeit auf. „Bravo! Amerika! Die Amerikaner! Na, dorthin würde ja deine Maja wohl passen. Du aber bist eben kein Amerikaner, sondern ein Deutscher, das heißt einer, der auf tausend Dinge Wert legt, worüber die da drüben vielleicht lachen.“

„Maja paßt durchaus zu mir, Vater — ich fühle es! In ihr liegen Schätze verborgen, die meine Liebe heben wird. Du magst sagen, was du willst: Liebe ist die

Hauptsache, die wundertätige Zauberin, das große Geheimnis im Leben. Wenn zwei Menschen sich lieben, lernen sie gemeinsam, was ihnen etwa fehlt. Ich habe die Überzeugung, daß es bei Maja so sein wird. Und glaubst du denn, man hat Brief und Siegel für sein Lebensglück, wenn man ein häusliches Mädchen heiratet? Kein Mensch ist mit zwanzig Jahren fertig. Niemand weiß, was in ihm schlummert und zur Entwicklung drängt."

Der Forstrat zog die buschigen Brauen hoch. „Ein Körnchen Wahrheit liegt ja in diesen Worten. Aber nur ein Körnchen! Nun, ich bin jedenfalls kein Rabenvater. Du bist alt genug, um zu tun, was du willst — heirate also Maja oder Erika, ich werde jede willkommen heißen, wenn sie dich glücklich macht. Als meinen väterlichen Rat aber gebe ich dir folgendes zu bedenken: Maja Heidlauf ist vielleicht ein geniales Geschöpf, aber unpraktisch, nur für die große Welt erzogen, anstatt für ein einfaches Gelehrtenheim. Erika wäscht, kocht und bügelt, näht sich ihre Kleider selbst und ist ein stilles, bescheidenes Mädchen. Überlege dir das gründlich, Heinz! Oder hast du dich schon gebunden?"

„Nein, Vater. Ihr solltet die ersten sein, mit welchen ich darüber spreche. Maja hat bei vielen Männern Liebe erweckt, trotzdem glaube ich, daß ihr keiner gilt, was ich ihr gelte. Wenn mein Urlaub zu Ende ist, will ich eine direkte Frage wagen."

Der Forstrat atmete erleichtert auf. „Nun also! Dann ist noch nichts verloren. Du brauchst nur gründlich zu überlegen und zu — vergleichen. Stelle dir dein Heim vor unter Erikas Leitung und unter der Maja Heidlaufs! Oder hast du eine Schwärmerei für Künstlerwirtschaft?"

Heinz schwieg bedrückt. Nein — vor einem solchen Heim graute ihm. Er kannte sich sehr gut, und er wußte, daß der Vater in vielen Punkten recht hatte.

Die Mutter hatte nervös an ihren grauen Scheiteln herumgefingert, jetzt standen auf einmal Tränen in ihren Augen. Angstvoll haschte sie nach des Sohnes Hand. „Heinz — ach Heinz, sie hatte damals zerrissene Handschuhe an, und beim Braten fragte sie, ob es Kalbs- oder Schweinebraten sei, wo es doch gefüllter Lammsrücken war!“

Da mußte der Sohn hell auflachen. „Schrecklich!“ Dann schlang er die Arme um die rundliche Gestalt und zog sie an seine breite Brust: „Weine nur nicht, Mutterl, wir sind ja noch nicht aufgeboten, und ich weiß ja auch noch gar nicht, ob sie mich will! Ich verspreche dir, daß ich nicht blindlings eine Frau nehmen werde, die Lammsrücken nicht von Kalbs- oder Schweinebraten unterscheiden kann!“

Sie atmete auf und streichelte seine Hand. „Versprichst du mir das, Heinz? Wirst du warten und — prüfen?“

„Ja. Ich will warten und — prüfen.“

Damit war die Eintracht wiederhergestellt, und die acht Tage, welche Heinz noch bei den Eltern verbrachte, ehe er nach Wien zurückkehrte, verliefen ungetrübt.

Nur eines fiel ihm auf. Überall, wohin er kam, wurde er nach Erika Brand ausgefragt. Ob sie noch immer so schön sei und so fleißig, so bescheiden? Ob er viel bei Brands verkehre? Wann Otto Brand seinen Doktor mache? —

Das war im Grunde aber ganz natürlich. Fichtenau war ein kleiner Ort, fernab von der Bahn, nur wenig Neues gab es zu besprechen, und Doktor Brand, Erikas Vater, hatte als Gemeindearzt, Schützenmeister,

Kegelkönig und Obmann des Verschönerungsvereins jahrelang die erste Rolle neben dem Forstrat gespielt, ja er war mit seinem jovialen Wesen so recht der Mittelpunkt aller Fichtenauer Geselligkeit gewesen, bis ihn der Tod jäh ereilte mitten in einem lustigen Gelage, das man zu Ehren seines sechzigsten Geburtstags gegeben hatte.

Für seine Witwe und die zwei Kinder waren dann böse Tage gekommen. Das Doktorhaus mußte verkauft, ein Verdienst gesucht werden. Frau Brand zog nach Wien und vermietete Zimmer an Schüler, welche sie zugleich in Kost und Aufsicht nahm, und die hübsche blonde Erika schaffte unermüdlich vom Morgen bis zum Abend.

Es war also kein Wunder, daß man sich in Fichtenau nach der Familie Brand erkundigte. Dennoch hatte Heinz ein unangenehmes Gefühl dabei. Überall hörte er etwas absichtlich Anspielendes heraus, wie wenn man ein tieferes Interesse bei ihm als selbstverständlich annähme.

Unwillkürlich beschäftigte er sich in Gedanken fortwährend mit Vergleichen. Erika war ihm ja wie eine liebe, vertraute Freundin. Mancher ihrer Vorzüge kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein. Auch eine scheue, bange Frage zuweilen. Liebte Erika ihn etwa?

Manchmal hatte Frau Brand ein sonderbares Lächeln gehabt, wenn er neben ihrer Tochter saß. Oft war etwas Erwartungsvolles in ihrem Blick gewesen.

Aber Maja! Die liebte er mit seinem ganzen Wesen. Wie ein Teil seiner selbst war sie ihm. Ob sie ihn wiederliebte, wußte er nicht. Manchmal glaubte er's ja, manchmal zweifelte er wieder.

Sie war kühl und scheu, von einer gewissen Verschlossenheit Männern gegenüber, die zuweilen unwahrscheinlich wirkte, so sehr, daß nicht bloß andere, son-

dern auch Heinz selbst sich angstvoll fragte: Ist ihr Gebaren nicht am Ende nur raffinierte Koketterie? Ein gleißender Theatermantel über nüchterner Herzenskälte?

2.

Das erste, was Heinz Thursen nach seiner Heimkehr aus Fichtenau vorfand, war eine ihm von Maja Heidlauf zugesandte, von ihr eigenhändig geschriebene Einladung zu einem Festkonzert, in dem sie auftrat. Zugleich bat sie ihn, ihr ein Lied Walthers von der Vogelweide zu senden, von dem er ihr einmal vorgeschwärmt hatte. Sie habe sich vergeblich in allen Musikalienhandlungen danach umgetan und würde es gerne singen.

Er nahm es als einen Wink des Schicksals. Er wollte es ihr selbst bringen und dabei jene entscheidende Frage wagen.

Punkt halb eins stand er im ersten Stocke eines Gartenhauses auf der Wieden, wo Heidlaufs wohnten. Hochklopfenden Herzens drückte er auf die Klingel.

Frau Heidlauf selbst kam, um ihm zu öffnen. Sie war etwas erstaunt, begrüßte ihn dann aber mit taktvoller Höflichkeit.

Maja war zu Hause. Sie entschuldigte sich, daß ihre Mutter selbst öffnen mußte, aber sie hätten das Mädchen gestern Knall und Fall entlassen müssen, und gab sich im übrigen keine Mühe, ihre Freude über seinen Besuch zu verbergen.

Während er mit ihrer Mutter über Dinge sprach, die ihm entsetzlich gleichgültig waren, setzte sich Maja ans Klavier und begann leise das Lied zu singen. Ein weiches, inniges Liebeslied war's.

Er sah nur ihren dunklen Kopf, auf dem eine Fülle natürlicher Locken mühsam zu einer modernen Frisur

zusammengesteckt war, und ein Stück des freien Halses über den Notenständer herausragen.

Durch das sich unmittelbar hinter ihr befindende Fenster fiel das Licht des klaren Wintertages grell auf sie. Das Haar leuchtete metallgleich, die Haut schimmerte milchweiß und rosenrot wie Apfelblüte. Durch das Vorbeugen des Kopfes entstand eine unvergleichlich weiche, feine Nackenlinie, von der Heinz den Blick nicht losreißen konnte.

Dann läutete es draußen, und Frau Heidlauf verschwand, um zu öffnen. Sie kam vorerst nicht wieder.

Maja aber ließ die Hände plötzlich in den Schoß sinken und sah Heinz mit komischer Verzweiflung an. „Mein Gott, ist das sentimental! Und dieses Liebesgegirr gefällt Ihnen? Ich glaube, ich werde es nicht singen können!“

Er erhob sich rasch und trat ans Klavier. Röte und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Er sah sie heiß an. „Nun ja, es ist sentimental, es ist Liebe! Können Sie sich nicht hineindenken? Haben Sie das Gewaltige, Süße nie vorahnend in der Seele empfunden — einem Menschen alles zu sein?“

Sie sah ihn verwirrt an, wurde blaß und schüttelte plötzlich abwehrend den Kopf. „Nein. Liebe bedingt immer zuerst etwas mir Verhaßtes: die Abhängigkeit! Sie kennen doch meine Schwärmerei für Freiheit!“

Er sah sie ernst an. „Kein Mensch ist ganz frei, liebe Maja. Mit der absoluten Freiheit ist's wie mit der Gletscherluft: man erträgt sie nur bis zu einem gewissen Grad. Darüber hinaus hört die Lebensmöglichkeit auf.“

Sie lachte und warf den Kopf zurück. „Nun, es ist nur gut, daß ich viel davon vertrage, sonst käme ich

eines Tages vielleicht doch in die Versuchung, eine Dummheit zu begehen!“

„Was verstehen Sie darunter?“

„Nun — heiraten!“ Sie lachte jetzt fast ausgelassen. „Für mich mindestens wäre es eine, die ich keine Fügsamkeit, keine Geduld in mir habe, nicht die mindeste Lust, Strümpfe zu stopfen oder mich in die Geheimnisse des Kochtopfes zu vertiefen. Ach, wie sehr wäre mein Mann zu bedauern, und welcher Tropf müßte es sein, der solches wagte!“

Heinz Thursen erschauerte. War das gedankenloses Wortgeklingel oder Ernst? Blaß und bestürzt starrte er sie an.

Sie aber machte sich an den Noten zu schaffen und vermied es, ihn anzusehen. Verworrene Gefühle stürmten in ihr. Eine dunkle Angst, als wolle man ihr mit Gewalt Zügel überwerfen, Mißtrauen, brennendes Mißtrauen gegen Worte, die er etwa noch sprechen könnte, und die doch trügerisch waren — ja, bestimmt trügerisch!

„Man lernt sehr viel im Leben,“ sagte er endlich gemessen, „auch Opfer bringen, wenn man nämlich wirklich liebt!“

Sie zuckte zusammen. Das Angstvolle in ihrem Blick vertiefte sich. „Das ist möglich. Ich aber finde, daß es Torheit wäre. Ich will nicht — ich wollte es nie!“

Ihr Ton war schroff, ihr Blick glitt an ihm vorüber. Fast war es, als sähe sie irgendwo in der Ferne ein Bild, das sie verwirrte und erschreckte.

Auf ihn aber wirkten ihre Worte wie ein brutaler Stoß, der ihn aus allen Himmeln schleuderte. Der Schauer einer grenzenlosen Enttäuschung stieg in ihm auf. Er war an Frauen von stark ausgeprägter Weib-

lichkeit gewöhnt, wie seine Mutter oder wie Erika Brand. Unvermittelt sah er in Maja nur noch die Künstlerin, nicht mehr das Weib, das einem Manne Glück und Frieden bereiten kann.

Ohne recht zu wissen, was er tat, griff er nach seinem Hut und murmelte eine Entschuldigung.

Maja war erschreckt aufgestanden. Sie lehnte am Klavier, ihn aus verwirrten Augen anstarrend. Begriff sie endlich? Es war plötzlich etwas Fremdes, Brennendes, Geängstigtes in ihrem Blick.

Aber er sah es nicht, denn Frau Heidlauf war eingetreten. Sie hatte inzwischen draußen mit einem Dienstmädchen verhandelt, das neu antreten sollte, und entschuldigte ihre Abwesenheit.

Heinz hörte kaum hin. Mit steifer Gemessenheit empfahl er sich den Damen.

Maja fragte, ob sie das Lied noch einige Tage behalten dürfe, und er erklärte hastig, es habe keinen Wert mehr für ihn, er sähe ein, daß es sehr unbedeutend sei, gut für das Feuer, für nichts weiter.

An der Tür sagte Maja beinahe zaghaft: „Auf Wiedersehen beim Konzert! Es wird eine sehr nette Unterhaltung sein. Meine Nummer ist die einzige ernsthafte. Später soll getanzt werden —“

Er antwortete nicht. Ein Wiedersehen lag ihm fern.

In der Tat war er fest entschlossen, das Konzert nicht zu besuchen.

Alles in ihm war stumpf, müde, wie zerschlagen.

Aber da kam am Tage vor dem Feste Otto Brand mit Grüßen von Mutter und Schwester. Erika rechne sicher auf sein Kommen. Sie hätten bereits einen gemeinsamen Tisch bestellt. Erika sei übrigens gekränkt, daß er noch nicht bei ihnen gewesen sei, sie sehne sich

so danach, etwas von Fichtenau zu hören. Wenn er nicht käme, sei ihr der ganze Abend verdorben.

Heinz suchte nach Ausflüchten, besann sich aber dann plötzlich. Wenn er nicht kam, würde Maja erraten, wie tief er getroffen sei! Das sollte sie nicht! Sie sollte nicht über ihn lachen! Er wollte hingehen und Maja ganz ignorieren. War nicht Erika dort? An sie wollte er sich halten. Er fand in Gedanken plötzlich tausend Vorzüge und rührende Eigenschaften an Erika. Wie ein Hafen der Ruhe erschien sie ihm, wie ein treuer Kamerad, der ihm tragen helfen würde, ein Stab, an dem man sich aufrichten konnte. Die Eltern hatten recht. Alle Welt hatte recht. Nur er war ein Tor gewesen.

— — — — — — — — — — — — —

So saß er denn mit Brands zusammen an einem Tisch und erzählte von Fichtenau. Zuweilen brach er allerdings mitten in der Rede ab und starrte düster vor sich hin. Dann sah ihn Erika verwundert an. Sie, die mit dem sechsten Sinn des Weibes längst erraten hatte, wie es um ihn stand, die halb und halb seine Vertraute war, wunderte sich auch, daß er nicht wie sonst nach Maja fragte, die noch im Künstlerzimmer weilte. Seit Monaten hatte sie das Anwachsen seiner Leidenschaft neugierig beobachtet neugierig und — neidisch. Was war geschehen? Heute zum ersten Male kam Majas Name nicht über seine Lippen! War er geheilt? Sie wünschte, sie hoffte es.

Vorsichtig machte sie einige Bemerkungen über die Freundin, über die Wirtschaft bei Heidlaufs jetzt ohne Dienstmädchen. Maja verstände doch gar nichts. Sie äßen nur kalt, Frau Heidlauf müsse, von ihren Stunden heimgekehrt, selbst die Schuhe putzen, reingemacht würde nur oberflächlich. Es klang direkt gehässig.

—

Heinz schwieg. Es fiel ihm nachträglich ein, daß auf dem Klavier dicker Staub gelegen hatte. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Wohnung eigentlich nüchtern und unwohnlich aussah. Die Mutter plagte sich freilich den ganzen Tag mit Stundengeben ab, und die Tochter —

Erika wagte sich noch einen Schritt weiter vor. Ob er schon von Majas letzter Eroberung wisse? Ein steinreicher englischer Lord sei es, steif, spleenig, aber sehr vornehm. Dort vorne am Künstlertisch sitze er, dort, wo auch Maja später sitzen würde.

Sie wies nach einem breitschulterigen, nicht mehr jungen Mann mit bartlosem Gesicht, der mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinsah, als sei ihm die ganze Welt gleichgültig. Heinz schwieg. Er hatte den Engländer bisher nie beachtet.

Dann zuckte er plötzlich zusammen. Eine süße, weiche Stimme ergoß sich in breiten Wellen durch den Saal. Einzelne Sätze gruben sich besonders tief in sein Ohr — nein, mitten ins Herz hinein. Etwas Heißes zitterte in ihnen mit, das er bisher nie aus Majas Mund gehört hatte. Sie sang erst Schubert. Dann als Schlußnummer — der Atem stockte ihm — das Lied Walthers von der Vogelweide, das Lied, das er ihr gebracht! Ihre dunklen Augen blickten entrückt über die Köpfe der Lauschenden hinweg, etwas Visionäres lag darin.

„Bin ich dir unmaere,
Desen weiz ich niht: ich minne dich.
Einez ist mir swaere,
Dû sihst bî mir hin und über mich!“

Wie sie das sang! So mädchenhaft keusch, so voll unbewußter Hingabe! Und dann der Schlußsatz, so innig warm und sehnsüchtig:

„Hilf mir tragen, ich bin ze vil geladen!“

Ein Schauer lief Heinz Thursen über den Rücken. Diese Stimme, dieser Ausdruck! Wußte sie doch, was Liebe war? Woher war ihr die Offenbarung gekommen?

Da fiel sein Blick zufällig auf den Engländer. Der hatte sich, unbekümmert um die hinter ihm Sitzenden, vom Stuhl erhoben und starrte nun auf die kleine Bühne, auf der Majas weiße Gestalt stand.

Sie aber hatte es bemerkt, ihre Augen ruhten auf ihm, ein leises, kaum merkbares Lächeln zuckte um ihre Lippen. Unbewußt, verträumt —

Da glaubte Heinz zu wissen, für wen sie sang. Zum zweiten Male stürzte er aus allen Himmeln. Diesmal so tief, daß er alle Überlegung verlor.

Mechanisch erhob er sich, Erika mit einem zwingenden Blick auffordernd, als klammere er sich an sie wie an ein Rettungsseil.

„Willst du mit? Es ist so heiß hier!" stammelte er leise.

Sie begriff sofort, stand auf und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Mitten im Beifallsgeklatsch gingen sie hinaus. Drüben im großen, tannengeschmückten, menschenleeren Saal, wo später getanzt werden sollte, wandelten sie lange auf und ab. Dort schüttete er der Jugendfreundin sein ganzes Herz aus.

Sie bewies sehr viel Klugheit und Verständnis. Und als er zuletzt, mit fieberheißen Händen die ihren fassend, fast schluchzend vor Erregung sie beschwor, ihn nicht abzuweisen, seine Frau zu werden, ihn zu trösten, zu lieben — da wußte die blonde Erika ganz genau, daß er damit im Grunde nur eine unübersteigliche Schranke errichten wolle zwischen sich und der anderen, zwischen sich — und seinem Herzen.

Aber es störte sie nicht. Ihr einziger Wunsch im

Leben war es, zu heiraten, gleichviel wen, wenn es nur eine annehmbare Versorgung war. Und das war es hier. In einigen Jahren würde er vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor aufsteigen, dann bekam er mehr, als sie brauchten. Außerdem war die Stellung angesehen. Sie würde auch mit einer viel bescheideneren fürlieb genommen haben.

Er aber wandelte neben ihr wie im Traum. Nun war es geschehen, das Tor war zugeschlagen hinter der Vergangenheit — aus, alles aus! Kein Hangen und Bangen mehr, kein Grübeln über die Zukunft!

Eigentlich war es komisch. In einer völlig vernunftlosen Stunde hatte er ohne Besinnen das Vernünftige getan, das alle Welt längst von ihm erwartete. Und doch — er fühlte es mit schmerzhafter Deutlichkeit — der magnetische Strom, der ihn zu Maja hinzog, unfaßbar, geheimnisvoll, der war noch immer nicht aufgehoben, obwohl er eher Haß als Liebe dabei empfand.

3.

Als Heinz Thursen am nächsten Morgen erwachte, hatte er ein unbehagliches, dumpfes Gefühl, als habe er etwas unwiderruflich Törichtes getan, etwas, von dem seine Seele gar nichts wußte, das seinem eigentlichen Selbst geradezu widersprach.

Erst allmählich besann er sich. Er hatte sich mit Erika Brand verlobt. Sie hatte darauf bestanden, es der Mutter und Otto sofort mitzuteilen. Frau Brand war sehr gerührt und schlug vor, nach Hause zu gehen und die Verlobung gemütlich im Familienkreis zu feiern.

Ihm war das mehr als lieb gewesen. Wie durch einen roten Nebel sah er nämlich in dem ganzen Saal nur ein Bild: Maja Heidlauf, wie sie lächelnd zwischen ihrer Mutter und dem Engländer saß. Das reizte ihn

unbeschreiblich. Das vergällte ihm alles: Erika, die Verlobung, Mama Brands liebevolle Gerührtheit.

Es verfolgte ihn bis auf die Straße hinaus. Frau Brand hatte, ehe man fortging, die Verlobung Frau Heidlauf, ihrer ältesten Jugendfreundin, mitteilen wollen. Aber Heinz hatte sich so heftig dagegen gewehrt, daß sie ganz bestürzt in einen stillen Abschied willigte.

Erst in der Brandschen Wohnung war Heinz ruhiger geworden.

Otto schlug vor, eine Bowle zu brauen, um die Verlobung der Schwester zu feiern. In seiner fröhlichen Art machte er sich denn auch mit der Mutter gleich an die Arbeit.

Und dann wurde es auch gemütlich. Man sprach von Fichtenau, von Heinzens Eltern, besprach dies und jenes, setzte die Verlobungskarten auf und bestimmte den Termin der Hochzeit.

Heinz wollte die Verlobungszeit nur sehr kurz bemessen, Frau Brand aber erklärte, zwei Monate brauche sie unbedingt zur Beschaffung der Aussteuer. So einigte man sich endlich auf den 25. April.

Allmählich kam Behagen und Zufriedenheit auch über Heinz Thursen. Das gemütliche Wohnzimmer, die vertrauten Menschen, die er von Kind auf kannte und bei denen er sich geben konnte, wie er war, Erikas Fügsamkeit bei all seinen Vorschlägen und ihre dienstbereite Aufmerksamkeit, die nur daran zu denken schien, es ihm recht angenehm zu machen, umfingen seine erregte Seele wie ein beruhigender Trank. Er dachte an seines Vaters Worte. Der alte Herr hatte recht.

Und Erika, die stille, bescheidene Erika, war ganz die Frau, ihm Behagen zu schaffen. Sein Heim würde

traulich sein wie das Elternhaus daheim. Sein Leben würde ruhig, in geordneten Bahnen verlaufen.

Eine Dankbarkeit, die an Begeisterung grenzte, erfüllte ihn mehr und mehr für das blonde Mädchen. Wie feinsinnig hatte sie sein Geständnis, daß er Maja zu lieben geglaubt habe, aufgenommen, wie lieb hatte sie ihn getröstet: „Du wirst sie vergessen, denn es war nur ein Spiel deiner Phantasie. Maja wäre keine passende Frau für dich."

Er begann sich immer eingehender mit ihr zu beschäftigen, fand, daß sie lebhafter sei, als er gedacht, schöner, als sie ihm bisher erschienen war. Das blasse Oval ihres Gesichts war von tadellosem Schnitt, die Lippen tiefrot wie Mohnblüten, die Bläue der schwarzbewimperten Augen klar und dunkel wie Kornblumen. Selten nur fiel ihm ein verstecktes Sprühen auf, das er sich nicht zu deuten wußte.

Nur ihre Hände waren etwas rot und rauh. Armes Ding — sie hatte bei allen Arbeiten zugreifen müssen!

Jetzt sollte auch sie Behaglichkeit kennen lernen. Ein fremdes, stolzes Gefühl glomm in Heinz Thursen auf: die Genugtuung, geben zu können.

Alle diese Empfindungen rief er sich jetzt wieder in Erinnerung am Morgen nach dem Verlobungsabend, um das unbehaglich dumpfe Gefühl loszuwerden, das ihn beim Erwachen beklemmte.

Schließlich gelang es ihm auch. Er hatte ganz einfach zu viel Bowle getrunken und nun einen kleinen Katzenjammer. Das frische Wasser, mit dem er sich reichlich begoß, spülte denn auch den letzten Rest davon glücklich fort.

Dann überlegte er. Seine Vorlesung fiel heute auf den Nachmittag, der Vormittag war also frei. Er wollte

einen hübschen Veilchenstrauß kaufen und Erika überraschen.

So ging er denn gutgelaunt und ein wenig erstaunt darüber, daß die Erregungen des Vorabends so spurlos ausgetilgt schienen durch seine Bräutigamswürde, auf den Ring zu Fossati. Denn er wollte nicht sparen, sondern Erika mit einem wirklich geschmackvollen Blumengruß überraschen. War es doch sein erstes Geschenk an sie.

An Maja dachte er wie an etwas schon sehr Fernliegendes, ein wenig geringschätzig sogar und ironisch. Es war doch eine ganz tolle Idee gewesen, sie sich als Hausfrau in einem bescheiden bürgerlichen Haushalt zu denken! Überhaupt hatte er entschieden zu viel in sie hineingeheimnißt. Sie war ein hübsches, begabtes Mädchen, aber hochmütig, kalt und oberflächlich. Dabei kokett. Denn manchmal hatte sie, wenn er mit ihr sprach, die Augen aufgeschlagen und ihn mit einem sonderbar scheuen, weichen Blick angesehen.

Ach nein, er wollte nicht mehr daran denken. Diese seltenen, geheimnisvoll verschleierten Blicke waren ja im Grunde schuld gewesen, daß seine Phantasie so tolle Sprünge machte.

Bei Fossati wäre aber seine Philosophie bald ins Wanken gekommen. Während er zögernd zwischen zierlich gebundenen Veilchensträußen wählte, trat plötzlich der Engländer ein, der gestern abend neben Maja Heidlauf gesessen hatte.

Mylord schien ein guter Kunde zu sein. Man konnte sich nicht genug tun in ergebenster Höflichkeit.

Er kam, um einen Blumenkorb zu bezahlen, den man gestern in seinem Auftrag Fräulein Heidlauf überreicht hatte. Dann sah er sich ein wenig im Laden um, entdeckte einen kleinen, mit lila Blüten übersäten

Fliederbusch und streckte zwei seiner langen Finger danach aus. Dabei warf er eine Banknote auf das Kassenpult.

„An die gewöhnliche Adresse, Mylord?" fragte die Verkäuferin.

„Yes!"

In Heinz Thursen kochte es. Er war abwechselnd rot und blaß geworden und warf die Veilchensträuße achtlos durcheinander.

„Der Mensch ist ja die fleischgewordene Arroganz," dachte er wütend. „Und den liebt sie! Weil er reich ist, weil er ein Lord ist! Liebe? Nein — höchstens Spekulation!"

Plötzlich griff er nach dem nächsten besten Strauß, warf gleichfalls eine Banknote auf das Kassenpult und stürmte, ohne sich den Restbetrag auszahlen zu lassen, von den verwunderten Blicken der Verkäuferinnen und einem spöttischen Lächeln des Lords begleitet, auf die Straße hinaus.

Fünf Minuten rannte er blindlings vorwärts, als sei ein Ungeheuer hinter ihm her. Dann blieb er jäh stehen, strich sich über die erhitzte Stirn und lachte gallig über sich selbst. „Narr — was geht es dich denn an?"

Langsamer setzte er seinen Weg fort, und als er in die Landstraßner Hauptstraße einbog, war er wieder ganz vernünftig.

Erika und ihre Mutter waren nicht zu Hause. Die Aufwärterin, welche sonst nur Morgens auf zwei Stunden kam, um die Betten der Koststudenten zu machen und deren Stiefel zu reinigen, teilte ihm mit, Frau Brand habe sie von heute an für die ganzen Vormittage gemietet, da sie in der nächsten Zeit viele Laufereien hätten der Aussteuer wegen.

Heinz beschloß, zu warten, und setzte sich in die gute

Stube, wo Frau Brand die Eltern ihrer Pensionäre zu empfangen pflegte.

Noch saß er keine Viertelstunde dort, als die Klingel draußen ertönte, und gleich darauf die Tür des kleinen Salons sich öffnete.

In der Meinung, es sei Erika, wandte sich Heinz Thursen rasch um und blieb dann wie erstarrt in jähem Schreck stehen. Maja Heidlauf war eingetreten.

Auch sie hatte offenbar von seiner Anwesenheit nichts gewußt, denn ein bestürzter Ausdruck glitt über ihr gerötetes Gesicht.

Einen Augenblick standen beide wortlos da, während ihre Blicke ineinander ruhten. Dann murmelte Maja befangen: „Verzeihen Sie, daß ich nicht anklopfte. Ich dachte, es sei niemand hier, und wollte Erika erwarten.“

Vor seinen Augen lag wieder der rote Nebel wie gestern. Er dachte an den Engländer bei Fossati und den mit lila Blüten übersäten Fliederbusch. Er hörte die süßliche Stimme der Verkäuferin fragen: „An die gewöhnliche Adresse, Mylord?“

Ganz plötzlich kam eine höhnische, kalte Gelassenheit über ihn. Heute hielt auch er einen Trumpf in der Hand. Sie sollte nicht meinen, daß ihr verblümter Korb gestern ihn unglücklich gemacht habe.

„Dann können wir ja gemeinsam warten,“ sagte er, „denn auch ich erwarte Erika — meine Braut.“

Er sah Maja nicht an bei seinen Worten. Er wandte ihr erst dann den Blick zu, als es nach einer kleinen Pause seltsam unsicher von ihren Lippen kam: „Ihre — Braut?“

Da sah er in ein weißes Gesicht, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, in Augen, die ihn wie entgeistert ansahen.

„Maja!“ rief er unwillkürlich erschrocken. „Was ist Ihnen?“

Sie faßte sich gewaltsam, ließ sich in einen Sessel gleiten und murmelte: „Ich bin nur ein wenig rasch die Treppen heraufgelaufen.“ Dann lächelte sie mit blassen Lippen. „Also verlobt? Seit wann denn? Sie erwähnten doch vorgestern nichts davon.“

„Weil ich mich erst gestern abend verlobte.“

„Gestern abend?“

„Ja. Gestern, nachdem Sie jenes sentimentale Lied gesungen. Sie haben den Ausdruck vorzüglich getroffen, die Wirkung meisterhaft berechnet. Es klang beinah'e wie wirklich empfundene Liebe. Das riß mich hin und —“

„Das riß Sie hin!“ wiederholte sie mechanisch.

Er fuhr mit grausamer Schärfe fort: „Menschen wie ich schwärmen nicht so unbedingt für ihre Freiheit wie — Sie zum Beispiel! Es war lange meine Absicht, zu heiraten, ein liebes Weib zu haben, für das ich schaffen kann, ein Heim, in dem alle Sehnsucht, alles Drängen ein Ziel finden soll — nun habe ich es gefunden!“

Maja schwieg.

Er wanderte im Zimmer auf und ab. Seine Gedanken sprangen im Zickzack herum. „Es war übrigens höchste Zeit,“ stieß er nach einer Pause heraus, „daß ich mich selbst wiederfand. Mein Glaube an das Weib drohte unterzugehen —“

Sie schwieg auch jetzt.

Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. Er blieb vor ihr stehen und fragte: „Warum haben Sie das Lied gestern gesungen, trotzdem es Ihnen doch anfangs gar nicht gefiel?“

Sie sah abwesend vor sich hin und — schwieg.

Er aber fuhr, überwältigt von einem dunklen Drang, ihr einen Teil der Schmerzen, die sie ihm verursacht, zu vergelten, rasch fort: „Nun — ich kann mir's ja denken! Es galt, den reichen Engländer zu erobern!“

Da erhob sie sich jäh, warf ihm einen unsäglich verachtungsvollen Blick zu und stieß mit zuckenden Lippen heraus: „Schweigen Sie — Sie sind erbärmlich! Verstehen Sie? Erbärmlich — wie nur ein Mann sein kann!“

Der Ekel in ihrem Ton war so echt, so aus der Tiefe ausbrechend, daß er erblaßte und ihr, die das Zimmer verlassen wollte, den Weg vertrat.

„Maja! Was soll das heißen?“

Sie schritt an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, während sie kalt antwortete: „Das soll heißen: es ist lächerlich, von seinem Glauben an das Weib zu sprechen, wenn man das Weib nie gekannt hat! Es ist lächerlich, Dinge zu erwarten, die man selber nie geübt hat! Und es ist ganz erbärmlich, ein schutzloses Mädchen ohne Grund zu beleidigen!“

Eine ungeheure Aufregung packte ihn. Ihm war, als dürfe er sie nicht gehen lassen, ehe sie ihm eine Erklärung dieser rätselhaften Beschuldigungen gegeben habe.

Aber Maja hatte die Tür bereits erreicht. Er stürzte ihr nach.

Da öffnete sich die Tür, und Erika stand vor ihnen.

Erschreckt überflogen ihre blauen Augen die beiden, um dann mit seltsam kaltem, höhnischem Ausdruck auf Majas bleichem Gesicht haften zu bleiben. „Ah, du bist da!“ sagte sie. „Verzeih, daß du warten mußtest. Heinz wird dir wohl schon gesagt haben —“

„Ja. Meinen Glückwunsch, liebe Erika!“ sagte Maja sanft.

Erika lächelte und fuhr hastig fort: „Du mußt wirklich entschuldigen — auch für die Zukunft! Ich werde jetzt sehr selten zu Hause sein, es kam alles so schnell, wir haben alle Hände voll zu tun mit den Besorgungen —“

„Natürlich. Ich will dich auch nicht aufhalten dabei. Grüße deine Mutter!“

Maja neigte den Kopf und verschwand.

Heinz fuhr Erika gereizt an: „Was hast du getan? Du hast sie ja förmlich hinausgeworfen!“

Da schmiegte sich Erika wie ein Kätzchen an seine Brust und blickte flimmernd zu ihm auf. „Ich will sie nicht sehen an deiner Seite — verstehst du das nicht?“

Er schwieg und seufzte tief auf. „Du hast recht,“ murmelte er mit klangloser Stimme. „Es ist besser so!“

4.

Maja Heidlauf wanderte gedankenlos die Straßen auf und ab, ohne an den Heimweg zu denken. Ein Ekel würgte sie, ohne daß sie sich über dessen Ursache hätte Rechenschaft geben können.

Es war ja wirklich ihr Ernst gewesen vorgestern, als sie seine verhüllte Werbung zurückwies in der Überzeugung, daß sie jene Fügsamkeit und Geduld nie üben wollte, wie sie so viele Männer verlangen, um sich zum Dank dafür gnädig zum Heiraten zu entschließen. Selbst wenn ihr Herz unruhig pochte, wollte sie das nicht. Ihr Leben sollte nie ein Geschenk von des Mannes Gnaden sein. Erst wollte sie etwas erreichen, um dann ebenfalls geben, nicht bloß empfangen zu können.

Dieser Stolz lag ihr im Blut von der Mutter her, die nach kurzer, äußerst unglücklicher Ehe ihr stets eingeprägt hatte, Selbstachtung und Selbständigkeit, also Unabhängigkeit vom Manne, seien unauflöslich verbundene Begriffe. Abhängigkeit sei überhaupt der

traurigste Zustand, Liebe die größte Lüge der Welt, der furchtbare Abgrund, in dem Frauenglück unrettbar versank, wenn man ihm nicht meilenweit aus dem Wege ging.

War es ein Wunder, daß sie die Liebe fürchtete wie das Verderben und der Ehe als Notbehelf unselbständiger Naturen mißtraute?

Dazu kam ein in den letzten Jahren, da Frau Heidlauf mit Bangen die wachsende Schönheit Majas beobachtete und die sich daran knüpfenden Gefahren im Großstadtleben zitternd erwog, zum Leitmotiv gewordener Satz: „Traue keinem Manne, mein Kind! Sie sind Verderber und Verräter. Jedes reine Glück liegt fernab von ihnen!"

Die Zeit war Frau Heidlaufs Grundsätzen günstig. Mitten im Meer des Lebens stand wie auf einer Insel eine große Gruppe selbständig erwerbender Frauen, die mehr oder minder alle so dachten wie Majas Mutter. Nüchternheit war die Basis ihres Lebens, Stolz der Stab, auf den sie sich stützten, freiwillige oder erzwungene Entsagung die Fahne, welche sie hoch hielten.

In diesen Kreisen war Maja zwanzig Jahre alt geworden. Als ihre selten schöne Stimme sie auf die Laufbahn einer Künstlerin verwies, war ihre jungfräuliche Herbigkeit der beste Schutz ihrer Schönheit geworden im Umgang mit Männern. Ihre Mutter atmete allmählich auf, unverstanden, wirkungslos glitten alle Huldigungen an ihr ab. So temperamentvoll, ja heißblütig sie in der Kunst empfand, so kalt ließ sie das Leben, bemerkte Frau Heidlauf mit wachsender Befriedigung.

Auch Maja dachte so. Vorgestern noch. Jetzt, während sie halb von Sinnen durch ihr unbekannte Straßen-

züge rannte, hätte sie sich am liebsten zu Boden geworfen und geweint — geweint vor Scham, vor Bitterkeit, vor Ekel, vor Jammer! Sie hätte sich selbst schlagen mögen aus Zorn darüber. Aber es nützte kein Versteckenspielen mehr mit sich selbst. Ganz klar und deutlich wußte sie heute, daß Heinz Thursen ihr mehr gegolten hatte, als je ein Mensch zuvor, daß hinter ihren spöttisch abweisenden Worten ganz leise die Hoffnung — nein, die feste Zuversicht gestanden hatte: wenn es wirklich Liebe ist, was er fühlt, wird er mich verstehen und warten!

Er aber ging schon am nächsten Tage hin und verlobte sich mit einer anderen! Ein Spiel, eine Laune nur war sie ihm gewesen!

Erfüllt von diesen Gedanken, bemerkte Maja nichts um sich herum, weder daß die Häuser längst hinter ihr geblieben, noch daß ihr schon eine Viertelstunde lang ein Herr folgte.

Sie fuhr darum beinahe entsetzt zusammen, als sie sich plötzlich angesprochen hörte und, verwirrt aufblickend, weiße Schneeflächen, kahle Bäume und Lord Lyons bartloses Gesicht vor sich sah.

Sie war bis in den Prater gelaufen, wo es um diese Jahreszeit öde und menschenleer war.

Als sie sich dieser Tatsache bewußt geworden und der anderen, daß Lord Lyon ihr absichtlich gefolgt sein mußte, wandte sich ihr Groll gegen ihn, und sie sagte gereizt: „Wie kommen Sie hierher, Mylord?“

„Ich bin Ihnen gefolgt,“ gab er gelassen zurück. „Mein Kutscher sollte mich zur englischen Botschaft bringen, da erblickte ich Sie zufällig, entließ den Mann und folgte Ihnen.“

„Wer gab Ihnen ein Recht dazu? Ich will allein sein!“

Er blickte sie mit augenscheinlicher Teilnahme an. „Es ist mein Schicksal, Ihnen zu folgen — wissen Sie das noch nicht? Übrigens war es auch meine Pflicht. Dies ist keine Gegend, wo eine junge Dame allein spazieren gehen könnte."

Sie wandte den Kopf zurück und zuckte ärgerlich mit den Schultern. „Ich will trotzdem allein sein! Begreifen Sie denn nicht? Ich will niemand, auch Sie nicht um mich haben! Wenn die Männer sich nur nicht immer einbilden wollten, man brauchte ihren Schutz!"

Er schwieg eine Weile, schritt aber ruhig an ihrer Seite weiter. Endlich begann er sehr sanft: „Sie werden mich dennoch dulden müssen. Ich weiß, daß irgend ein starker Schmerz Sie augenblicklich beherrscht, daß Sie darüber die ganze Welt hassen —"

Sie fuhr auf und wollte etwas entgegnen.

Er aber fuhr rasch fort: „Fürchten Sie keine indiskrete Frage! Ich will nichts als ein stiller Freund sein, der Ihnen zur Seite steht. Sie brauchen keinerlei Notiz von mir zu nehmen."

Maja blieb stehen und rief erbittert: „Ich glaube nicht an selbstlose Männerfreundschaft. Sie sind eines Tages vor mir aufgetaucht wie ein Gespenst und heften sich seitdem an meine Fersen — wie ein solches. Ich aber liebe das durchaus nicht. Was wollen Sie eigentlich von mir?"

Er lächelte melancholisch. „Soll ich sagen — Ihre Hand? Nein! Ich weiß, Sie fragen nicht danach, obwohl ich Ihnen ja manches bieten könnte. Lady Lyon zu werden, ist kein Ziel für Sie. Was Sie brauchen, ist Ruhm und Erfolg in Ihrer Kunst. Und dazu will ich Ihnen verhelfen."

„Sie? Aber Sie kennen mich ja kaum! Warum wollen Sie das?"

„Warum? O — man tut so vieles im Leben, ohne es gerade erklären zu können. Sie sagen, ich sei eines Tages wie ein Gespenst vor Ihnen aufgetaucht — sagen Sie lieber: ‚er hörte mich singen‘ — und Sie haben eine Erklärung. Ihre Stimme hat einen süßen Klang wie die jungen Vögel im Frühling, sie hat es mir angetan. Es liegt eine Seele darin verborgen, die erst ganz schwach anklingt. Nun sehen Sie — ich habe nicht das mindeste im Leben zu tun, ich bin neugierig wie alle Nichtstuer: ich möchte also diese Seele ihre weißen Schwingen ausbreiten sehen weit und stolz — für mich, für einen anderen, für die ganze Welt meinetwegen. Aber sie soll sich entfalten! Sagen Sie nicht, ich kennte Sie nicht, nehmen Sie vielmehr an, daß ich Sie besser kenne als — Sie sich selbst!“

Maja lachte kurz auf.

Der Engländer blieb ganz ernst. „Wollen Sie eine Probe? Nun also — Sie haben von gestern auf heute Ihre erste große Enttäuschung durchgemacht — wodurch weiß ich natürlich nicht — aber gestern noch Kind, sind Sie heute Weib! Ein Weib, das darum so tief leidet, weil es sich mit Haß und Verachtung gegen den Schmerz zu panzern sucht. Das ist ein falscher Weg. Der Weg ganz junger Menschen. Gegen Schmerz gibt es bessere Mittel: die große Liebe zum All, das große Erbarmen mit der Kreatur, den großen Eifer, nach Erhabenem zu trachten.“

Maja fühlte ein seltsames Gefühl in sich aufsteigen. Sie wußte nicht, war es Widerwillen oder Neugier, was ihr dieser Mann einflößte. In ihren Gedanken hatte er bisher keinerlei Rolle gespielt. Vor einigen Monaten hatte er sich in einer Abendgesellschaft der Fürstin B., wo sie sang, ihr vorstellen lassen. Seitdem hatte sie ihn überall gefunden, wo ihr Weg sie in die Öffent-

lichkeit führte. Immer höflich war er, korrekt und dienstbereit. Er sandte ihr ab und zu Blumen, begleitete sie und ihre Mutter nach Konzerten zum Wagen, saß an ihrem Tisch und sprach über Kunst, wie ein Mann von Welt spricht, der viel herumgekommen ist und die Verhältnisse genau kennt. Auch war Maja, wie sie von anderer Seite zufällig erfahren hatte, zur Mitwirkung an Konzerten auf seine Empfehlung hin aufgefordert worden. Als sie ihn nun heute plötzlich neben sich auftauchen sah, war zunächst ein zorniger Ärger über sie gekommen. Unvermittelt standen Heinz Thursens Worte vor ihrer erregten Seele: „Es galt, den reichen Briten zu erobern!“ Nie im Leben hatte sie sich so entwürdigt gefühlt als unter der Wucht dieses Verdachtes. So erbärmlich hatte er das tiefe Gefühl mißverstehen können, welches sie antrieb, jenes Lied — s e i n Lied zu singen!

Wieder übermannten sie Ekel und Bitterkeit. Und dieser da an ihrer Seite — was sollten ihr seine gleisnerischen Worte? Was fragte sie nach ihm? Wie kam er dazu, in ihrer Seele lesen zu wollen?

Aber er hatte wirklich darin gelesen! Die verschwiegensten Dinge sogar: den bitteren Schmerz dieser Stunde und den brennenden Ehrgeiz, jetzt doppelt brennend, da es ihr als Weib versagt war, sich als Künstlerin Geltung zu verschaffen.

Sie blieb stehen und sagte kalt: „Ich habe Sie noch immer nicht verstanden, Mylord. Was wünschen Sie eigentlich von mir?“

Schroff und schneidend fielen die Worte von den blassen Mädchenlippen.

Er sah sie traurig an. „Erscheine ich Ihnen denn so klein? Wollen Sie mir nicht glauben, daß ich meinen bescheidenen Einfluß nur dazu anwenden möchte, um

Ihnen die Wege zu ebnen, so gut ich kann — ohne jeden Nebengedanken?"

Ihre anerzogene Weltverachtung regte sich. „In dieser Welt erweist keiner dem anderen Dienste umsonst, Mylord. Am wenigsten aber ein Mann der Frau!"

„Armes Kind!" murmelte er mitleidig. Dann sagte er, sie ernst ansehend: „Ich weiß nicht, was Sie so gering von uns Männern denken läßt. Jedenfalls dürfen Sie nicht alle in einen Topf werfen. Je brutaler und nüchterner die Welt von heute ist, desto gebieterischer drängt das Ideale im einzelnen zur Betätigung. Man macht sich vielleicht lustig über solche Leute, aber sie existieren darum doch. Und Sie — Maja, wäre es möglich, daß Sie wirklich verlernt hätten, an edle Motive zu glauben?"

Sie wurde ein wenig rot. „Verlernt? Ich müßte es erst lernen!"

„Nun, dann machen Sie doch den Versuch mit mir. Glauben Sie doch an meine Uneigennützigkeit! Ich wünsche ja nichts, als daß Sie im Verein mit Ihrer Mutter meine Vorschläge prüfen und meinen Rat in Erwägung ziehen."

„Welche Vorschläge?"

„Zunächst den: nach England zu gehen. Ich habe keine Verwandten mehr dort, aber viele Beziehungen, ich bürge Ihnen für Erfolg."

Nach England! Fort von hier! Das Wort fiel wie ein erlösender Ruf in Majas Seele. Dennoch zögerte sie in einem Rest von Mißtrauen.

„Und dann?" fragte sie unschlüssig.

Er sah sie verwundert an. „Dann —? Was meinen Sie? Dann sind Sie eben geborgen! Dann gehen Sie nach Paris, nach Amerika vielleicht und kehren als fertige Größe heim."

„Und Sie?"

Er runzelte ungeduldig die Stirn und blickte sie finster an. „Ah — Sie meinen, dann würde ich doch an Ihre Dankbarkeit appellieren? Sie mißtrauen mir noch immer? Nun wohl, ich will Ihnen ganz offen etwas sagen. Ich würde Sie verachten, wenn Sie je aus Dankbarkeit auch nur einen Blick spenden würden, von dem Ihr Herz nichts weiß. Wenn Sie eine große, unabhängige Künstlerin sind, die Welt kennen und über sich verfügen können, dann werde ich Ihnen vielleicht meine Hand antragen. Sie aber sollen rücksichtslos entscheiden, wie Ihr Gefühl es Ihnen eingibt. Und wie Ihre Entscheidung auch ausfallen mag, ich werde mir keine Kugel durch den Kopf schießen, sondern Ihr aufrichtiger Freund bleiben. Sind Sie jetzt beruhigt? Wollen Sie eine so ehrlich und uneigennützig gebotene Freundschaft wirklich von sich weisen?"

Maja sah lange in das bartlose, nüchterne Gesicht. Und sie entdeckte dahinter das geheimnisvolle Leuchten einer feinen, besonderen Seele, welche beredter und überzeugender zu ihrem Inneren sprach als alle Worte.

Da legte sie ihre Hand in die Rechte des Engländers. „Nein, ich weise sie nicht zurück. Und wenn Sie mich wirklich lehren, an Großes, Edles in dieser Welt zu glauben, Lord Lyon, dann haben Sie mir mehr gegeben, als wenn Sie mich zur gefeiertsten Künstlerin machen!"

5.

Als Frau Heidlauf am Abend dieses Tages von ihren Stunden heimkehrte, fand sie Maja im dunklen Zimmer am Fenster sitzen.

Das Fenster ging in einen Garten, dessen Bäume jetzt dicht verschneit waren. Inmitten desselben stand

das stets bis tief in die Nacht hinein elektrisch erhellte Atelier eines Bildhauers. Im Reflex dieser durch breite, weißverhangene Glasscheiben dringenden Lichtfluten glitzerten die schneebelasteten Bäume märchenhaft. Der fahle Schimmer zog sich bis an die Fenster der Heidlaufschen Wohnung und verbreitete noch im Zimmer einen matten Dämmerschein.

Frau Meta Heidlauf sah sich überrascht um. „Du hast noch kein Licht? Was tust du denn da am Fenster, Maja?“

„Nichts.“

Frau Heidlauf klingelte und befahl dem neuen Mädchen, zuerst Licht, dann das Abendbrot zu bringen. Inzwischen begann sie sich auszukleiden, ab und zu kopfschüttelnd einen Blick auf Maja werfend, deren Gesicht geisterhaft weiß aus dem Dämmer leuchtete.

„Stelle dir vor,“ sagte sie plötzlich, „ich wollte im Vorbeigehen einen Sprung zu Brands machen — du weißt, die letzte Stunde heute gebe ich nur zwei Häuser weit von ihnen entfernt — ich klingle und will wie gewöhnlich gleich ins Wohnzimmer gehen, aber die Magd stottert verlegen, die Herrschaften seien ausgegangen. Und doch hörte ich Stimmen und sah nachher von außen, daß alle Fenster erleuchtet waren! Ich weiß wirklich nicht, was ich davon denken soll. Die Magd kennt mich doch —“

„Sie wollten wohl ungestört bleiben,“ murmelte Maja leise, „der Bräutigam wird dagewesen sein. Erika hat sich gestern mit Heinz Thursen verlobt.“

Frau Meta blieb mitten im Zimmer stehen und vergaß vor Überraschung den Schlafrock anzuziehen, den sie gerade hatte überwerfen wollen.

„Erika mit Heinz Thursen? Ah — darum sind sie also gestern so plötzlich verschwunden! Aber wie ist

denn das nur gekommen? Ich glaubte immer — na, um so besser!“

Maja schwieg.

Da fuhr sie ärgerlich fort: „Was hast du denn nur? Du antwortest ja gar nicht! Woran denkst du eigentlich?“

Da sagte Maja: „An meine Zukunft denke ich, Mama. Lord Lyon riet mir, wenn meine Verpflichtungen hier zu Ende sind, nach England zu gehen, und ich sagte zu.“

Die Mutter war sprachlos. Dann bestürmte sie Maja mit Fragen. „Lord Lyon? Du sagtest zu? Ja, wo hast du ihn denn nur gesprochen? So rede doch!“

Maja erzählte.

Frau Meta wurde immer aufgeregter. Bei dem Worte „Freundschaft“ lachte sie verächtlich auf. „Was geht diesen Menschen überhaupt deine Zukunft an? Es ist eine Frechheit, dich zu begleiten! Und zugesagt hast du? Da werde ich wohl auch noch ein Wort dreinzureden haben! Ich begreife dich einfach nicht, Maja!“

Das Mädchen kam noch immer nicht mit dem Lichte, und Frau Heidlauf klingelte Sturm.

Endlich kam die Lampe.

Als Frau Heidlauf einen Blick auf ihre Tochter warf, entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß deren Gesicht von Tränen förmlich überströmt war.

„Maja — um Gottes willen, Maja, was ist denn nur? Warum weinst du?“

Und Maja, die Stolze, Kalte, Besonnene, warf sich, ohne zu antworten, plötzlich an ihrer Mutter Brust und schluchzte wie ein kleines Kind.

Frau Heidlauf streichelte ratlos die dunklen Locken, stellte Fragen über Fragen, die alle unbeantwortet blieben, und schüttelte zuletzt verständnislos den Kopf.

„Sie singt vielleicht zu viel,“ dachte sie, „diese vielen Proben greifen ihre Nerven an.“

Dadurch kam sie wieder auf die Reise nach England und begann von neuem sich darüber aufzuregen.

Inzwischen hatte das Mädchen das Abendbrot gebracht, und Maja sich allmählich beruhigt.

Sie versuchte der Mutter die Sache näher zu bringen. Was sie denn ewig hier in Wien solle, wo eine Sängerin auf der anderen sitze und jeder zweite Mensch ein Dilettant sei, der sich aus Eitelkeit auf die Bühne dränge und so den Berufssängerinnen das Brot wegnehme? Sie singe doch nicht zu ihrem Vergnügen. Sie wolle nicht immer zu wohltätigen Zwecken umsonst singen. Sie wolle doch leben davon, sich eine unabhängige, gesicherte Existenz gründen.

Den letzten Satz griff die Mutter lebhaft auf. Das wolle ja auch sie. Das müsse sein, denn sie selbst werde nicht ewig leben. Sie fühle sich schon jetzt oft über die Maßen ermüdet und angegriffen durch das ewige Stundengeben — zwanzig volle Jahre und immer, von früh bis Abends, in jedem Wetter kreuz und quer durch die Großstadt! Und dann kam es zum ersten Male heraus, wie sie sich Majas Zukunft dachte. Gesangslehrerin sollte sie werden. Das sei ein bescheidenes, aber sicheres und anständiges Brot.

Maja hätte beinahe aufgelacht. Also auch Stunden geben und immer, von früh bis Abends, kreuz und quer durch die Großstadt! Sie wiederholte alles, was Lord Lyon ihr auf dem Heimweg so überzeugend klargemacht hatte. Sie trat, ohne es zu wissen, warm, fast begeistert für ihn ein. Er sei kein Mann wie die anderen. Schließlich dürfe man doch nicht alles Edle verdächtigen, alles Große leugnen.

Da kam aber Frau Meta in ihr eigentliches Fahr-

wasser. Das seien alles Phrasen. An edle Motive glaube sie einfach nicht. Die Welt sei erbarmungslos gemein, die Menschen ausnahmslos niederträchtig. Jeder kenne nur den eigenen Vorteil. Und was die Männer betreffe? Ein kurzes, kaltes, höhnisches Auflachen. Reißende Tiere seien sicher großmütiger gegen das weibliche Geschlecht, als diese Herren der Schöpfung, welche immer nur auf das eine hinarbeiteten: das Weib zu demütigen, zu unterdrücken, unglücklich zu machen.

Maja hörte mit immer größer werdendem Widerwillen zu. Ihre Züge strafften sich zu harten Linien. Sie hatte das so oft gehört. Jetzt erhob sich etwas in ihr dunkel dagegen. „Wenn Welt und Menschen wirklich so wären, Mutter, wie du sie schilderst," sagte sie endlich, „wozu lohnte es sich dann, überhaupt zu leben?"

Die Mutter zuckte die Achseln.

Und plötzlich quollen abermals Tränen aus Majas dunklen Augen. Verzweifelt schlug sie die Hände vor das Gesicht. „O Mutter — Mutter! Ich wollte, du hättest nicht so viel Hochmut und Verachtung gegen den Mann in mich gepflanzt! Vielleicht, wenn ich mich weniger ungerecht, weniger mißtrauisch verhalten hätte, wäre ich heute nicht so elend!"

Frau Heidlauf begriff gar nichts mehr. Eine dunkle Angst quoll in ihr auf. Elend? War ihr Kind denn elend? Wodurch um Gottes willen? Hatte sie denn nicht ihr Bestes für Maja getan? Würde sie nicht ihr Herzblut für sie dahingegeben haben?

Aber ehe sie sich aus ihrer Verwirrung und Bestürzung so weit erholt hatte, um mit neuen Fragen in Maja zu dringen, stand diese plötzlich auf und trocknete ihre Tränen. Ein fremder Ausdruck von Energie, wie

sie ihn ihrer Mutter gegenüber noch nie gezeigt hatte, lag auf ihren Zügen.

„Schließlich, Mutter, bin ich alt genug, um selbst über meine Zukunft zu entscheiden. Ich will fort — muß fort, weil mich die Luft hier einfach erstickt. Rede mir nicht mehr dagegen, wenn du mich lieb hast — und," hier wurde Majas Stimme weich, „wenn du auch diese Reise für eine Torheit ansiehst und Lord Lyon für einen schlechten Menschen hältst, so laß wenigstens mir den Glauben an beides! Irgend etwas — eine Hoffnung, etwas Schönes, Außergewöhnliches, Wunderbares muß man doch noch vor sich sehen im Leben, wenn man nicht verschmachten will —" Sie wandte sich ab. Zum dritten Male waren ihr die Tränen heiß emporgeschossen und erstickten die Worte. „Ich bin so müde — gute Nacht!" murmelte sie und ging rasch in das anstoßende Kabinett, welches ihr und der Mutter Schlafgemach war.

Frau Heidlauf setzte sich seufzend an den Tisch und holte sich einen Pack englischer Arbeiten, die sie heute noch zu korrigieren hatte.

Auch sie war todmüde — so sehr, daß ihr Herz nur mühsam arbeitete. Nun kamen noch solche Aufregungen dazu!

Sie begriff nicht, was in Maja gefahren war. Bisher waren sie doch stets ein Herz und eine Seele gewesen. Die alternde Frau ließ die Feder sinken und starrte vor sich hin. Nein — so jung wie Maja war sie nie gewesen. Feuer, Hoffnung und Begeisterung waren ihr stets unbekannt geblieben. Immer war ihr das Leben als eine schwere Last, als etwas unerbittlich Feindliches erschienen. Immer hatte sie irgendwie gegen ein hartes Schicksal ankämpfen müssen. Erst im Elternhaus neben dem Vater, einem schlechtbezahlten,

vergrämten und verbitterten Musiker, und der immer kränklichen, jammernden Mutter, dann während ihrer kurzen, jammervollen Ehe mit dem ewig aufgeregten, ewig verschwenderischen Schauspieler, den sie in einer Stunde der Verblendung geheiratet, und der nach anderthalb Jahren das Zeitliche gesegnet hatte. Endlich die schweren Kampfjahre als junge, sich innerlich so alt fühlende Witwe mit dem kleinen Kind, dem sie nur hastig zwischen zwei Lehrstunden Mutter sein konnte.

Nein — es war kein Lichtpunkt in ihrem Leben gewesen. Und doch — Maja! Alles, was an Liebeskraft und Opfermut in der armen Frau lag, hatte sich auf ihr Kind konzentriert. Für Maja allein lebte sie, um ihretwillen dünkte ihr das Leben noch lebenswert.

Sie dachte wieder an die Szene von vorhin, an die ihr unverständlichen Tränen, die fremde, erschreckende Leidenschaftlichkeit.

Der Vater! Das Temperament des Vaters! Beinahe Entsetzen packte sie. So fern, so fremd erschien ihr Maja plötzlich. Sie verstand sie nicht. Wenn Maja wurde, wie ihr Vater gewesen war, wenn sie sich ihr entfremdete! Wollte sie nicht fort? Wie würde sie wiederkehren? Und die Frau, welche Gefühle und weiche Regungen stets als überflüssigen Plunder im Leben betrachtet hatte, zitterte nun angstvoll, daß sie auch nur ein Atom der Liebe ihres Kindes einbüßen könne.

Es war kalt im Zimmer geworden. Die Uhr zeigte beinahe Mitternacht, Totenstille herrschte im ganzen Haus. Frau Heidlauf schob fröstelnd mit einer trostlosen Gebärde die Hefte von sich. Es war ihr unmöglich, sich heute darin zurechtzufinden. Sie stand auf, drehte die Hängelampe ab und zündete eine Kerze an. Dann schlich sie leise in das Schlafgemach.

Eine Hand vorsorglich vor das Licht haltend, trat sie an Majas Bett und starrte mit heißen Augen auf das liebliche Gesicht der Schlafenden nieder.

Wieder überfiel sie der angstvolle Gedanke an den Vater. Ja — sie glich ihm! Das dunkle, gelockte Haar, die feingebogene Nase mit den wie von Malerhand darüber hingezogenen gewölbten Brauen, die langen, fransenartigen Wimpern — alles er! Nur der reine, schmallippige Mund war nicht von Fritz Heidlauf.

Lange, lange Jahre hatte Meta Heidlauf nicht an Beten gedacht. Jetzt stieg plötzlich ein heißes, angstvolles Stoßgebet aus ihrem Herzen auf. „Laß sie glücklich werden, o mein Gott, und nimm mir nicht auch noch dies Letzte!"

Da schlug Maja die Augen auf. Einen Augenblick starrte sie verwirrt in der Mutter seltsam bewegtes Gesicht. Dann schlang sie plötzlich die Arme um sie und zog sie zu sich nieder.

„Mutter — liebe, liebe Mutter!"

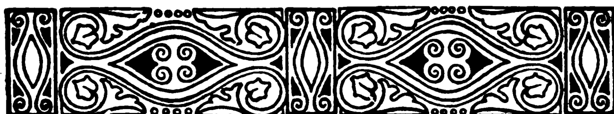
„Hast du mich denn noch lieb, Maja?" stammelte Frau Heidlauf in einem so weichen Ton, wie Maja ihn nie von diesen Lippen gehört hatte.

Sie drückte ihren Kopf an die Brust der früh gealterten Frau. „Lieb? Ich habe ja nur dich auf Erden, Mutter, und sonst nichts mehr! Weh mir, wenn ich dich nicht hätte!"

Der alten Frau aber war es, als habe sie Antwort auf eine andere Frage erhalten aus unbekannten, endlosen Fernen. Nein — innerlich glich Maja nicht ihrem Vater. Fritz Heidlauf hatte nur Leidenschaft gekannt. Innigkeit des Herzens war ihm fremd gewesen.

(Fortsetzung folgt.)





Der Walddoktor.

Erzählung aus dem Gebirgsleben von W. Harb.

Mit Bildern von Th. Volz. ▫ ▫ (Nachdruck verboten.)

Wenn einer, der in der Stadt wohnt, einen Arzt braucht, so hat er gewöhnlich nicht weit zu laufen, um einen zu finden, und nicht lange zu warten, bis einer kommt. Hat man Telephon im Haus, so geht's noch geschwinder. Kaum ist eine Viertelstunde vergangen, so hält eine Equipage oder gar ein Auto vor der Tür, und ein Herr steigt heraus, so fein angetan, als ging's auf den Ball, und so würdig, als sei er der große Äskulap selber. Nein, ein Stadtkranker braucht nicht bange zu sein um die Hilfe, denn die Herren Doktoren wohnen dort so zuhauf, daß ihnen selber oft angst und bange wird. In einer einzigen Straße, die noch dazu gar nicht einmal allzu lang war, hab' ich vor kurzem sechs Firmenschilder von Ärzten gezählt, und jeder zweite davon war ein Spezialist. Fehlt nur noch, daß jede einzelne Krankheit ihren eigenen Doktor kriegt, dann wäre die Geschäftsteilung vollkommen, und die leidige Konkurrenz aus der Welt geschafft.

Auch auf dem Lande, nämlich da, wo die Höfe dicht liegen, und der Boden fett ist, gibt's Ärzte genug. Aber droben im Gebirge, wo der Verdienst knapp wird, und der Verkehr beschwerlich, da ist es anders. Nicht

jeder hat Lust genug zur weltentlegenen Einsamkeit und Liebe genug zu seinen Mitmenschen, um es dort ein Leben lang auszuhalten und in Sommerhitze und Winterfrost meilenweit schlechte Wege zu laufen, die man mit keinem Wagen befahren kann. Und die Goldstücke kommen dort auch langsamer angerollt als im Sprechzimmer eines gesuchten Stadtarztes; ja, nicht allzu selten kommt es vor, daß der Doktor einen Strich machen muß durch ein Konto, das schon jahrelang offen stand, weil bei dem armen Holzfäller oder Hirten die Not zum Dach hinausschreit.

Ich kenne eine Gegend in den Schweizer Alpen — es ist wohl mit die ärmste von allen — so rauh und verlassen und weltentlegen, daß schon ein unverdrossener Sinn und ein großes Herz auf dem rechten Fleck dazu gehört, um dort als Arzt zu leben. Aber ich kenne auch den Mann, den das Schicksal dort hingesetzt hat, den rechten Mann am rechten Orte, dessen stille, unscheinbare, aufopfernde Tätigkeit ein Segen ist für einen weiten Umkreis.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Da sich noch keiner gefunden hat, sein Wirken in Worten zu preisen, so soll es jetzt geschehen.

Doktor Beerbohm war vierzig Jahre alt und Junggeselle. Warum er nicht gefreit hatte und auch nicht daran dachte, zu freien, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht hatte er keine Zeit dazu, denn er war oft Tag und Nacht unterwegs zu seinen zerstreut wohnenden Kranken; vielleicht hielt er es auch für ein Unrecht, ein Weib in seine knappe Häuslichkeit einzuführen und ihr zuzumuten, sein arbeitsreiches Leben zu teilen. Vielleicht hatte ihn auch keine gemocht. Das letztere bezweifle ich zwar, weil es doch viele Frauen und Mädchen auf der Welt gibt, die sich noch in etwas

anderes beim Manne verlieben können als in ein hübsches Gesicht.

Äußerlich genommen war Doktor Beerbohm in der Tat nicht zum Verlieben. Seine Gestalt war gedrungen und eckig, ein verwilderter Bart wuchs ihm fast im ganzen Gesicht — auch an Stellen, wo diese männliche Zierde sich sonst nicht einzustellen pflegt, und alle sichtbaren Körperteile, Antlitz, Nacken und die großen knochigen Hände, die einem Fleischer Ehre gemacht hätten und doch so behutsam zufassen konnten, wenn es galt, einen Verletzten zu betten und zu verbinden, waren durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen von Sonne, Wind und Frost kupferrot gefärbt. Aber die grundehrlichen blauen Augen, die so treuherzig blickten, und sein gewinnendes Lächeln milderten den Eindruck der unschönen Erscheinung.

Auch sonst hatte Doktor Beerbohm noch allerlei charakteristische Merkmale, die gerade nicht zu seiner Verschönerung beitrugen. Aber das waren Ehrenmale, im Beruf erworben, auf die er so stolz sein durfte wie ein Krieger auf seine Wunden. Daß er sein linkes Bein beim Gehen etwas nachzog, kam daher, daß ihn einmal das Pferd des Michael Jäggi, das ihn wieder heimbringen sollte in einer stürmischen Novembernacht, derartig getreten hatte, daß er über einen Monat krank daniederliegen mußte im Spital zu Bern. Und daß er quer über der Stirn eine breite Narbe trug, wie ein Student nach der Mensur, das war das Andenken an eine andere Nacht, als er beim Postwirt gewacht hatte während des bösen Fiebers, und sein Schlitten ihn heimbringen sollte durch den Bergwald. Beim Umwerfen war er unter die scharfen Schlitteneisen geraten und hatte stundenlang ohne Hilfe ausharren müssen, bis man ihn auffand und heimbrachte.

In seiner Wohnung sah es auch nicht so aus wie in der Wohnung eines Stadtdoktors. Es fehlte jeglicher Komfort des gebildeten Mannes. Allein Doktor Beerbohm fand nichts darin, daß der Fußboden schief war, und die Decke geflickt, daß der Kalk an verschiedenen Stellen von der Wand gefallen war, und daß bei einem andauernden Regenguß das himmlische Naß hindurchträufelte. Er war zufrieden mit dem, was seine alte Haushälterin ihm vorsetzte, und wachte nur mit Eifersucht darüber, daß sein alter Schimmel, die Lotte, die ihn auf seinen Berufsstrapazen durch Wind und Wetter begleitete, ihr Recht kriegte.

Weit ausgedehnt war der Bezirk, den er besuchte. So weit man vom hohen Hundskopf über die Kämme, Schründe und Schluchten blicken konnte, war das Gebiet sein. Aber man begehrte seiner nicht allzuoft. Es mußte schon schlimm stehen, wenn man den Doktor herbeiholte; vorher griff man lieber zu allerlei bewährten Hausmitteln und fragte die weisen Frauen um Rat. Im übrigen erfreuten sich die Bergbauern im allgemeinen einer beneidenswerten Gesundheit. Das Bibelwort von den siebzig Jahren wurde häufig genug bei ihnen zu Schanden. Nur wenn einer beim Wildheuen verunglückte oder in der schlechten Jahreszeit auf den glatten steilen Steigen abstürzte, gab es einmal einen früheren Todesfall.

Der Schmied Sutter war ein baumstarker Mann mit Muskeln und Sehnen von Stahl. Obschon er nur ein dürftiges Auskommen hatte und sehr fleißig sein mußte vom Morgen bis zum Abend, wenn er sich und die Seinen schlecht und recht durchbringen wollte, war er doch allezeit lustig und sang sein Lied, während er mit dem Hammer auf den Amboß losschlug, so gewaltig wie weiland der junge Siegfried, daß die

Funken sprühten, und die Schläge durch den stillen Wald hallten.

Für sein junges Weib, die Magdalene, war das die schönste Musik, und wenn sie mit ihren pausbackigen vier Kindern, drei stämmigen Buben und einem rosigen Mägdlein, in dem kleinen Hinterzimmer saß und emsig schaffte, sagte sie wohl mit frohem Stolze: „Hört nur, wie der Vater dreinschlägt. Jeder Schlag mit dem schweren Schmiedehammer ist ein Stück Brot für uns."

Und der älteste der Knaben, Rudi geheißen, fügte dann seinen Lieblingsspruch hinzu: „Der Vater ist der stärkste Mann im Dorf. Ich will auch so werden wie der Vater."

Die alte Großmutter, die nicht mehr viel schaffen konnte und des Sommers gern auf der Bank vor dem Hause in der warmen Sonne saß und des Winters hinterm Ofen, faltete die mageren Hände und seufzte: „Geb's Gott! Wir sind arme Leut' und müssen uns arg schinden und plagen. Erhalt' uns der liebe Gott unser bescheidenes Glück!"

Da lachte die Magdalene sorglos und zeigte ihre starken, gesunden Arme. „Solange wir obenauf sind und munter, hat's keine Not. Seidene Kleider und einen Hut so groß wie ein Wagenrad brauch' ich ja nicht."

Da begab's sich aber, daß der Schmied krank wurde und sich niederstrecken mußte auf das harte Bettstroh. Die fleißigen Arme feierten, und kein lustiges Lied klang mehr durch den Wald. Im Hinterstübchen aber gab es bange Gesichter, und mancher Stoßseufzer stieg aus tiefbekümmertem Herzen zum Himmel empor.

Welcher Art die Krankheit sei, darüber waren die Meinungen der guten Freunde und Nachbarn geteilt. Kopfschüttelnd standen sie um Jörgs Bett herum und

betrachteten den siechen Mann, dessen Leib hoch aufgeschwollen war, und dem das Fieber das Blut durch die Adern jagte. Jeder gab seine Ansicht kund und wußte zugleich ein unfehlbares Heilmittel — besonders die Weiber.

Die Kräuterfränzeli, welche alle heilkräftigen Gewächse kannte und die gesammelten Kräuter in Bündeln beim Apotheker verkaufte, pries der Magdalene ein Tränklein an, das Wunder wirken sollte und erprobt sei seit undenklichen Zeiten bei Mensch und Vieh. Und der Schmied schluckte die Medizin flaschenweise, bis sie ihm unwiderstehlichen Ekel einflößte und er sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte. Aber helfen tat sie nicht.

Die Großmutter hatte ein anderes Universalmittel. Weil ihr selber einmal vor vielen Jahren eine Schwitzkur gute Dienste geleistet hatte, schwor sie darauf und betrachtete den Schweiß als das A und O aller Medizinalweisheit.

„Einen wohltätigen Schweiß mußt' ihm erregen, Magdalen'," sagte sie nachdrücklich. „Wenn ihm 's Wasser hinunterläuft, hernach ist er bald wieder gesund."

Da hüllte man den Schmied in wollene Decken und warme Tücher bis an die Nasenspitze, verstopfte sorgfältig alle Ritzen und Spalten, damit ja kein frischer Lufthauch von draußen in das Krankenzimmer eindringen konnte, und gab dem Leidenden heißen Lindenblütentee zu trinken. Er stöhnte und wand sich auf seinem Schmerzenslager und vergoß Schweiß in Strömen. Aber gebessert wurde die Krankheit dadurch nicht.

Als der Kranke vor Schmerzen schrie und kaum im Bett gehalten werden konnte, rief man den alten Samuel herbei, einen früheren Bergmann, der im Geruch

stand, Hexen und Geister bannen zu können und in allen geheimen Wissenschaften erfahren zu sein.

Er besah und befühlte den Schmied, machte ein überaus geheimnisvolles Gesicht und erklärte: „Einen bösen Wurm hat er im Leib, der ihm das Gedärm abfrißt. Wir müssen sorgen, daß der ausfährt, alsdann wird er wieder gesund.“

Darauf begann er eine unverständliche Beschwörung und befahl dem Wurm, aus dem Kranken herauszufahren. Aber seine Kunst versagte, sei es nun, daß der Zauber nicht stark genug gewesen war, sei es, daß der Wurm zu den ganz bösartigen gehörte, denen auch mit den kräftigsten Mitteln nicht beizukommen war.

„Mußt halt doch wohl den Doktor holen,“ wurde schließlich geraten, nachdem viel kostbare Zeit mit Quacksalbern verstrichen, und jedermann mit seinem Wissen am Ende war. Man entschloß sich seufzend dazu, denn der Doktor kostete Geld, und obgleich man wußte, daß Doktor Beerbohm nicht viel forderte und keinen drängte, schob man den Entschluß so weit hinaus, als es irgend möglich war.

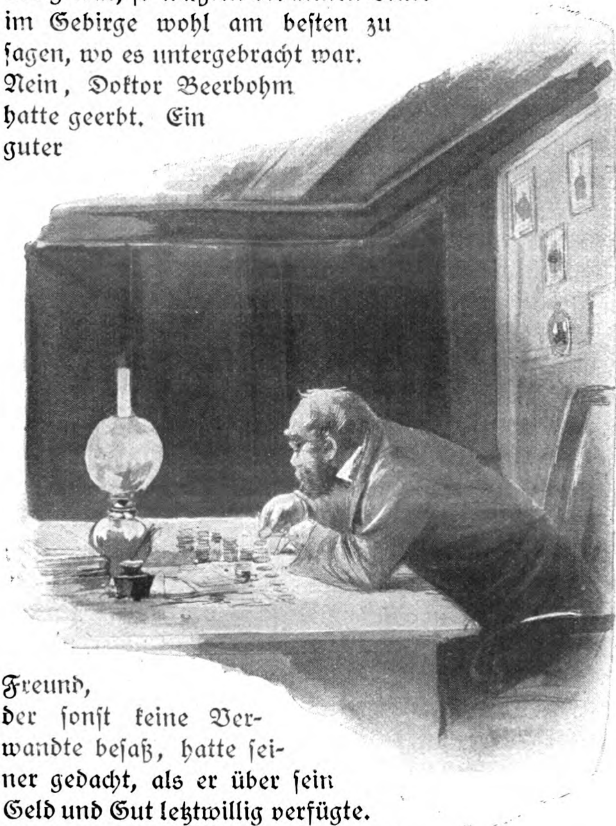
— — — — — — — — — — — — — —

Draußen schneite und stürmte es, wie's nur im Gebirge geschehen kann, und Doktor Beerbohm, eben erst von einem der hochliegenden Höfe heimgekehrt, hatte den nassen Mantel ausgezogen und die Stiefel an den Ofen gestellt und sich's behaglich gemacht.

Nach dem Abendessen zog er eine Schublade seines Schreibtisches auf und gab sich einer angenehmen Beschäftigung hin, nämlich dem Geldzählen.

Scheine und Goldstücke lagen auf der Tischplatte ausgebreitet, und als der Doktor sie der Übersicht halber in gleiche Häuflein abgeteilt hatte, da waren es genau zwölfhundert Franken, wie er mit Schmunzeln fest-

stellte. Die Praxis hatte aber so viel auf einmal nicht abgeworfen. Was er einnahm, das verbrauchte er auch fürs Notwendigste zum Leben, und wenn einmal etwas übrig war, so wußten die armen Leute im Gebirge wohl am besten zu sagen, wo es untergebracht war. Nein, Doktor Beerbohm hatte geerbt. Ein guter



Freund, der sonst keine Verwandte besaß, hatte seiner gedacht, als er über sein Geld und Gut letztwillig verfügte.

„Das wird zurückgelegt," sagte Doktor Beerbohm im Selbstgespräch, „morgen, wenn nichts Eiliges dazwischen kommt, fahr' ich in die Stadt und bring's auf die Sparkasse. Es wird wahrhaftig

Zeit, daß ich allmählich an meine alten Tage denke und für die Zeit sorge, wo ich nicht mehr schaffen kann."

Da klopfte es so heftig an die Fensterscheiben, daß der Doktor eilig aufstand, das Geld im Schubfach verschloß und den Fensterflügel öffnete, um nachzusehen, wer seiner so spät und so stürmisch begehrte.

In der Dunkelheit und dem Schneegestöber war nichts Deutliches zu erkennen, wohl aber vernahm der Doktor die ihm wohlbekannte Stimme der Kräuterfränzeli, die den Rock über den Kopf genommen hatte und aus ihrer Vermummung herausschrie: „Zum Schmied Sutter sollt's kommen, Herr Doktor. Er hat ein böses Gebrest im Leib und kann weder leben noch sterben."

„Wie lang' hat er's denn schon?" schrie der Doktor in den Sturm hinaus.

„Drei bis vier Tag' vielleicht —"

„Natürlich," brummte Doktor Beerbohm, schloß das Fenster, öffnete die Haustür und ließ das alte Weiblein eintreten. „Natürlich laßt ihr mich wieder erst holen, wenn's schon beinahe zu spät ist. Habt wohl selber Eure Künste probiert, Fränzeli, obgleich ich Euch's streng verbot, und mir den Schmied so weit verschandelt, daß Ihr's mit der Angst bekommt, es könnt' schief gehen? — Na, kommt nur herein und wärmt Euch die Füß'. Der Schmied hat eine gute Natur, so daß ich hoff', er wird nicht nur die Krankheit durchhalten, sondern auch Eure Pferdekur."

Die Alte erzählte, was sie wußte, aber ihr Bericht machte den Doktor nicht klüger. Noch immer scheltend machte er sich zu der nächtlichen Reise fertig. An die Beine zog er Stiefel mit hohen Gamaschen, hüllte den Leib warm ein und warf seinen alten mißfarbenen

Mantel um die Schultern, ein Kleidungsstück, das weit im Umkreis jedes Kind kannte, in dem ihn aber auch die Alten schon manches Jahr erblickt hatten.

Abenteuerlich genug sah er aus, als er nun noch den Instrumentenkasten umhing, eine Sturmlaterne am ledernen Riemen sich vorn an der Brust befestigte und in dieser Rüstung seine Lotte sattelte, die unwillig wieherte, als ihr Herr sie aus dem warmen Stall herausholte.

„Schilt nicht, Alte," begütigte der Doktor das treue Tier, indem er ihm den Hals klopfte, „das ist halt nun einmal unser Beruf. Ja ja, ein angenehmer Ritt wird's nicht werden, und wenn wir zwei wieder heimkommen, steht der Morgenstern am Himmel, und der Rest der Nacht wird kurz genug sein."

Als er die Lotte aus dem Hof vor das Haus führte, öffnete sich ein Fenster im Dachstock, und ein Gesicht, von einer großen Schlafhaube umrahmt, kam zum Vorschein. Es war des Doktors Haushälterin, Frau Bose, die schon zu Bett gegangen und durch das Geräusch wieder aufgeschreckt war*).

Nachdem sie das Ziel, dem der Doktor durch die Winternacht zustreben wollte, erfahren hatte, schlug sie die Hände zusammen und jammerte: „Hat's denn nicht Zeit bis morgen früh, Herr Doktor? Sie können sich ja den Tod holen in dem Wetter!"

„Nein!" gab er barsch zurück. „Laß Sie das Gequieke, Frau Bose, und geh Sie wieder zu Bett. Will der Tod mich holen, so ist's auch gut, und jedenfalls besser, als wenn's der Teufel tut, weil ich als Arzt nicht meine Pflicht getan hab'."

„So ist er immer," klagte die Frau und machte ihr

*) Siehe das Titelbild.

Fenster wieder zu. „An sich selbst denkt er nie.“ Sie nahm sich vor, dem Zurückkehrenden Tee bereitzustellen und ihm in das Bett eine Wärmflasche zu legen.

Von der nächtlichen Reise durch Schneewehen und über halsbrecherische, kaum kenntliche Felsenpfade wollen wir schweigen. Genug — nach unsäglichen Strapazen kam Doktor Beerbohm, äußerlich in einen Schneemann verwandelt, innerlich der Temperatur eines Eisklumpens nahe, vor der Wohnung des Schmiedes an.

Das erste, was er tat, nachdem er die Krankenstube betreten hatte, war eine durchgreifende Säuberung. Sämtliche alten Weiber flogen zur Tür hinaus, dann wurde das Fenster trotz der kalten Schneeluft draußen aufgerissen, damit die mit allen möglichen Düften geschwängerte Krankenluft entweichen, und ein frischer Lebenshauch einströmen könnte. Ohne die vielen Medizinflaschen, die überall umherstanden, eines Blickes zu würdigen, ergriff er sie eine nach der anderen und warf sie hinaus in den Schnee. Nun war freie Bahn und Raum für die eigene Tätigkeit. Behutsam untersuchte er den Kranken, während Magdalene angstvoll dabei stand und mit bangen Augen das Tun des Doktors verfolgte.

Als sie nachher mit ihm allein in der Küche stand, kam sie mit der Frage heraus: „Herr Doktor, muß mein Mann sterben?“

Beerbohm machte ein sehr bekümmertes Gesicht. „Magdalen',“ sagte er, „Ihr wißt, daß ich mit der Wahrheit nicht zurückhalte. Wo noch ein Fünklein Hoffnung ist, daß das Leben erhalten bleibt, da setz' ich meine ganze Kraft ein und heiß' Euch guter Dinge sein. Wo aber menschliche Kunst am Ende ist, da sag' ich nur: Betet um einen gnädigen Heimgang! Es drückt mir ja das Herz ab, Magdalen', daß ich Euch keinen anderen

Trost geben kann als den: Eurem Mann vermag nur Gott zu helfen."

Da fing das arme Weib an zu wehklagen, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen.

„Euer Mann hat eine böse Geschwulst im Leib," fuhr der Doktor fort, „so bös, daß auch die meisten Ärzte in der Klinik sich weigern werden, die Operation vorzunehmen. Es geht dabei auf Leben und Tod, aber so, daß in hundert Fällen wohl nur fünf mit dem Leben davonkommen. Ihr müßt Euch drein ergeben, Frau; was ich tun kann, um dem Schmied die Qual zu erleichtern, soll geschehen."

Frau Magdalene rang die Hände in bitterem Schmerz. „Retten Sie ihn, Herr Doktor, retten Sie ihn! Was soll ich armes Weib anfangen in der Welt mit meinen vier unmündigen Kindern, wenn er von mir geht? Ist denn wirklich gar keine Hilf' möglich?"

Beerbohm zog sein struppiges Gesicht in so grimmige Falten, daß er zum Fürchten aussah. „Wäret ihr reiche Leut'," dachte er, „und wohntet in einem prächtigen Palast statt in dieser niedrigen Hütte, so gäb's wohl noch einen Ausweg." Er gedachte zurück an seine eigene Universitätszeit, als er zu Füßen eines hochberühmten Lehrers gesessen hatte, dessen geschickte Hand die schwierigsten Operationen glücklich ausführte, an die sich andere gar nicht hinanwagten. Und jetzt war sein Ruhm noch gestiegen, und seine Geschicklichkeit noch vermehrt. Der allein würd's machen können! Aber wie wär's möglich, ihn herzuschaffen ins Gebirg zu dem armen Schmied, der nicht mehr besaß, als er selbst nötig brauchte für den kommenden Tag. Tausend Franken! Unter diesem Preis war der berühmte Professor nicht zu haben.

„Elende Welt!" fuhr es ihm heraus. „Ist denn so

ein armes Leben nicht so viel wert wie ein reiches? Mensch ist Mensch — müßte nicht für jeden das gleiche Recht auf ärztliche Hilfe sein?“

„Und wenn's hundert Franken kostet, Herr Doktor!“ wimmerte das Weib. „Ich will ja gern arbeiten, mir die Hände blutig schinden und es abzahlen —“

„Still!“ machte er. „Vielleicht — vielleicht geht's. Es muß versucht werden. Morgen früh bin ich wieder da, Magdalen', und bring' Euch Nachricht, was ich ausgerichtet hab'.“ —

„Nun wollen wir die Prob' machen,“ murmelte Beerbohm, als er wieder auf seiner Lotte saß und durch Nacht und Wald ritt, „ob noch Menschenliebe zu finden ist in unserer Gemeinde.“

Vergeblich horchte Frau Bose im Doktorhäuschen, ob ihr Herr noch nicht bald zurückkomme ins behaglich angewärmte Bett; vergeblich brodelte das heiße Teewasser auf dem Herd. Der Doktor ritt unbekümmert um die treibenden Schneemassen und den heulenden Sturm durch den ächzenden Tannenwald, und als er mit dem grauenden Morgen vor dem Hause eines reichen Holzhändlers und Mühlenbesitzers hielt, war sein Bart ein einziger Eisklumpen und Mann und Roß eine weiße Masse.

„Ihr müßt helfen, Müller — tausend Franken brauch' ich!“ sagte er, als er in dessen Stube trat und den Mantel abnahm. Er erzählte ihm von des Schmieds schlimmer Krankheit. „Wenn Euch das Ganze zu viel ist, so gebt einen Teil. Anderen Gewinn wird's Euch freilich nicht bringen als einen Gotteslohn und den Dank einer armen Frau.“

Aber der Müller war kein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck trug. Die Zeiten seien schlecht, meinte er, und er müsse auch sorgen für Weib und

Kind. Er habe das Geld nicht so dick, um es zum Fenster hinauszuwerfen.

Der Doktor wurde mit höflichen Redensarten abgespeist.

Unverdrossen ging er zu einem anderen und zu einem dritten, die es auch wohl leisten konnten.

„Ich bitt' Euch, Kägi, mit dem Geld könnt Ihr einem Menschen das Leben retten! Ist ein Menschenleben nicht so viel wert? Ihr habt Überfluß und werdet von der Gabe nicht arm. Zehntausend Franken habt Ihr kürzlich profitiert beim Holzverkauf, darum gebt Eurem Herzen einen Stoß!"

Aber der Kägi kratzte sich hinterm Ohr, und der Scheitlin, der nächste, an den sich der Doktor wendete, wurde sogar grob.

Da zog der Doktor traurig und unverrichteter Sache wieder ab. „Es ist doch wahr, das Wort," dachte er, „daß ein Reicher schwer ins Himmelreich kommt."

Die anderen aber lachten spöttisch hinter ihm drein. „Was denkt sich denn der Doktor? Was geht uns der Schmied an und seine Krankheit? Jeder ist sich selber der Nächste!" —

„Geholfen muß werden!" sprach Beerbohm zu sich selbst, als er sein Pferd wieder in den Wald lenkte. Hatte er nicht zwölfhundert Franken daheim liegen im Schubfach? Und lag darin nicht ein Fingerzeig des Himmels, daß ihm der Reichtum gerade jetzt in den Schoß gefallen war?

Je näher er der Schmiedehütte wieder kam, desto mehr hellte sich seine Miene auf, gerade wie der Himmel oben, und als er endlich anlangte, lag auf seinem Gesicht Sonnenschein von außen und von innen.

„Beruhigt Euch, Magdalen' — was Menschen tun können, das soll für Euren Mann getan werden. Richtet

alles genau her, wie ich's Euch vorschreiben werde, denn ehe der nächste Tag heraufzieht, hoff' ich, ist der Professor da, der Euren Mann wieder gesund macht."

Freude und Schrecken malten sich zugleich auf ihrem Gesicht. „Aber können wir's denn auch bezahlen?"

„Tut, was ich Euch sag'!" herrschte er sie an. „Wer's bezahlt, das findet sich."

Da ging ein Aufleuchten über die Züge der Frau, und sie ahnte, was er für ein Opfer bringen wollte. Sie preßte seine Hände in aufquellender Dankbarkeit, sprechen konnte sie nicht vor Tränen.

Er aber machte sich barsch los und ritt von dannen. Solche Gefühlsausbrüche liebte er nicht. An der Poststation aber gab er ein dringendes Telegramm auf und wartete auf Rückantwort.

Nach einer Stunde hatte er sie.

„Gott sei Dank — er kommt!" brummte er.

Nun endlich gab er seinen müden und hungrigen Leib in Frau Boses Behandlung.

— — — — — — — — — — — — —

Auf Station Unterbach hielt Abends zehn Uhr der letzte Zug, dem nur wenige Fahrgäste entstiegen, darunter aber ein hoher, schlanker Herr im Pelz, auf den Doktor Beerbohm sofort zuschritt.

„Herr Professor!" sagte er, indem er seine Kopfbedeckung abnahm, unter welcher ein rings um den Kopf gebundenes Tuch zum Vorschein kam, das ihm das Aussehen eines Holzknechts gab. Zum Schutz gegen die zunehmende Kälte und weil der arme Doktor von seinem nächtlichen Ritt ein abscheuliches Reißen verspürte, hatte er sich so vermummt.

„Der bin ich," antwortete der berühmte Arzt in kurzer, bestimmter Weise. „Sie sollen mich wahrscheinlich zu Doktor Beerbohm bringen?"

„Bin ich selber," lachte Beerbohm. „Bitte, steigen Sie ein, Herr Professor — hier ist mein Schlitten."



„Wie lange werden wir fahren?" fragte der Angekommene.

„Zwei und eine halbe Stunde, wenn alles gut geht,"

: :

war die Antwort Beerbohms. Er ergriff die Zügel und schnalzte mit der Zunge. Lotte trabte los.

„Eine wilde Gegend!“ knurrte der Professor schon nach zehn Minuten. Die Knochen taten ihm auf dem harten Sitz weh, und er hüllte sich fröstelnd noch mehr in die warmen Decken ein.

Es ging einen Hohlweg hinan, in dem der Schnee mehrere Fuß hoch lag. Lotte hatte Mühe hindurchzukommen.

Ein Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Beerbohm hatte zuviel mit dem Gaul zu tun, und der Professor schien empört, daß man ihn in eine solche Wildnis gelockt hatte und ihm solche Strapazen zumutete.

„Praktizieren Sie schon lange hier?“ fragte er endlich.

„Seit meinem Examen,“ antwortete der Doktor, „und das ist fünfzehn Jahre her. Sie haben mich damals selber mitgeprüft, Herr Professor.“

„Erinnere mich nicht.“

Der Schlitten bekam einen Stoß und flog in die Höhe, wie von einer unsichtbaren Gewalt gehoben. Die Insassen hatten Not, ihren Sitz zu behaupten.

„Wie können Sie es hier nur so lange aushalten?“

„Die Gegend ist mir lieb geworden, und die Menschen auch. Es sind treue, einfache Seelen — mit wenigen Ausnahmen. Rauh wie ihre Berge, aber ehrlich und tüchtig.“

„Verbauert!“ dachte der berühmte Professor und schwieg still. Er rechnete nach, wann er wieder daheim sein konnte.

Doktor Beerbohm beschrieb nun den Krankheitsfall ausführlich, und der Professor hörte zu. Über die Klarheit und Sicherheit, mit der Beerbohm die Diagnose

auseinandersetzte, schien er überrascht. Tüchtiges Wissen — ohne Frage. Seine Achtung für den Nebenmann auf dem schmalen Sitzbrett stieg wieder.

Der Mond gab hinreichendes Licht, daß man sehen konnte, wo man sich befand. Mächtige Tannen, mit einer schweren Schneelast behängt, ragten zum Sternenhimmel auf, links gähnte ein Abgrund. Der Professor schloß einen Augenblick die Augen.

Lotte arbeitete sich wacker durch alle Hindernisse und Gefahren hindurch. Beerbohm rauchte und plauderte so gemütlich, als mache man eine Spazierfahrt.

Auf einmal ein mächtiger Stoß, und beide fanden sich im tiefen Schnee wieder.

„Zum vierten Male in diesem verwünschten Loch!" rief Beerbohm und klopfte sich und seinem Gast den Schnee von den Kleidern. „Sie sind doch unversehrt, Herr Professor? Ich bitte um Entschuldigung — vielleicht hätte ich besser aufpassen müssen. Aber so ein kleines Malheur muß man in unseren Bergen schon mitnehmen."

„Mein Besteck!" rief der Professor ängstlich. Man suchte und fand es im tiefen Schnee. Beide bemühten sich nun, den Schlitten wieder aufzurichten. Es war vergebens. Diese Berge von Schnee hätten auch einen Eisenbahnzug aufgehalten.

Aber Beerbohm wußte Rat. Er bat den Professor, die Zügel zu erfassen, stapfte durch den Schnee, der ihm bis an die Hüften ging, und holte aus einem Hof, den er in der Nähe wußte, Hilfe. Ein Bauer erschien mit einem verschlafenen Knecht. Lotte wurde ausgeschirrt. Aber des Professors feiner Anzug und besonders sein Schuhwerk war auf eine längere Schneewanderung nicht eingerichtet. Mühsam brachte ihn Beerbohm über die Schneewehe hinweg. Kräftige

Fäuste hoben dann den Schlitten auf und trugen ihn an eine freiere Stelle.

„Unter größeren Schwierigkeiten bin ich noch nie



zu einem Kranken gerufen worden,“ meinte der große Operateur mit Humor.

Von nun ab ging die Fahrt glatter von statten, und

ehe eine weitere Stunde verlaufen war, stand der Schlitten vor der Schmiede.

Das sind bange und schwere Stunden, wenn es sich um ein teures Menschenleben handelt, und wenn Leben und Tod abhängt von dem scharfen Messer des Arztes. Während die beiden Männer, die weltbekannte Universitätsleuchte und der unbekannte Walddoktor, an ihr ernstes und schweres Werk gingen, stand die arme Magdalene hinter der verschlossenen Tür und horchte auf jeden Laut, der zu ihr drang. Ihre Kinder schliefen friedlich in ihrem gemeinsamen Bett und ahnten nicht, was von dem Verlauf der nächsten Stunden für sie abhing.

Minute auf Minute verrann, und jede dünkte ihr eine Ewigkeit. Endlich — sie hätte nicht angeben können, wie viel Zeit verstrichen war — endlich öffnete sich die Tür, und Doktor Beerbohm trat zu ihr. Sein freudig erregtes Gesicht sagte ihr genugsam, daß die Operation geglückt sei, und daß sie hoffen dürfe. Mit einem Sprunge wollte sie an ihm vorbei in das Krankenzimmer, wo der Berühmte seine Instrumente zusammenpackte. Aber der Doktor hielt das Weib am Arm zurück.

„Noch nicht, Magdalen'. Euer Mann ist hoffentlich gerettet, wenn seine Kraft aushält. Aber Ihr dürft durch Unvernunft nichts verderben. Er braucht Ruhe und gute Pflege, und dafür müssen wir beide sorgen. Daß mir nur nicht die verflixte Kräuterfränzeli über die Schwelle kommt, oder gar der verrückte Samuel. Gebt uns ein wenig Milch und Brot, der Herr Professor wird hungrig sein."

Während er so sprach, fiel er todmüde auf einen Holzschemel beim Herde und streckte die Beine weit von sich. Seine Augen blinzelten in das Licht; man

sah es ihnen an, daß er krampfhafte Anstrengungen machte, sich wach zu halten. Es gelang ihm nicht. Schwer klappten die Lider herunter, und Beerbohm war schon in den nächsten Sekunden in einen tiefen, bleiernen Schlaf gesunken.

Als der berühmte Professor etwas abgespannt, aber mit dem Leuchten der Befriedigung über das gelungene Werk in seinem feinen, vornehmen Gesicht in Magdalenes Küche trat, wußte diese zuerst nichts Besseres zu tun, als einen tiefen Knicks zu machen. Dann wollte sie ihm die Hände küssen, aber er litt es nicht.

Verwundert schaute er sich um, denn er hörte die tiefen, kräftigen Schnarchlaute, die aus der Herdecke drangen.

Der Professor sah nach der Uhr. „Laßt ihn schlafen," sagte er. „Es ist noch ein Stündchen Zeit."

Magdalene suchte ihrem hohen Gaste, vor dem sie einen grenzenlosen Respekt hatte, in ihrem ärmlichen Gemach die möglichste Bequemlichkeit zu verschaffen. Mit Beschämung gewahrte sie, welche Unordnung in ihrer Küche herrschte. Die böse Krankheit hatte sie zu keinem Aufräumen kommen lassen. Mit ihrem Schürzenzipfel wischte sie über die Sitzfläche eines Stuhles und bot ihn dem Professor dar. Dann nahm sie einen Topf vom Herd und goß daraus Milch in ein Glas, das sie sorgfältig im Quellwasser ausgespült hatte. Und sie sah mit heimlicher Freude, wie gut es ihm zu schmecken schien.

Der Professor und die arme Schmiedsfrau redeten darauf miteinander, und sie hätten gar nicht so leise zu flüstern brauchen, denn Doktor Beerbohm wäre jetzt kaum von dem lautesten Spektakel aufgewacht. Der Professor gab ihr Verhaltungsmaßregeln, wie sie ihren

Mann behandeln müsse, und sie horchte auf jedes Wort aus seinem Munde wie auf ein Evangelium.

Sobald sie merkte, daß der große Mann nicht ein bißchen hochmütig sei und mit den armen Leuten aus dem Volke redete wie mit seinesgleichen, wurde sie zutraulicher, aber alle Worte, die ihr von den Lippen kamen, gestalteten sich zu einem Lobgesang auf den einfachen, schlechtgekleideten, halbverwilderten Mann, der in seinem groben Wams und mit seinem grauslichen Barte an ihrer Feuerstelle saß und schlief.

Der Professor, dessen Meinung von seinem ehemaligen Schüler während der letzten Stunden immer höher gestiegen war, betrachtete den Schläfer mit Bewunderung. Ein Leben voll Aufopferung und Mühsal nahm er ohne zu murren auf sich, und geringerer Verdienst war sein Lohn für die täglichen Strapazen und die schlaflosen Nächte.

War aber nicht das von Herzen kommende Lob aus dem Munde der einfachen Frau reichlich so viel wert wie all der glänzende Ruhm, den die Welt ihm um die eigene Stirne flocht?

„Wie müde muß er sein!“ sagte Magdalene mitleidig und schob dem Schlafenden behutsam ein weiches Kissen unter den Kopf. „All die letzten Nächte ist er ja in kein Bett gekommen! — Und gut ist er,“ fuhr die Frau fort, „das ist gar nicht auszusagen, Herr. Sein Letztes gibt er hin, wenn er anderen damit eine Freud' machen kann. Wir armen Leut' wären ja gar nicht darauf gekommen, so einen berühmten Professor kommen zu lassen, hätten's ja auch nicht bezahlen können; aber er hat darauf bestanden und hat gemeint, mit dem vielen Geld, das es kostet, wird schon Rat werden.“

„So, so!“ sagte der Professor und wandte seine Blicke wieder dem Schläfer zu. Jetzt wurde ihm wun-

derlich zumute, und er kam sich sogar klein und gedemütigt vor, als er sein künstlerisches Virtuosentum mit des Doktors schlichter, anspruchsloser Heldengröße verglich. Er selbst, der gesuchte Operateur, der im Handumdrehen Tausende verdiente, hatte ja manchem



Menschen das Leben gerettet, und manche Familie nannte seinen Namen in höchster, dankbarer Verehrung, aber der da war doch der größere Mensch!

Die anderen wollten alle Geld verdienen — der nicht!

Es ward ihm warm ums Herz, und gern hätte er ihn noch weiterschlafen lassen. Aber das ging nicht an,

die Zeit drängte. Der Schnellzug, der ihn zurückbringen sollte, wartete nicht.

„Herr Kollege!“ sagte er weich und sanft und berührte Beerbohms Schulter.

Der fuhr in die Höhe und besann sich, wo er war.

„Jawohl,“ sagte er dann und schüttelte die Müdigkeit gewaltsam von sich. „Wir müssen jetzt fort.“

Der Professor verabschiedete sich von der weinenden Frau. Es war noch dunkel. Die Frau stand vor der Tür der Schmiede mit der Laterne in der Hand. Heiße Dankesworte strömten ihr von den Lippen.

Beerbohm kehrte wieder seine rauhe Außenseite hervor. „Noch ist es nicht Zeit, viel zu danken. Euer Mann ist noch nicht außer Gefahr, Magdalen'. Aber ich werd' schon das Meinige tun, daß er durchkommt. Morgen sprech' ich wieder vor und seh' nach ihm. Lebt wohl bis dahin und handelt genau nach Vorschrift. Alsdann, wenn ich sag': Nun ist alles gut, Magdalen' — dann mögt Ihr Gott danken!“

Auch die Rückfahrt ging nicht ganz glatt. Beinahe hätte der Doktor noch einmal umgeworfen. Aber Lotte hielt sich wacker, und als der Schlitten an der Station vorfuhr, hatte man sogar noch zehn Minuten Zeit.

Die benützte der Professor fleißig, um noch hie und da einen Blick in das Gemüt des Walddoktors zu tun. Solche Menschen trifft man nicht alle Tage.

„Das Honorar wird in ein paar Tagen pünktlich zur Stelle sein, Herr Professor,“ erklärte Beerbohm heiter.

„Keine Red' davon. Ich will diesmal kein Honorar. Woher sollten die armen Leute so viel Geld nehmen? Lassen Sie mich auch einmal etwas Gutes tun, Herr Kollege. Ich habe von Ihnen gelernt, wie man das macht.“

Der Doktor sah ihn bestürzt an.

„Ja, ja, ich habe so etwas läuten hören.“

Damit sprang er in den Zug. „Leben Sie wohl, Herr Kollege! Es war mir eine Freude und eine Ehre, mit Ihnen zusammen zu arbeiten. Sie sind ein braver Mann.“ —

„Hüh, Lotte! Jetzt geht's heim. Der Hafer wird dir schmecken, Alte!“

Doktor Beerbohm machte aber dabei sein grimmigstes Gesicht.





Die Photographierung des Augenhintergrundes.

Von Th. Seelmann.



Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unter allen Sinnen der Menschen ist das Auge immer als das liebste Geschenk und als das wunderbarste Erzeugnis der bildenden Naturkraft betrachtet worden. Die Bewunderung dieses Organs ist in der Tat wohl zu begreifen, wenn man an seine Leistungen denkt, an seine raumdurchdringende Kraft, an die Schnelligkeit, mit der es die Fülle der farbenprächtigen Bilder wechseln läßt, und an den Reichtum der Anschauungen, die es uns zuführt.“ Mit diesen Worten hat Hermann v. Helmholtz, der berühmte Physiker und Erfinder des Augenspiegels, den Wert unseres Sehorgans und seine Bedeutung für unser geistiges Leben geschildert.

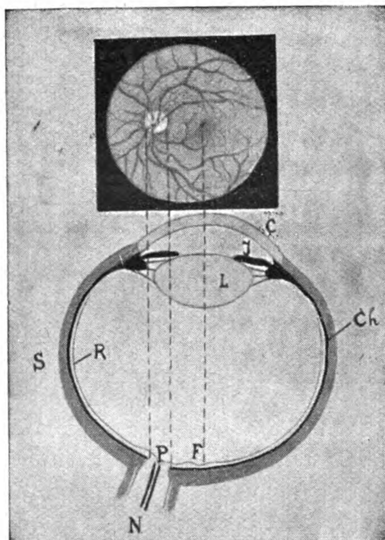
Leider bleibt der kunstvolle optische Apparat, wie man das Auge bezeichnen kann, nicht von leichteren und schwereren Störungen verschont, und so weit auch die Augenheilkunde in der Gegenwart vorgeschritten ist, und auf so hoher Stufe auch ihre Untersuchungsmethoden stehen, so gibt es doch immer noch eine große Reihe von Fällen, in denen die Erkennung der krankhaften Veränderungen recht schwierig und unvollkommen ist. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen,

daß jetzt zu den bisherigen Untersuchungsmethoden eine neue getreten ist, die sich auf die Allerweltshelferin, die Photographie, stützt und die photographische Aufnahme des Augenhintergrundes, des eigentlichen lichtempfindlichen Teiles, gestattet. Der Apparat, der hierzu dient, ist von Professor Dimmer, dem Ophthalmologen der Universität Graz, erfunden und in die Wissenschaft eingeführt worden.

Um seine Verwendung verstehen und den mit der neuen Untersuchungsmethode verbundenen Fortschritt würdigen zu können, müssen wir uns erst einmal mit dem Bau des Auges beschäftigen. Unter Benützung der Abbildung auf S. 99, die unten einen Querschnitt des Auges zeigt, wollen wir uns vorstellen, daß wir von vorn nach hinten mitten durch das Auge hindurchgehen. Der kugelige Augapfel besteht aus Häuten und Flüssigkeiten. Diese Häute sind nach Art der Zwiebelschalen übereinandergekapselt. Die vorderste Haut nun, auf die wir bei dem sogenannten Augenstern treffen, ist die Hornhaut oder Cornea (C). Sie wölbt sich hervor und sitzt dem Augapfel auf wie das Uhrglas dem Gehäuse einer Taschenuhr. Die Hornhaut ist so durchsichtig wie das reinste Wasser, und so glatt wie der beste Spiegel. Sie gibt wie jeder Konvexspiegel von den Gegenständen aufrechte verkleinerte Bilder. Daher sehen wir auch unser eigenes Gesicht verkleinert in dem Auge eines anderen Menschen.

Seitlich von dem Augenstern wird die Hornhaut von der weißen Sehnenhaut der Sklerotika (S) fortgesetzt, die abgesehen vom Augenstern den ganzen Augapfel als äußerste Hülle umschließt. Sichtbar für uns ist nur der vordere Teil, der das Weiße des Augapfels darstellt. Hinter der Hornhaut liegt nun ein Hohlraum, die vordere Kammer, die mit einer farblosen Flüssig-

keit, dem Kammerwasser, gefüllt ist. An die vordere Kammer stößt hinten die Regenbogenhaut oder Iris (J), die ringförmig gestaltet und grau, blau, braun oder schwarz gefärbt ist, wodurch sie dem Auge seine besondere Farbe verleiht. In ihrer Mitte befindet sich eine Öffnung, die Pupille oder das Sehloch. Die Pupille, die uns dunkel erscheint, erweitert sich beim Blick in das Dunkle oder in die Ferne von selbst und verengt sich ebenso beim Blick ins Helle oder in die Nähe. Hinter der Pupille und der Regenbogenhaut begegnen wir der Kristalllinse (L), die aus wasserhellen sechsseitigen Säulen zusammengesetzt und von einem durchsichtigen Häutchen umschlossen wird, der Linsenkapsel. Auf die Linse folgt der Glaskörper. Er ist gallertartig, nimmt den größten Teil des Augapfels ein und erhält ihn in Spannung. Gehen wir nun noch weiter nach hinten, so treffen wir auf die Netzhaut oder Retina (R), in der sich netzförmig die lichtempfindenden Zellen des Sehnerven ausbreiten. Sie ist sozusagen die photographische Platte des Auges,



Querschnitt durch ein gesundes Auge und der Augenhintergrund, wie er im Augenspiegel erscheint.

auf der sich die von einem Gegenstande ausgehenden und in das Auge einfallenden Lichtstrahlen zu einem Bilde dieses Gegenstandes vereinigen.

Wir wollen zunächst unseren Weg durch das Auge noch weiter fortsetzen. Haben wir die Netzhaut passiert, so gelangen wir zur Aderhaut oder Chorioidea (Ch), die davon ihren Namen führt, daß sie fast ganz aus dichtverschlungenen Blutäderchen besteht. Außerdem ist sie von einem schwarzbraunen Farbstoff durchsetzt. Hinter der Aderhaut finden wir endlich die schon erwähnte weiße Sehnenhaut (S) vor. Die kapselförmige Wandung des Augapfels wird also, von innen nach außen gerechnet, von drei Häuten gebildet, der Netzhaut, der Aderhaut und der Sehnenhaut.

Wenden wir uns jetzt noch einmal der Netzhaut zu! Wie schon bemerkt, ist sie der lichtempfindliche Teil unseres Auges und die flächenhafte Ausbreitung der Fasern des Sehnerven (N). Derselbe tritt auf der Hinterseite des Augapfels durch eine Öffnung der Sehnenhaut und Aderhaut ein. Die Eintrittstelle, die Papille (P) oder der blinde Fleck genannt, weil hier die Einwirkung der Lichtstrahlen nicht empfunden wird, liegt nicht genau in der Mittellinie des Auges, sondern etwas mehr nach der Nase zu. In der Mittellinie liegt aber eine zweite besondere Stelle, die gelblich gefärbt ist, die Netzhautgrube (F) oder der gelbe Fleck. Sie ist der Ort des schärfsten Sehens.

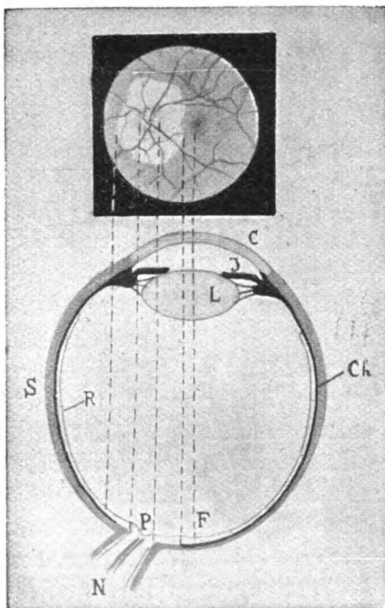
Über den feineren Bau der Netzhaut, der sehr verwickelt ist, sei nur noch mitgeteilt, daß man in der Netzhaut zehn Schichten unterscheidet. Die wichtigste ist die neunte Schicht, die sich mosaikartig aus flaschenförmigen Zapfen und zylindrischen Stäbchen zusammensetzt. Die Zapfen, etwa 0,004 Millimeter dick, sind die eigentlichen Sehzellen, während die 0,0018 Milli-

meter starken Stäbchen den chemischen Stoff der photographischen Platte unseres Auges, den Sehpurpur, enthalten. Die Erneuerung des Sehpurpurs, der durch die Lichtstrahlen zersetzt wird, erfolgt durch die farbstoffhaltige zehnte Schicht der Netzhaut. Auf unserer Abbildung ist oben noch der Hintergrund des Auges wiedergegeben, wie er bei der Betrachtung mittels des Augenspiegels erscheint. Die von dem Querschnitt des Auges ausgehenden Linien weisen auf den blinden Fleck (P) und den gelben Fleck (F) des Augenhintergrundes hin. Das zugleich sichtbare Adergeflecht gehört der Aderhaut an, da diese durch die durchsichtige Netzhaut durchschimmert.

Die erste eingehende Untersuchung des Augenhintergrundes wurde ermöglicht durch die Anwendung des Augenspiegels, der von Helmholtz im Jahre 1851 erfunden wurde. Das Verfahren mit dem Helmholtzschen Augenspiegel war so, daß das Licht von einer seitwärts stehenden Lichtquelle mittels einer dünnen Glasplatte in das Auge der untersuchten Person gespiegelt wurde. Die aus dem Auge zurückgeworfenen Lichtstrahlen, die auf die Glasplatte fielen, genügten dann, um dem Beobachter, der durch die Glasplatte hindurchsah, den Augenhintergrund deutlich erkennen zu lassen. Jetzt benützt man eine bequemere Konstruktion des Augenspiegels, bei der die Glasplatte durch einen in der Mitte durchlochten Hohlspiegel ersetzt ist.

Wie gut sich der Augenhintergrund mit dem Augenspiegel übersehen läßt, zeigen unsere Abbildungen auf S. 99 und 102. Auch auf S. 102 ist C wieder die Hornhaut, J die Regenbogenhaut, L die Kristalllinse, R die Netzhaut, Ch die Aderhaut, S die Sehnenhaut, P der blinde Fleck, F der gelbe Fleck und N der Sehnerv. Es ist darauf der Querschnitt durch das Auge eines Kurzsichtigen und

oben der Hintergrund eines solchen Auges dargestellt. Da sich bei dem Kurzsichtigen die Hornhaut und die Kristalllinse stärker vorwölben, so erhält der Augapfel eine mehr eirunde Form. Auf dem nebenbei wiedergegebenen Augenhintergrund heben sich deutlich der gelbe Fleck, der blinde Fleck, das Adergeflecht der Aderhaut, sowie eine weißliche Stelle rings um den blinden Fleck ab, die die krankhafte Entartung der Aderhaut offenbart.



Querschnitt durch ein kurzsichtiges Auge und der Augenhintergrund eines Kurzsichtigen, durch den Augenspiegel betrachtet.

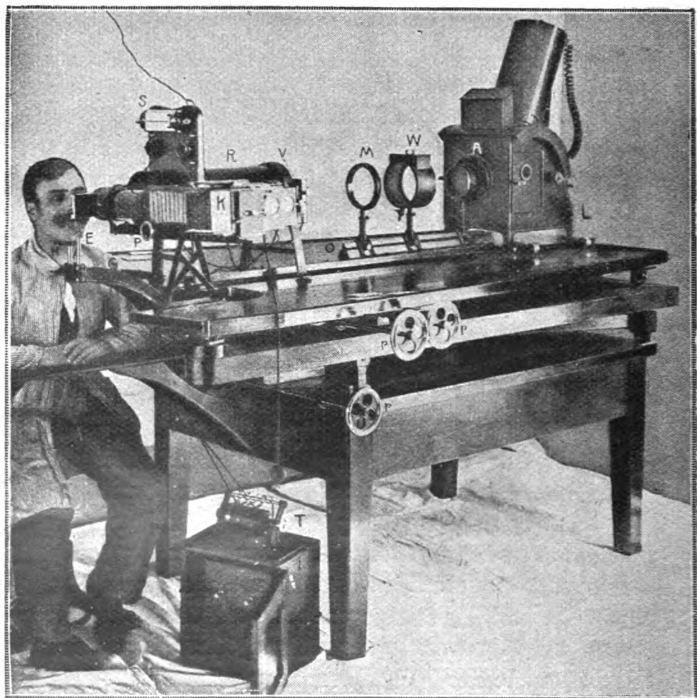
Nach diesen Erfolgen mit dem Augenspiegel schien es nun sehr leicht zu sein, von dem Augenhintergrund eine photographische Aufnahme zu mochen. Trotzdem glückte dies lange Zeit hindurch nicht. Der Grund hierfür war der, daß ein Teil der auf das Auge gelenkten Lichtstrahlen von der spiegelnden Oberfläche der Hornhaut und der Kristalllinse zurückgeworfen wurden, die dann auf die photographische Platte fielen und so das Bild des Augenhintergrundes verwischten.

Der nächste Fortschritt wurde von dem französischen Forscher Bagnéris erzielt. Es gelang ihm, einen Apparat herzustellen, bei dem die Lichtstrahlen der benützten Lichtquelle durch ein System von Linsen auf einen einzigen Punkt der Pupille konzentriert werden. Die durch die Pupille einfallenden Lichtstrahlen erleuchten nun den Hintergrund des Auges ausreichend, während anderseits durch eine geeignete Stellung der Linsen eine Vermischung der einfallenden Strahlen mit den von dem Augenhintergrund zurückgeworfenen und die Pupille passierenden Lichtstrahlen vermieden wird.

Auf dieser Errungenschaft hat nun Professor Dimmer seinen auf S. 104 abgebildeten Apparat zur photographischen Aufnahme des Augenhintergrundes aufgebaut. Als Lichtquelle dient eine elektrische Bogenlampe L, deren Strahlen durch ein Linsensystem A verdichtet, dann beim Hindurchgehen durch eine Wasserkammer W abgekühlt werden und nun in den Beleuchtungsapparat R und auf den verstellbaren Spiegel fallen, der sie durch einen einzigen Punkt der Pupille in das Auge der untersuchten Person hineinschickt. Die betreffende Person selbst sitzt und ist, um eine Bewegung zu verhindern, zweckmäßig gestützt. Zwischen den Zähnen hält sie eine Platte E, wodurch der Kopf nicht bewegt werden kann. Während der Aufnahme ist der Blick auf einen Fixierungspunkt M gerichtet. Die Einstellung des Apparats in die nötige Höhe, währenddem die Lichtquelle durch berußte Gläser verdeckt ist, erfolgt sehr schnell mittels Stellschrauben P. Dem Auge gegenüber befindet sich die photographische Kammer K. Die Unterbrechung der Belichtung durch den Unterbrecher S und der Verschluß des Objektivs durch die Verschlußkammer V wird auf elektrischem Wege herbeigeführt. Die elektrische Kraft wird von dem Akkumulator einer

Trommel T geliefert. Das Auge ist dem vollen Licht nur $^1/_{20}$ Sekunde ausgesetzt, und es wird eine $3^1/_2$malige Vergrößerung gewonnen.

Trotz seiner anscheinenden Kompliziertheit ist der Apparat verhältnismäßig leicht zu handhaben. Pro-

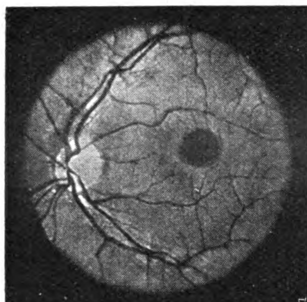


Apparat zur Photographierung des Augenhintergrundes.

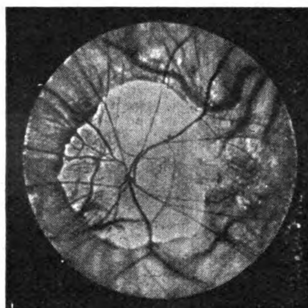
fessor Dimmer hat mit ihm schon gegen vierhundert Photographierungen des Augenhintergrundes von gesunden und kranken Personen vorgenommen. Wie klar und scharf diese Photographien sind, zeigen die neben-

stehenden Abbildungen, von denen die eine den Hintergrund eines gesunden, die andere den eines kurzsichtigen Auges veranschaulicht.

Die Photographierung des Augenhintergrundes ist zunächst insofern wichtig, als sie durch die Vergleichung wiederholter Aufnahmen das Fortschreiten oder nach

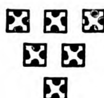


Photographie eines gesunden Augenhintergrundes.



Photographie eines kurzsichtigen Augenhintergrundes.

eingeleiteter Behandlung den Stillstand eines Augenleidens sozusagen schwarz auf weiß erkennen läßt. Sie hat aber auch noch einen hohen rein wissenschaftlichen Wert. Die Vorgänge bei dem Sehakt sind durchaus noch nicht vollständig geklärt. Ohne Zweifel wird auch in dieser Beziehung die Photographierung des Augenhintergrundes bedeutungsvolle Bereicherungen der wissenschaftlichen Erkenntnis mit sich bringen.





Höhere Diplomatie.

Eine lustige Rokokogeschichte von Fr. Oskar Kühne.

(Nachdruck verboten.)

In dem Audienzzimmer des Schlosses Eisenburg stand an einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1776 der Chevalier v. Holleben, in Gestalt und Manieren ein vollendeter Hofmann, vor seinem Herrn, dem regierenden Herzog Ernst von Sachsheim-Kroberg, und hielt Vortrag über seine Entsendung nach Lebenstein. Er hatte den Auftrag gehabt, dort wegen einer Verbindung des Prinzen Hermann von Sachsheim-Kroberg mit der Prinzessin Pauline von Krayn-Lebenstein-Rhoda vorsichtig, sogar sehr vorsichtig, Fühlung zu nehmen. Der Plan dieser Verbindung stammte übrigens von ihm selbst. Meister in solchen Angelegenheiten, kehrte der Chevalier nun mit einer Einladung des regierenden Fürsten Heinrich von Krayn-Lebenstein-Rhoda, des Vaters der Prinzessin, an den Prinzen Hermann zurück.

Die Flügeltüren öffneten sich, und Holleben stand dem regierenden Herrn von Sachsheim-Kroberg gegenüber. Herzog Ernst war höchlichst erfreut über die günstigen Nachrichten und gab seiner Anerkennung mit gnädigen Worten Ausdruck. Plötzlich unterbrach er sich aber und lauschte.

Auf dem Schloßhofe unten bellte eine Meute Hunde. Der Herzog trat zum Fenster. „Ah, Erlaucht wollen

zur Jagd reiten!“ Er schlug mit einem silbernen Hämmerchen gegen eine Glocke. Ein Kammerdiener erschien. „Schnabel, wir wünschen Seine Erlaucht, den Prinzen Hermann, vor seinem Aufbruche zur Jagd noch zu sprechen. Eile Er.“ Dem Chevalier aber nickte er als Zeichen der Audienzbeendigung wiederholt gnädig zu.

Auf den Fußspitzen balancierend und unter tiefen Verbeugungen zog sich der Chevalier nach dem Vorzimmer zurück und verschwand dort in einer Nische.

Bald klirrten Sporen auf dem Parkett. Der Kammerdiener öffnete die Flügeltüren des Audienzzimmers und meldete: „Seine Erlaucht Prinz Hermann.“

Eilig schritt der Prinz auf seinen Oheim zu. Er war nämlich nicht der Sohn des Herzogs, denn dessen Ehe war kinderlos geblieben, sondern der einzige Sohn von dessen verstorbenem Bruder. Von jeher war Prinz Hermann sehr verwöhnt worden, und daran hatten alle späteren Erziehungskünste nichts ändern können. Sogar Seiner Hoheit, dem Herzog, gegenüber wagte der Prinz zum Entsetzen der Hofgesellschaft oft gegenteiliger Meinung zu sein und seinen eigenen Willen zum Ausdruck zu bringen. Zudem haßte er alles übertrieben Zeremonielle und fand oft eine besondere Freude daran, sich darüber hinwegzusetzen. Sein Aufenthalt am Hofe brachte daher viele Konflikte. Wurde es ihm gar zu schwül, befahl er dann gewöhnlich, die Meute aus den Ställen zu lassen, schwang sich auf sein Pferd und ritt, nur von einem Pikör, der gleichzeitig Dienerstelle bei ihm versah, begleitet, zu einem in den herrlichen herzoglichen Buchenwaldungen versteckt liegenden kleinen Jagdhause, wo er dann oft wochenlang blieb.

„Erlaucht,“ begann der Herzog mit Würde, aber doch recht vorsichtig in der Wahl seiner Worte, „ich ließ Sie vor Ihrem Wegritte noch zu mir bitten, weil

ich vermutete, daß Sie wieder einmal längere Zeit vom Hofe fernzubleiben beabsichtigen, ich aber vorher noch eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen wünsche — eine Angelegenheit, Erlaucht, die Ihr Lebensglück betrifft."

„Ah — Heiratspläne?"

„Sie sind vierundzwanzig Jahre alt, Prinz, und unsere Dynastie ruht auf vier Augen — den meinigen und den Ihrigen. Meine Gesundheit läßt, wie Ihnen hinreichend bekannt, seit Jahren zu wünschen übrig. Ich kann einmal schnell von hinnen scheiden. In Ihnen allein verkörpern sich Hoffnung und Zukunft unserer Dynastie. Es ist ernstlich an der Zeit, daß Sie sich verloben."

„Verzeihung — verloben lassen! Ich bin nämlich damit durchaus nicht einverstanden. Oder hätte ich Sie soeben falsch verstanden, und hätten Sie noch nicht für mich gewählt?"

Der Herzog erwiderte nichts, obgleich ihm das recht schwer wurde.

Prinz Hermann aber wußte genug und fuhr fort: „Ich gedenke einmal allein dem Rufe meines Herzens Folge zu geben."

Der Herzog erschauderte bei diesem Gedanken. Aber er bezwang sich und erwiderte väterlich: „Ein Fürst hat nicht nur Pflichten sich selbst gegenüber, sondern auch seiner Dynastie und seinem Volke gegenüber zu erfüllen und —"

„Ich weiß, ich weiß. Aber, bitte, lassen wir diesen Gegenstand fallen."

Der Herzog war nun doch nahe daran, zornig zu werden. „Prinz," setzte er auseinander, „es handelt sich um einen Eheplan, wie er günstiger nicht ausgedacht werden kann. Fürst Heinrich von Krayn-Leben-

stein-Rhoda besitzt nur ein Kind, die Prinzessin Pauline. Sein Streben geht schon seit Jahren dahin, ihr die Nachfolge auf den Thron zu sichern. Aber in Wien wollte man davon nichts hören. Jetzt hat er endlich wenigstens die Genehmigung eines dahinauslaufenden Hausgesetzes erlangt, daß der Gemahl der Prinzessin, welcher ein Prinz aus einem regierenden Hause sein muß, Thronfolger wird. Lockt Sie die Aussicht nicht, daß es einst von Ihnen heißen wird: Seine Hoheit Herzog von Sachsheim-Kroberg, Fürst von Krayn-Lebenstein-Rhoda?"

Der Prinz hatte die Augenbrauen zusammengezogen. „Lieber Onkel," meinte er gepreßt, „wenn ich ehrlich sein soll: diese Aussicht lockt mich gar nicht, oder vielmehr, die ganze Angelegenheit ist mir direkt zuwider."

Nun wurde der Herzog wirklich zornig. „Erlaucht, Sie verdienen nicht, daß man sich um Ihre Zukunft sorgt! Sie verdienen überhaupt nicht, den Thron Ihrer erhabenen Vorfahren einzunehmen!"

Prinz Hermann mochte fühlen, daß er in seinem Freimute etwas zu weit gegangen war. Er gedachte dem Gespräche eine unverfänglichere Wendung zu geben, und vor allem es bald zu beenden. „Aber ich bitte Sie," warf er ein, „ich habe doch die mir zugedachte Prinzessin in meinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal gesehen. Wie soll ich da —"

„Deshalb werden Sie eben nach Lebenstein reisen!"

Der Prinz erschrak. Jetzt war er nahe daran, sich in einer selbstgelegten Schlinge zu fangen. „Ich?" stotterte er. „Lieber Onkel, das können Sie unmöglich von mir verlangen. Denn das hieße doch bereits als Werber auftreten, Verpflichtungen übernehmen. Ich kann mich dazu nicht verstehen."

Der Herzog hatte sich, um seinen Zorn besser mei-

stern zu können, halb abgewendet. Nach einer peinlichen Pause brachte er mühsam hervor: „Die Reise muß ja nicht unbedingt heute oder morgen von statten gehen.“ Langsam kehrte er sich wieder voll dem Prinzen zu. „Wie denken Sie darüber, wenn wir uns inzwischen erst einmal ein Bild von der Prinzessin verschaffen, Erlaucht? Sie sollen sehen, wie es Ihnen gefällt.“

Prinz Hermann atmete auf. „Das Bild wird mir nicht gefallen, und wenn es das holdseligste Geschöpf darstellt!“ schoß es ihm durch den Kopf. „Wenn Hoheit meinen,“ versetzte er leichthin.

Der Herzog aber freute sich über diese halbe Zustimmung und erklärte freundlicher: „Erinnern Sie sich inzwischen täglich alles dessen, was ich Ihnen soeben ans Herz gelegt habe. Gehen Sie ernstlich mit sich zu Rate, Erlaucht!“

Er machte eine Handbewegung. Prinz Hermann war entlassen. Bald hörte man die Meute im Schloßhofe unten lauter bellen.

Der Herzog aber befahl nochmals den Chevalier v. Holleben vor sich und unterhandelte lange mit ihm.

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage reiste der Chevalier in einer einfachen, nicht einmal mit dem herzoglich Sachsheim-Krobergischen Wappen geschmückten Kutsche, welcher er sich bei geheimen diplomatischen Sendungen stets zu bedienen pflegte, wieder nach Lebenstein ab, um daselbst am Hofe des Fürsten Heinrich den ihm von seinem herzoglichen Herrn erteilten Auftrag wegen Überlassung eines Bildes der Prinzessin Pauline zur Ausführung zu bringen.

In Lebenstein angekommen, stieg er streng inkognito im „Blauen Engel“, dem ersten Gasthofe des Städtchens, ab.

Sein Empfang durch Fürst Heinrich war ein sehr gnädiger. Der geschmeidige Diplomat zerfloß aber auch förmlich in Untertänigkeit und drehte und wendete dabei das Gespräch, wie er wollte. Endlich hatte er sein Anliegen in geziemender und unverbindlicher Weise angebracht, und er war entzückt über die Bereitwilligkeit, mit welcher der Fürst darauf einging.

Aber welches Bild sollte er geben? Es mußte doch ein erst kürzlich hergestelltes und auch ein solches von geeigneter Größe sein! Das zuletzt für die fürstliche Galerie gemalte, auf dem die Prinzessin in ganzer Figur erschien, konnte allein schon wegen seiner Umfänglichkeit nicht in Frage kommen. Ein anderes wieder, ein Miniaturpastellbild, dünkte ihm zu klein, zu unbedeutend und auch nicht gut genug getroffen.

Er erklärte also dem Chevalier, daß erst ein geeignetes Bild angefertigt werden müsse. Es treffe sich aber ausgezeichnet, daß zurzeit ein Künstler aus Dresden, welcher vergangenes Jahr ein Bild der Prinzessin für die Galerie gemalt habe, wegen Aufträgen, die ihm im Anschlusse hieran aus wohlhabenden Bürgerkreisen zugefallen seien, noch im Orte weile. Er wolle ihn sogleich zu sich kommen lassen und auf ihn einwirken, mit einem entsprechend großen Bilde der Prinzessin auf der Stelle zu beginnen. —

Nach Verlauf einer Stunde stand der Künstler aus Dresden bereits vor dem Fürsten und konnte den neuen Auftrag entgegennehmen.

„Durchlaucht, ich unterbreche noch heute meine anderen Arbeiten in der Stadt und fange sofort mit dieser neuen, mich hoch ehrenden, an. Mein Pinsel wird das Beste leisten, was er je geleistet hat.“

„Das Bild der Prinzessin in der Galerie wird Ihnen als Modell dienen.“

Der Künstler besann sich. „Das geht nicht an, Durchlaucht. Jenes Bild ist bereits um ein reichliches Jahr überholt. Ich muß gehorsamst um einige Sitzungen der Prinzessin bitten.“

Dem Fürsten blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen. „Also finden Sie sich morgen vormittag zu der ersten Sitzung ein.“

Der Künstler ging. Der Fürst aber machte sich auf den Weg, um die Prinzessin entsprechend zu unterrichten. Als er sich ihren Gemächern näherte, fiel ihm ein, daß sie natürlich würde wissen wollen, warum denn schon wieder ein Bild von ihr angefertigt werden sollte. In Bezug auf solche Dinge pflegte sie von einer hartnäckigen Neugier zu sein. Es würde daher wohl das beste sein, er ließ die Wahrheit durchschimmern. Überhaupt wollte er einige zu Herzen gehende Worte mit ihr reden.

Prinzessin Pauline war ein zierliches Dämchen mit einem Köpfchen voll verwunderlicher Ideen. Wenigstens war letzteres die Ansicht ihrer Haushofmeisterin, der Gräfin v. Saalburg.

„Ah, lieber Papa!“ rief die kleine Prinzessin aus, als sie den Fürsten erblickte, eilte ihm entgegen, küßte ihm die Hand und bat ihn in ihr anstoßendes Lieblingszimmer, einen mit zierlichen Rokokomöbeln ausgestatteten Salon, dessen Wände mit Schäferidyllen geschmückt waren.

Der Fürst fand nicht sofort eine geeignete Einleitung. Deshalb fragte sie, aber ganz unbefangen: „Was wünschen Sie von mir, mein Vater?“

„Prinzessin, ich habe mich in der letzten Zeit viel mit Ihrer Zukunft beschäftigt.“

„Mit meiner Zukunft?“

„Das Thronfolgegesetz, von dem ich Ihnen schon

einmal erzählt habe, ist jetzt in einer abgeänderten Form genehmigt worden. Ihr Gemahl wird mir einmal in der Regierung des Landes nachfolgen."

Sie schlug mit einer allerliebsten Gebärde die Hände über dem gepuderten Köpfchen zusammen. „Mein Gemahl!"

„Erschreckt Sie denn der Gedanke einer Vermählung, Prinzessin? — Hören Sie weiter. Nur ein Prinz eines regierenden Hauses hat nach dem Wortlaute des Gesetzes in Frage zu kommen."

„Aber ich habe doch schon so oft erklärt, ich werde mich nie an einen beliebigen Prinzen verhandeln lassen! Mit welchem Anschlage halten Sie denn jetzt hinter dem Berge?" Ihr Blick schweifte über die Schäferidyllen an den Wänden hin. „Wenn ich je einmal heirate, dann muß unbedingt ein wenig Romantik dabei sein."

„Verzeihung, Prinzessin, das sind Kindereien," sagte der Fürst. „Denken Sie an unser Land, das einen Thronfolger haben muß. Und zwar je eher, desto besser."

Die kleine Prinzessin streckte abwehrend beide Hände vor. „Sie haben also wirklich schon einen Prinzen für mich ins Auge gefaßt?"

„Vielleicht. Warum nicht? Selbstverständlich würde der Betreffende seinem Alter nach ganz zu Ihnen passen."

Prinzeßchen erhob sich. Ihre zierliche Figur zitterte vor Erregung, aber in ihrer Stimme war kein Schwanken. „Sie mögen es wissen, ich werde mich niemals verhandeln lassen. Beginnen Sie mit mir, was Sie wollen, aber zu einer Verbindung mit dem Manne, den ich jetzt schon nicht leiden kann, den ich hasse, ehe ich nur noch seinen Namen kenne, werde ich mich nicht zwingen lassen — unter keinen Umständen!"

Nun schlug sie die Händchen vors Gesicht und floh weinend in ihr Schlafzimmer.

Der Fürst schüttelte mißbilligend das Haupt. Sollte er sie zurückrufen oder ihr folgen, um sie wegen des Modellsitzens zu verständigen, weshalb er doch hergekommen war? Sie würde, auch wenn er sich nicht über den Zweck des Bildes ausließe, nach dem Vorangegangenen natürlich erraten, für wen es bestimmt sei. Sie würde sicherlich nur heftiger weinen und sicherlich die Sitzungen verweigern. Was sollte er nur tun?

Da erschien, sich tief verbeugend, der Prinzessin Haushofmeisterin, die Gräfin v. Saalburg, unter der jenseitigen Tür. Sie begann sich untertänigst wegen ihres Eintritts zu entschuldigen.

Doch der Fürst schnitt ihr das Wort ab. „Gräfin, ich will Sie in einer hochwichtigen Staatsangelegenheit in mein Vertrauen ziehen.“

Die Gräfin verneigte sich tief.

„Hören Sie, Gräfin — doch nein, nicht hier, sprechen Sie in zwei Stunden in meinen Appartements vor.“

Es hatte ihm nämlich scheinen wollen, als ob in dem anschließenden Gemache, in das die Prinzessin geflohen war, ein Kleid rasche. Und dann war ihm noch eingefallen, auch den Chevalier v. Holleben zu der vertraulichen Konferenz zu bitten.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fühlte sich die Gräfin krank und elend.

Prinzessin Pauline erschrak darüber ein wenig, denn bisher hatte sich ihre Haushofmeisterin immer einer recht guten Gesundheit erfreut. Besorgt lief sie um die Kranke herum, erkundigte sich eingehend, was und wo es ihr fehle, und ob sie ihr irgendwie behilflich sein könne.

„Prinzessin," seufzte die Gräfin, „Sie glauben gar nicht, wie wohl mir Ihre Anteilnahme tut. Was mir fehlt? Ich komme eben in die höheren Jahre. Da stellen sich solche Tage allgemeiner Schwäche ein. Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit gleich etwas bekennen. Ich trage mich seit einiger Zeit bereits mit dem Gedanken, mich auf meinen Witwensitz, Schloß Sonnenburg, zurückzuziehen."

„Sie wollen mich verlassen? Nach Sonnenburg sich zurückziehen?" rief die Prinzessin überrascht aus.

„Ich möchte Sie ergebenst darum bitten, gegen die baldige Enthebung von meiner Hofstellung nichts einzuwenden. Wegen derselben bin ich bei Seiner Durchlaucht, Ihrem Herrn Vater, schon eingekommen."

„Aber wie schade, Gräfin!"

„Ich bin gerührt von Ihrem Bedauern, Prinzessin," fuhr die Gräfin fort. „O, wie werde ich in meinem Sonnenburg den Hof von Lebenstein und insbesondere Sie, Prinzessin, vermissen! Habe ich mich doch seit dem frühen Tode Ihrer Mutter stets redlich bemüht, sie Ihnen in allen Stücken zu ersetzen, und Sie sind mir dabei wie eine Tochter ans Herz gewachsen. Wenn ich nur wenigstens ein Bild von Ihnen mitnehmen könnte, Prinzessin! Lassen Sie mich daher um eine Huld bitten, Prinzessin. Ich denke soeben daran, daß der Dresdener Künstler, welcher vergangenes Jahr Ihr Bild für die Galerie gemalt und dieses Jahr ältere Bilder der Galerie aufgefrischt hat, wegen Aufträgen, die er dann anderweit erhalten hat, noch im Orte weilt. Gewähren Sie ihm einige Sitzungen, damit er von Ihnen ein Brustbild in Öl für mich herstellt, das mich in meinem einsamen Sonnenburg stets an Sie, meine liebe Prinzessin Pauline, erinnern wird."

Gerührt stimmte die Prinzessin zu.

Die erste Sitzung fand schon um die Mittagsstunde statt. Der Künstler ließ verlauten, daß er um wenigstens zehn Sitzungen bitten müsse, und daß die zweite bereits am folgenden Tage gewährt werden möge.

War denn die Angelegenheit so dringend? Prinzessin Pauline wurde nachdenklich. Sollte das Bild vielleicht gar nicht für die Gräfin bestimmt sein?

Nachdem einmal ihr Verdacht rege geworden war, fiel es ihr in den nächsten Tagen nicht schwer, aus den Gesprächen, die der Fürst, ihr Vater, mit der Gräfin bei Tafel führte, herauszuhören, welches Interesse er an dem Fortschritt der Arbeit bezeigte. Zum Überfluß fing dann wieder einige Tage später ihr Kammermädchen auf eine Frage von ihr, was es Neues im Orte gebe, unter anderem auch davon an zu plaudern, daß im „Blauen Engel“ ein fremder Diplomat abgestiegen sei. Der Betreffende, der sehr geheimnisvoll tue, habe schon vor kurzem einmal hier geweilt. Die Leute zerbrächen sich über seine Entsendung die Köpfe. Manche sprächen von Abmachungen wegen eines nahen Krieges.

Jetzt sah Prinzessin Pauline klar. Das Bild war nicht für die Gräfin bestimmt, sondern für den Hof, dessen Abgesandter der fremde Diplomat war, für den Hof, an dessen Prinzen sie verhandelt werden sollte!

Welch ein schnödes Spiel trieb man mit ihr! Sollte sie sich das alles so ruhig wie ein Opferlamm gefallen lassen? Nimmermehr! Sie mußte energisch vorgehen!

Zuerst dachte sie daran, jede weitere Sitzung zu verweigern. Aber würde denn das die Vollendung des Bildes verhindern? Es war doch schon fast fertig, und mit Hilfe des großen Bildes der Galerie würde es, wenn es darauf ankam, sicherlich auch ohne weitere Sitzung naturgetreu fertiggestellt werden. Nein, mit

verweigerten ferneren Sitzungen erreichte sie nichts. Aber was sollte sie nun tun? Irgend etwas mußte sie unbedingt unternehmen!

Endlich beschloß sie, nicht offen vorzugehen, aber das Spiel, das man mit ihr trieb, mit einem noch feineren Gegenspiel zu durchkreuzen. Sie entwarf nach dieser Richtung hin Plan um Plan, einen mit einem immer abenteuerlicheren Aufbau als den anderen, mußte sie jedoch schließlich alle als unausführbar wieder verwerfen, weil sie niemand wußte, der bereit sein würde, ihr dabei hilfreiche Hand zu bieten.

„O," seufzte die kleine Prinzessin, „der ganze Hof schmeichelt mir, versichert mir seine tiefste Ergebenheit und Beflissenheit, wenn ich es aber jetzt auf eine Probe ankommen lassen würde, wäre gewiß niemand dazu bereit, mir auch nur den geringsten Vertrauensdienst zu erweisen. Aber nicht nur das, man würde mich obendrein noch verraten! Wie verlassen und einsam stehe ich doch da auf der Welt!"

Ihre Augen wurden naß. —

Einige Stunden später fand eine weitere Sitzung, die achte, statt. Ohne den leisesten Einwand war sie der Aufforderung der Gräfin hierzu nachgekommen. Traurig saß sie in einem roten Sessel und hing ihren trüben Gedanken nach.

Der Dresdener Künstler, der sie stets nur wohlgelaunt erblickt hatte, betrachtete sie recht besorgt. Seine Pinselstriche verloren an Genauigkeit. Daran war sein Sinnen schuld. War er doch von dem Fürsten halb und halb ins Vertrauen gezogen worden, und er glaubte daher den Grund ihrer heutigen tiefen Traurigkeit zu erraten. Sie sollte gehorchen, während ihr Herz vielleicht einem anderen gehörte. Er bemitleidete sie mit dem ganzen ungeteilten Empfinden eines warmblütigen

Künstlers. Am liebsten hätte er den Pinsel beiseite geschleudert. Schließlich tat er überhaupt nur noch so, als ob er arbeite.

Da begegneten die Augen der armen Prinzessin den seinen, zwar nur ganz kurz, aber doch hinreichend lange, um ein Ahnen in ihr aufsteigen zu lassen, welche Gedanken seinen Sinn beschäftigten. Sie errötete bis unter die Haarwurzeln und wagte nicht, die Lider wieder zu erheben. Erst nach einer geraumen Weile tat sie es unter einem unwiderstehlichen Zwange noch einmal. Nein, diese Augen logen nicht! Aus ihnen redete ehrliche Anteilnahme!

Wenn sie ihn um Bundesgenossenschaft anflehen würde? Er würde sicher tun, was in seiner Macht stand, er würde sie nicht verraten!

Die Gräfin, welche, wie immer, auch dieser Sitzung von Anfang bis Ende beiwohnte, fragte, bis wann das Bild sicher und bestimmt fertiggestellt sein würde, und wie viele Sitzungen noch nötig seien.

„Noch zwei," beschied er sie.

„Gut. Kommen Sie also morgen zur vorletzten und übermorgen zur letzten Sitzung."

Die kleine Prinzessin beherrschte sich mit Mühe und Not, um der Gräfin nicht ihre Meinung über ihr Verhalten gründlich zu sagen. Den Rest des Tages kämpfte sie mit sich einen harten Kampf. Sollte sie den Künstler um Bundesgenossenschaft bitten, um Beistand, dem schlauen Spiel, das man mit ihr trieb, durch ein noch klügeres zu begegnen? Jawohl, sie mußte es tun. Das war sie sich einfach selbst schuldig. Man sollte sie nicht hinter ihrem Rücken verhandeln wie eine Ware. Sie lief an ihr zierliches, aus Rosenholz gefertigtes und mit Perlmuttereinlagen verziertes Schreibtischchen und warf auf ein duftendes blaues Blatt: „Mein Herr!

Ich flehe Sie an, machen Sie mein Bild so häßlich wie möglich! Vielleicht können Sie vor dem Verpacken im geheimen noch Runzeln im Gesicht oder eine dicke Warze auf der Nase anbringen. Tun Sie, bitte, bitte, was in Ihrer Macht steht und verraten Sie mich nicht! Prinzessin Pauline."

Natürlich folgte noch, wie das ja bis heutigentags üblich ist, eine Nachschrift: „Lassen Sie mich, bitte, durch irgend ein unauffälliges Zeichen wissen, ob Sie meine Bitte erfüllen wollen. D. O."

Hochklopfenden Herzens siegelte sie das Blatt und barg es in ihrem Mieder. Dann trat sie vor einen Spiegel und stellte sich vor, wie sie wohl auf einem Bilde mit Runzeln im Gesicht und mit einer dicken Warze auf der Nase aussehen würde. Darüber lachte sie hell auf. Welch eine köstliche Idee hatte ihr doch die Zwangslage, in der sie sich befand, eingegeben! Da würde der unbekannte Prinz nicht schlecht erschrecken.

Übermütig hüpfte sie aus dem Zimmer. —

Im Verlaufe der Sitzung am nächsten Tage betonte die Gräfin dem Künstler gegenüber, daß morgen also die letzte Sitzung stattfinden würde.

Der Künstler bejahte.

Da wurde es der Prinzessin bei dem langen Stillsitzen zu heiß im Gemache.

„Gräfin," lispelte sie, „reichen Sie mir meinen Fächer. Er muß sich auf dem Tischchen am Fenster befinden."

Die Gräfin erhob sich bereitwilligst. „Ich sehe ihn nicht," antwortete sie.

„Wo habe ich ihn nur hingelegt? Richtig, im Zimmer nebenan, in der ersten Fensternische."

Sowie die Gräfin aus dem Gemache rauschte, erhob sich die Prinzessin aus ihrem Sessel, legte den Zeige-

finger ihrer linken Hand an die Lippen und reichte in höchster Erregung mit steif ausgestrecktem rechten Arm dem Künstler das versiegelte blaue Blatt hin.

Der war wohl für eine Sekunde verblüfft. Aber dann fuhr seine linke Hand nach dem Herzen, und er nahm unter einer tiefen Verbeugung mit der rechten Hand schnell das Blatt in Empfang.

Hoch aufatmend sank die Prinzessin zurück.

Die Gräfin rauschte schon wieder herein. „Hier ist der Fächer, Prinzessin."

„Ich danke," hauchte sie. —

Der Schlußsitzung am nächsten Tage sah die Prinzessin in fieberhafter Erwartung entgegen. Daß sie der Künstler verraten würde, fürchtete sie nicht. Sicherlich würde er auch tun, was in seiner Macht stand, um ihr zu helfen. Aber würde er dazu auch wirklich in der Lage sein?

Während er malte, schaute er sie oft recht eigentümlich, so verschleiert anbetend, an, so daß sie fortgesetzt errötete. Endlich erklärte er, mit seiner Arbeit fertig zu sein.

Die Gräfin erhob sich und ließ der Prinzessin den Vortritt. Noch einen letzten Blick warf die arme Prinzessin dem Künstler zu, einen Blick, der diesem das Blut zu Kopfe trieb. Dann schritt sie hinaus.

Die Gräfin war im Begriffe, ihr zu folgen.

„Gräfin," bat da der Künstler, „auf ein Wort unter vier Augen." Sie wandte sich wieder um. „Ich war," fuhr der Künstler mit leiser Stimme fort, „vor der Sitzung beim Fürsten zur Berichterstattung über das Bild befohlen und habe mich anheischig gemacht, es sachgemäß zu verpacken, damit es, allein schon wegen der frischen Farben, bei dem längeren Transport, den es auszuhalten hat, nicht leidet. Ich werde das Bild

deshalb jetzt mit mir nehmen und heute abend wohlverpackt wieder im Schlosse abliefern."

„Tun Sie das," sagte die Gräfin und rauschte der Prinzessin nach.

— — — — — — — — — — — — —

Dem Chevalier v. Holleben wurde vom Fürsten Heinrich am selben Abende noch das von dem Künstler wirklich sehr sachgemäß verpackte Bild feierlich überantwortet. Am frühen Morgen des anderen Tages verließ der Chevalier mit geschwellter Brust die Stätte seines diplomatischen Erfolges und traf Tags darauf in später Nachmittagsstunde im Schlosse Eisenburg im Herzogtume Sachsheim-Kroberg wieder ein.

Herzog Ernst, von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt, befahl ihn sofort zur Audienz. Der Chevalier beeilte sich zu erscheinen, hielt einen längeren Vortrag, bei welchem er die vielen Schwierigkeiten seiner Aufgabe ins rechte Licht zu rücken wußte, und überreichte dann untertänigst das verpackte Bild.

Des Herzogs Gebaren war sehr gnädig. „Holleben," scherzte er, „es drängt mich mächtig, die Züge der zukünftigen Herzogin von Sachsheim-Kroberg kennen zu lernen." Er ließ die Glocke erklingen. Der Kammerdiener eilte herein. „Schnabel, löse Er die Hüllen von dem Bilde da. Aber vorsichtig, sonst soll Ihn der Kuckuck holen!"

Bald bot sich, auf einen hochlehnigen Stuhl hingestellt, das seiner Hüllen entledigte Bild in seiner ganzen Farbenschönheit dar.

Der Chevalier griff sich mit einer erschreckten Bewegung an die Stirn.

Der Herzog aber kniff die Augen zusammen. „Das wäre die Prinzessin Pauline?" entfuhr es ihm in unverhohlener Verblüffung. Gleich darauf aber schüttelte

er sein Haupt und stieß mit rauher Stimme hervor: „Eine unglaubliche Infamie, mir dieses Bild als ein solches der Prinzessin zu senden!“

Das Bild stellte in Wirklichkeit eine Lebensteiner Bäckermeisterin dar, die ihrem Alter nach recht gut die Mutter der Prinzessin hätte sein können. Der Künstler hatte an dem Bilde mit vielem Fleiß volle drei Wochen geschafft, und zwar hatte er es gerade an dem Tage, an welchem er wieder vor den Fürsten Heinrich gerufen worden war, der Bestellerin abliefern wollen. Die Dame hatte aber die Annahme wegen angeblicher Unähnlichkeit abgelehnt. So war das Bild vorläufig in dem Besitze des beleidigten Künstlers verblieben. Er war nahe daran gewesen, es zu vernichten. Nach dem Empfange des Briefes der armen Prinzessin war ihm der Gedanke gekommen, wie er es trefflich verwenden könnte. Damit es jedoch seinen Zweck ja recht gut erfülle, hatte es der Arglistige vor dem Einpacken obendrein noch mit genialem Feuereifer übermalt. Dabei hatten ihm die Züge der noch um wohl zwei Dutzend Jahre älteren Haushofmeisterin der Prinzessin, der Gräfin v. Saalburg, vorgeschwebt.

Der Chevalier war wie entgeistert. Wen stellte das Bild dar? Eine Ähnlichkeit mit der Haushofmeisterin der Prinzessin war nicht von der Hand zu weisen. „Hoheit,“ stammelte er, „hier liegt eine entsetzliche Verwechslung, ein unglaublicher Irrtum vor.“

„Wer ist die Person auf dem Bilde?“ fragte der Herzog schneidend. „Eine Frau Urgroßtante der Prinzessin vielleicht?“

„Man könnte meinen, es wäre die Haushofmeisterin der Prinzessin, die Gräfin Saalburg. Welch eine Verwechslung! Welch ein Irrtum!“

Der Herzog atmete schwer. „Verwechslung? Irr-

tum? Wenn ich wüßte, daß es ein beabsichtigter Irrtum wäre, so —“

Dem Chevalier wurde es bang. „Von seiten des Fürsten Heinrich nicht, Eure Hoheit. Ganz gewiß nicht! Dafür verbürge ich mich.“

„Von welcher Seite dann?“

Der Chevalier hielt immer noch die Hand gegen die Stirn gedrückt. Dann begann er haarklein auseinanderzusetzen, wie ihm das Bild in Lebenstein wohlverpackt überantwortet worden war, daß er nimmermehr hätte unternehmen dürfen, die Hüllen zu lösen, und daß er somit an dem Irrtum gänzlich unschuldig wäre.

„Ich will wissen, von welcher Seite ein Irrtum vorliegen könnte!“ begehrte der Herzog auf.

„Ich meine, nur von seiten desjenigen, welcher die Verpackung besorgt hat,“ half sich der geängstigte Chevalier.

„Eine untergeordnete Persönlichkeit?“

Der Chevalier trat von einem Fuß auf den anderen. War es nicht besser, er rückte mit dem heraus, was er vermutete? Eine untergeordnete Persönlichkeit, der Maler des Bildes nämlich selbst, handelnd im Auftrage der — Nein, das brachte er nicht über die Zunge.

„Bekenne Er nur, daß Er keine Auskunft zu geben vermag!“ fuhr ihn der Herzog an. „Nein, nichts weiß Er! Schaffe Er mir das Machwerk aus den Augen. Fort!“

Der Chevalier war geknickt. Mit zitternden Händen nahm er das Bild von dem Stuhle auf. Dabei entschlüpfte ihm ein leichter Überraschungsruf.

„Hoheit, hier — am unteren Rande des Holzrahmens hat der Maler einen Satz mit dem Pinsel hingeschnörkelt: Prinzessin Pauline, gewidmet ihrem unerwünschten Freier!“

Des Herzogs Zornesader auf der Stirn schwoll bedenklich. „Jetzt wäre eine beabsichtigte Beleidigung klar erwiesen!“

„Aber es handelt sich sicherlich um keine von seiten des Fürsten Heinrich, Eure Hoheit!“ beteuerte der Chevalier. Er nahm sich ein Herz und fuhr fort: „Ich will jetzt aussprechen, was ich bisher nicht wagte: Die Unterschiebung dieses falschen Bildes ist wahrscheinlich auf Veranlassung der Prinzessin durch den Maler bewirkt worden. Genau wie Seine Erlaucht Prinz Hermann ist sie nämlich, wie mir der Fürst, ihr Vater, selbst anvertraut hat, einer baldigen Vermählung wenig gewogen. Es hat dieserhalb zwischen ihr und dem Fürsten auch eine Szene gegeben. Letzterer ist aber ganz gewiß unschuldig an der Unterschiebung des Bildes und den daruntergeschnörkelten Worten. Wenn aber der Fürst unschuldig in dieser bösen Affäre ist, so bin ich es auch.“

Der Herzog lächelte grimmig. „Er hat sich also von einem Frauenzimmer überlisten lassen, Holleben. Ein feiner Diplomat, das muß ich sagen! Aber stelle Er das Bild wieder her, denn es interessiert mich jetzt. So — nun marsch hinaus!“

Schroff kehrte er dem unglücklichen Chevalier den Rücken zu.

— — — — — — — — — — — — —

Ungefähr zu derselben Stunde wurde der Dresdener Künstler auf seine Bitte hin von der Prinzessin Pauline im Schlosse zu Lebenstein in Abschiedsaudienz empfangen, wobei natürlich ihre Haushofmeisterin, die Gräfin v. Saalburg, mitanwesend war.

„So unerwartet schnell wollen Sie also Lebenstein verlassen?“ fragte die Prinzessin.

„Besonderer Umstände halber muß ich morgen in der Frühe meine Rückreise nach Dresden unbedingt

antreten, durchlauchtigste Prinzessin. Vorher aber möchte ich noch eine untertänige Bitte aussprechen. Ich habe bei günstiger Beleuchtung am gestrigen und am heutigen Morgen an diesen zwei kleinen Aquarellstudien, die während meines diesjährigen Aufenthalts in Lebenstein entstanden sind, die letzten Lichter aufgesetzt. Geruhen durchlauchtigste Prinzessin das eine Bildchen von mir gnädigst anzunehmen."

Keck reichte er einen von zwei Kartons, die er mit sich führte, ein genial hingeworfenes Motiv aus dem Lebensteiner Schloßparke, dar.

Die Prinzessin nahm dankend an.

Und nun wandte er sich gegen die Gräfin. „Hochedle Gräfin, weisen auch Sie mich nicht mit diesem kleinen, für Sie bestimmten Andenken ab."

Da die Prinzessin angenommen hatte, konnte die Gräfin nicht gut anders als dasselbe tun. Ihr Karton war ebenfalls ein Motiv aus dem Lebensteiner Schloßparke.

In Prinzeßchen aber rief es: „Mit deinem Andenken hat es sicher irgend eine Bewandtnis!" Ihre Finger fingen an zu tasten, und da nahm sie wahr, daß auf der Rückseite ihres Kartons ein dünnes Blatt lose aufgeklebt war. Ein freudiger Schreck durchrieselte sie. Sicherlich würde sich zwischen Blatt und Karton die Antwort auf ihren Brief verbergen.

In höchster Verwirrung löste sie eine Rose vom Gürtel, und mit den Augen die Gräfin um Zustimmung bittend überlieferte sie, obgleich sie in den Mienen jener keine Bejahung las, dem Künstler die duftende Blume.

Seine linke Hand fuhr ans Herz. Er nahm die Rose und zog sich schnell zurück. Es war die höchste Zeit für ihn, daß er freiwillig schied, denn die Gräfin

war bereits im Begriffe, ihm sehr deutlich zu erkennen zu geben, daß die Audienz beendigt sei.

Prinzeßchen ließ sich nun die Aquarellstudie der Gräfin reichen und lobte und tadelte daran. Auch an der ihrigen lobte und tadelte sie. Dann zog sie sich mit ihrem Bildchen in ihr Schlafzimmer zurück.

Ihr weiblicher Scharfsinn hatte sie richtig vermuten lassen. Das dünne, lose befestigte Rückblatt des Bildchens war leicht abzulösen, und sobald dies geschehen, hatte sie die erhoffte Antwort vor sich. „Durchlauchtigste Prinzessin! Sie befahlen, und Ihr untertänigster Diener beeilte sich, zu gehorchen. Allerdings Ihr Bild, durchlauchtigste Prinzessin, vor dem Verpacken zu verunschönen, das brachte ich nicht fertig. Meine Hand versagte da einfach. Es blieb mir somit nichts anderes übrig, als ein anderes Bild, eines, das man mir wegen Nichtgelingens nicht abnehmen wollte, unterzuschieben. Sie kennen vielleicht die Lebensteiner Dame, welche es darstellen sollte, Frau verwitwete Hofbäckermeisterin Wernicke. Eigentlich sieht sie jetzt der Gräfin v. Saalburg ähnlich, denn beim Übermalen vor dem Verpacken schwebten mir, ich weiß nicht warum, deren Züge vor Augen, und ich erkannte die Tatsache erst, als es die höchste Zeit war, mich dem Verpacken zu widmen. Der fremde, im ‚Blauen Engel‘ abgestiegene Diplomat hat das Bild so, wie ich es verpackt, ausgeliefert bekommen und ist mit ihm schleunigst abgereist. Deshalb muß ich nun auch schleunigst abreisen. Ihr Bild aber, durchlauchtigste Prinzessin, muß ich mit mir nehmen, ich sehe keine andere Möglichkeit. Verzeihen Sie mir diese Eigenmächtigkeit. Ich werde es wie ein Heiligtum behüten. Sollten Sie es je einmal von mir fordern, wird es natürlich sofort zu Ihrer Verfügung stehen.“

Die Prinzessin klatschte vor Freude in die Hände. Ein Bild der Frau Wernicke mit den übermalten Zügen der Gräfin Saalburg kam an den fremden Hof, an dessen Prinzen sie verhandelt werden sollte! O, wie köstlich! Die Augen des unbekannten Prinzen würden schön schauen! Selbstverständlich würde ihn nun keine Gewalt der Erde zu einem ernsten Schritte bewegen. Nein, die ganze Geschichte war zu köstlich!

Fröhlich hüpfte Prinzeßchen im Zimmer umher. Und wenn sie später an den Prinzen eines anderen Hofes verhandelt werden sollte, würde sie wieder eine List ersinnen! Man sollte sie kennen lernen!

— — — — — — — — — — — — —

Am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Eisenburg wartete der Chevalier v. Holleben im Vorzimmer des Audienzzimmers der Befehle seines Herrn. Aber der Herzog schien keine für ihn zu haben. Bis zum Abend wartete der unglückliche Chevalier und wagte dann durch den Kammerdiener eine untertänige Nachfrage. Kurz ließ ihm der Herzog erwidern, er solle sich scheren.

Das war nicht nur kurz, sondern auch deutlich. Traurig schlich der Chevalier aus dem Schlosse. Er überlegte und überlegte, wie er die Gnade seines Herrn wiedererlangen könnte. Sollte denn das ihm, dem alten, erfahrenen Diplomaten, ein Ding der Unmöglichkeit sein?

Er fand die ganze Nacht keinen Schlaf. Aber als die Sonne über den Waldhängen des Herzogtums Sachsheim-Kroberg emporkam, war er mit sich einig, was er zu tun hatte. Entweder — oder!

Am Mittag ritt er nach dem in den herzoglichen Waldungen versteckt liegenden kleinen Jagdhause, wo Prinz Hermann immer noch weilte.

Der Prinz war nicht wenig erstaunt über den

seltenen Besuch, der sich bei ihm einstellte. Der glatte Hofmann hatte es zwar von jeher meisterhaft verstanden, jede direkte Differenz mit ihm zu vermeiden, trotzdem hatte er sich nie zu ihm hingezogen gefühlt oder seine Gesellschaft gesucht. Seine freimütige Natur witterte eben instinktiv des anderen verschlagene Natur. Doch was blieb ihm jetzt, als zwangsweiser Gastherr, weiter übrig? Freundlich lud er ihn ein, zum Essen dazubleiben.

Der Chevalier nahm mit untertänigstem Danke an. Da er aber immer noch nicht mit der Sprache herausrückte, was ihn zu dem Ritte bewogen hatte, fragte ihn der Prinz direkt.

„Was führt Sie her, Holleben? Aber keine Flausen! Sie wissen, ich liebe weder Hintertüren noch Umschweife.“

„Mir lag einzig daran, Erlaucht einmal zu begrüßen.“

„Reden Sie das vor, wem Sie wollen, Holleben. Offen Farbe bekannt!“

„O, Erlaucht —“

„Heraus mit der Sprache!“

Stockend erst, aber allmählich geläufiger, berichtete nun der Chevalier von seiner Fahrt gen Lebenstein und ihrem bösen Mißerfolge. Er rückte sogar mit der ganzen ungeschminkten Wahrheit heraus, daß er an Stelle des Bildes der Prinzessin ein Bild ähnlich dem ihrer Haushofmeisterin untergeschoben bekommen und dieses mit hohnvoller Widmung versehene Bild ahnungslos dem Herzog überliefert hatte. Nur zum Schlusse hielt er es mit der Wahrheit nicht mehr so genau. „Erlaucht, ich hatte von vertrauenswürdiger Seite wohl gehört, daß sich die Prinzessin wiederholt geäußert habe, sie lasse sich an keinen Prinzen verhandeln und werde Mittel und Wege zu finden wissen, alle dahinauslaufenden

diplomatischen Rechnungen zu durchkreuzen — und allen Bewerbern eine Nase zu drehen. Jawohl, so hat sich die Prinzessin wörtlich ausgedrückt. Aber ich hielt das einfach für den Ausfluß einer übermütigen Laune. Auch die weitere verbürgte Äußerung, sie wisse ganz genau um die Bemühungen eines Prinzen eines benachbarten Herzogtums, sie lache aber über ihn, ließ ich mir nicht zur Warnung dienen."

Prinz Hermann hatte erst mit einigem Erstaunen, das aber bald einem offensichtlichen Behagen gewichen war, zugehört. Zum Schlusse hatte sich jedoch sein Gesicht gerötet in einer Art, wie es bei ihm der Fall war, wenn sich sein allezeit bereiter Widerspruchsgeist zu regen begann.

„Sie lacht über ihn! Hat die Prinzessin da an mich gedacht?" stieß er hervor.

„Ganz gewiß, Erlaucht. Nur Erlaucht kamen als Bewerber um ihre Hand in Frage. Ganz gewiß hat sie dabei niemand anders im Sinne gehabt. Da das Projekt jetzt endgültig zu Wasser geworden ist, kann ich ja ohne Rückhalt sprechen, wie es Erlaucht lieben und zudem befohlen haben."

„Aber ich habe doch gar keine Anstrengungen gemacht, um die Prinzessin zu erobern," warf der Prinz ein. „Im Gegenteil!"

„Erlaucht haben damit vollständig recht. Aber die Prinzessin faßte natürlich die diesseitigen offiziellen Bemühungen auf, als ob es persönliche von Euer Erlaucht wären. Sie konnte Erlaucht doch nimmermehr irgendwie bevormundet glauben! Um so weniger, als ich, auf Befehl des Herzogs hin, bei meinen Vorverhandlungen Ihre Person vorzuschieben hatte und das auch getan habe."

Des Prinzen Gesicht hatte sich feuerrot gefärbt.

„Das ist unerhört! Ich muß die Prinzessin unbedingt aufklären!“

„Entschlagen Sie sich dieses Gedankens, Erlaucht. Die Prinzessin würde nur annehmen, es wäre ein Schachzug Ihrerseits, ein noch feinerer als der ihrige, um sie dennoch zu gewinnen. Ihre Abneigung gegen Erlaucht würde nur wachsen. Wie gesagt, das Heiratsprojekt ist endgültig zu Wasser geworden.“

„Heiratsprojekt! Heiratsprojekt! Ich habe die Prinzessin nie zur Gemahlin begehrt und werde sie nie begehren!“

„Das letztere wäre, wie ich nur immer wieder betonen kann, auch völlig ausgeschlossen. Sie mag Erlaucht nicht. Gerade Euer Erlaucht mag sie nicht.“

Der Prinz sprang auf. „Holleben, schweigen Sie!“ Er ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile fragte er barsch: „Mir das mitzuteilen, sind Sie also hergekommen?“

„Zu Befehl, Erlaucht. Und weiter, um Abschied von Euer Erlaucht zu nehmen. Die Ungnade des Herzogs ist über mein armes Haupt gekommen. Mit meiner diplomatischen Stellung am Hofe ist es zu Ende. Erlaucht werden jetzt auch verstehen, warum ich, der doch sonst als verschwiegen wie ein Grab bekannte Diplomat, aus der Schule geplaudert habe. Ich bin eben Diplomat gewesen, Erlaucht, und gedenke meine Tage auf meinem Gute zu beschließen. Leben Sie wohl, Erlaucht, und verzeihen Sie einem treu ergebenen alten Hofmanne das gesprochene offene Wort.“

Der Prinz atmete schwer. „Lieber Holleben, bleiben Sie! Die Angelegenheit regt mich im Innersten auf. Für Sie mag sie wohl abgetan erscheinen, für mich aber nicht!“ Heftig stampfte er mit dem Fuße auf. „Sie sagten, die Prinzessin wolle gerade mich nicht?“

„Sie hat sich so ausgesprochen, Erlaucht. Daher die Unterschiebung des falschen Bildes mit der hohnvollen Widmung — meine diplomatische Niederlage. Ich darf dem Herzog nicht wieder unter die Augen treten. — Wie wird die kleine, reizende Prinzessin in Lebenstein triumphieren!“

„Hören Sie auf, Holleben!“ schrie der Prinz. „Sie machen mich sonst wild. Hören Sie genau zu, was ich Ihnen jetzt erkläre. Um eure diplomatischen Künsteleien schere ich mich den Teufel, alle sogenannten höheren Rücksichtnahmen sind für mich Wind. Nur deshalb, weil die Prinzessin von mir nichts wissen will, deshalb wünsche ich sie kennen zu lernen.“

„Erlaucht, ich beschwöre Sie, stehen Sie ab von dem Verlangen! Sie würden von ihr übel behandelt werden!“

Grimmig lachte Prinz Hermann auf. „Lassen Sie mich zum Schluß kommen, Holleben. Ich wünsche die Prinzessin kennen zu lernen von Angesicht zu Angesicht, verstehen Sie, und werde sie kennen lernen. Und gefällt sie mir, werde ich sie heiraten. Punktum.“

„O,“ jammerte der Diplomat, der innerlich frohlockte, „nachdem sie eine so deutliche Absage erteilt hat! Zwingen kann und wird sie der Fürst, ihr Vater, nicht. Was soll daraus werden? Ich bin unglücklich, daß ich aus der Schule geschwatzt habe. Welches Unheil habe ich angerichtet!“

„Hören Sie mit Ihrem Gejammer auf, Holleben! Strengen Sie lieber Ihren Kopf zu einem Kriegsplan an, einem frischen, fröhlichen Kriegsplan, Holleben!“

Der verschlagene Diplomat nahm seinen Kopf in beide Hände und tat, als ob er scharf nachsänne.

„Nun?“ munterte ihn der Prinz auf.

„Wenn Erlaucht durchaus einen Versuch machen

wollen — o, ich kann mich noch gar nicht damit zurechtfinden! Ein Erfolg, wie wäre er überhaupt denkbar? Doch nur unter Anwendung ungewöhnlicher Mittel. Die Prinzessin soll etwas romantisch veranlagt sein. Hat sie doch, wie ich in Erfahrung gebracht habe, sich geäußert, daß, wenn sie je einmal heiratete, es nur ein Mann sein würde, dem ihr Herz entgegenschlüge. — Wenn man hier einsetzte!"

„Ich brenne immer mehr darauf, die Prinzessin kennen zu lernen, Holleben!"

Der Diplomat konnte nicht umhin, sich anscheinend verlegen die Hände zu reiben. „Diese romantische Ader der Prinzessin," sagte er wie im Traum vor sich hin, „müssen wir uns unbedingt zu nutze machen."

„Das wollen wir, Holleben!"

„Vor meinen Augen gewinnt ein sehr romantischer Plan Form und Gestalt. Er geht davon aus: mit gleichen Waffen gekämpft! Darf ich ihn erläutern?"

„Nur zu!"

„Bei der Schloßwache dient ein Leutnant, dem die Natur gerade kein bezauberndes Äußere verliehen hat."

„Den Posthausen meinen Sie?"

„Jawohl."

„Ein Adonis ist der allerdings nicht. Aber er ist ein guter Kerl, der Posthausen. Ich mag ihn gern leiden. Und was ihn betrifft, so glaube ich, er ginge für mich durchs Feuer."

„Er wird Gelegenheit dazu finden."

Stundenlang saßen der Prinz und der Chevalier noch beieinander. Beide wurden immer aufgeräumter dabei.

— — — — — — — — — — — — —

Am Vormittag des nächsten Tages ritt Prinz Hermann, umbellt von seiner Meute, wieder in den Schloß-

hof von Eisenburg ein. Sowie er den wachhabenden Leutnant v. Posthausen erblickte, rief er ihn an und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen. Dann hatte er eine längere Aussprache mit ihm, nach welcher der brave Leutnant sehr nachdenklich wieder seine Wachstube aufsuchte.

Dann ließ Prinz Hermann seinen Onkel, den Herzog, um eine Audienz bitten, die ihm auch sogleich bewilligt wurde.

„Hochverehrter Oheim," redete er ihn an, „ich bin Ihrem Wunsche gemäß in der bewußten Angelegenheit ernstlich mit mir zu Rate gegangen und empfinde nun ein lebhaftes Verlangen danach, das Bild jener Lebensteiner Prinzessin, das Sie die Gewogenheit haben wollten, zur Stelle schaffen zu lassen, in Augenschein zu nehmen."

Herzog Ernst machte ein finsteres Gesicht und schwieg.

Um die Lippen des Prinzen spielte ein feines Lächeln. „Soll ich es nicht betrachten dürfen?" fragte er.

Grollend entfuhr es dem Herzog: „Holleben, dieser Esel —" Er brach ab, doch dauerte sein Zaudern nur einen Augenblick, da er es mit seiner Würde für unvereinbar erachtete, irgend etwas zu verschleiern. „Holleben sollte das Bild zur Stelle schaffen," polterte er, „hat sich aber ein falsches aufhängen lassen."

„Wie interessant!" rief der Prinz aus. „Der Hof in Lebenstein scheint sich demnach zu dem Eheprojekte wenig günstig zu stellen?"

„Fürst Heinrich ist ganz von ihm eingenommen, und ich bin davon, daß er von der Unterschiebung keine Ahnung hat, durchaus überzeugt. Die Prinzessin hat, nach Lage der Sache, hier ganz selbständig gehandelt. Sie muß ein kleiner Satan sein. Jedenfalls will es mich dünken, daß sie, trotz ihres Fürstentums als

lockende Mitgift, keine geeignete zukünftige Herzogin von Sachsheim-Kroberg abgeben möchte. Schweigen wir also die böse Angelegenheit lieber tot, Erlaucht."

In des Prinzen Augen hatte es heller und heller aufgeblitzt. Der Herzog wollte also nichts mehr von dem Heiratsprojekte wissen! Das war ja prächtig! Ein einziger Gedanke nahm von ihm Besitz: Prinzessin Pauline muß unter allen Umständen deine Gemahlin werden!

„Lieber Onkel," kam es von seinen Lippen, „Sie ließen verlauten, daß Sie annähmen, Fürst Heinrich wüßte nichts von der Unterschiebung. Er erwartet folglich meinen baldigen Besuch, denn der muß doch notwendigerweise auf die ebenso liebenswürdige wie vertrauensvolle Überlassung des Bildes hin erfolgen. Vermiede ich ihn, müßte er dies unbedingt als Beleidigung oder als noch etwas Schlimmeres auffassen. Deswegen werde ich also morgen nach Lebenstein abreisen."

„Prinz, Sie wollten?"

„Morgen nach Lebenstein abreisen, jawohl. Als Gefolge möchte ich mir den Leutnant v. Posthausen und den Chevalier v. Holleben ausbitten."

„Diesen Esel! Überhaupt —"

„Gestatten Sie mir nach meinem Ermessen zu handeln?"

Der Herzog trat an ein Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Nach einer kleinen Pause erklang es fragend von dorther: „Und wie gedenken Sie der Prinzessin zu begegnen?"

„Als ob ich mich — hm — in ihr Bild verliebt hätte und nun das Original begehrte."

„Sie wollen sich also, wenn ich Sie recht verstand,

so stellen, als ob eine Unterschiebung gar nicht stattgefunden hätte?“

„Ich dachte es mir so.“

Erfreut streckte der Herzog dem Prinzen beide Hände entgegen. „Prinz, in Ihnen steckt ein großzügiger Diplomat! Bravo! Der Chevalier v. Holleben kann bei Ihnen in die Lehre gehen. Aber trotzdem will mir das eigenwillige und zu Intrigen aufgelegte Prinzeßchen nicht mehr recht als geeignete Gemahlin für Sie erscheinen.“

Prinz Hermann ließ sich aber nicht irremachen. „Ich sende heute noch einen reitenden Boten, der meine Ankunft vormeldet, nach Lebenstein ab, lieber Onkel. Ich halte hier Ihre Hände, die ich nicht eher freigebe, als bis Sie zustimmen.“

Da gab sich der Herzog endlich zufrieden.

— — — — — — — — — — — — —

Fürst Heinrich vernahm die Anmeldung des prinzlichen Besuchs mit großer Freude, denn die Vorstellung, daß sein Kind dereinst nicht nur eine Fürstin, sondern auch eine Herzogin werden sollte, hatte für ihn etwas Berückendes an sich. Zudem hatten die Erkundigungen, die er insgeheim über den Prinzen Hermann hatte einziehen lassen, außerordentlich vorteilhaft gelautet. Er mochte nur kommen und mit ihr, der kleinen Trotzigen, in Verkehr treten. Sicherlich würde sie sehr bald von dem Zauber seiner jugendfrischen Person in Bann geschlagen werden.

In der gehobenen Stimmung, in der er sich befand, ging er, um die Prinzessin aufzusuchen, und traf sie auch in ihrem Zimmer an.

„Prinzessin,“ neckte er, „morgen wird sich jemand im Schlosse zu Besuch einfinden, der sich auf Distanz in Sie verliebt hat.“

Prinzessin Pauline glaubte ohnmächtig werden zu sollen. „Wie meinen Sie?“ hauchte sie. „Jemand hat sich verliebt in mich? Auf Distanz? Ich verstehe nicht.“

Fürst Heinrich räusperte sich. Das Bild! Daß er das in seiner gehobenen Stimmung ganz vergessen hatte! Aber jetzt war es wohl besser, er rückte mit der Wahrheit heraus. „Prinzessin,“ begann er einigermaßen verlegen, „Sie müssen verzeihen, Ihr letzthin von dem Dresdener Künstler für die Gräfin Saalburg gemaltes Bild hat die Gräfin auf mein Verlangen mir überlassen, und ich habe es einem verschwiegenen Diplomaten des Herzogs von Sachsheim-Kroberg anvertraut —“

„Und daraufhin —“

„Daraufhin fährt morgen Prinz Hermann von Sachsheim-Kroberg, ein junger Herr in der Blüte seiner Jugend, genau vierundzwanzig Jahre alt, in unseren Schloßhof ein. Ihr Bild hat es ihm angetan, Prinzessin. Sein Herz zwingt ihn, herbeizueilen, um dem Original seine Huldigung darzubringen.“

Die arme kleine Prinzessin schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf. War so etwas nur auszudenken! Ein Bild, das die Hofbäckermeisterin Wernicke mit den übermalten Zügen der Gräfin Saalburg darstellte, hielt den vierundzwanzigjährigen Prinzen nicht ab, herzukommen, um sich um die Hand des Originals zu bewerben! Was mußte das für ein kaltherziger, berechnender Bursche sein! Nur um die Krone des Fürstentums war es ihm zu tun, alles andere war ihm gleich! Aber sie würde ihm ihre ungeschminkte Verachtung zu erkennen geben! Jawohl, das würde geschehen! Und nie würde sie sich zu dieser entwürdigenden Heirat zwingen lassen! Unter keinen Umständen!

Diese Vorsätze stärkten sie wieder ein wenig. Sie ballte ihre kleinen Hände zu Fäusten und wollte reden. Aber das ging doch über ihre Kraft. Wie bei jener Unterredung, die seinerzeit der Fürst nach dem zweiten Eintreffen des Chevaliers v. Holleben mit ihr pflog, floh sie auch jetzt wieder in ihr Schlafzimmer.

Und der Fürst schüttelte wie damals mißbilligend sein Haupt.

— — — — — — — — — — — — —

Der Chevalier v. Holleben und der Leutnant v. Posthausen trafen in einer prächtigen herzoglich Sachsheim-Krobergischen Staatskarosse in Lebenstein ein, und zwar ließen sie direkt in den Hof des Lebensteiner Schlosses einlenken, da der Prinz Gefolge hatte anmelden lassen, und sie sich somit als Gäste des Fürsten ansehen mußten.

Sie wurden auf eine Bitte des Chevaliers hin von dem Fürsten sogleich in geheimer Audienz empfangen. Der Fürst, welcher im ersten Augenblicke geglaubt hatte, Posthausen sei der Prinz, gab nach der Vorstellung alsbald seiner Verwunderung über dessen Verbleib Ausdruck.

Der Chevalier beeilte sich zu erklären: „Seine Erlaucht folgen in etwa drei Stunden unter dem Inkognito eines Chevaliers v. Posthausen nach und bitten darum, daß seiner Ankunft keinerlei Beachtung geschenkt werden möchte. Wenigstens nach außen hin. Die Gründe wünschen Erlaucht Eurer Durchlaucht im geheimen zu offenbaren."

Der Chevalier lächelte dabei verschmitzt, und der Fürst stellte sich so, als ob er verstände.

Richtig ritt der Prinz erst reichlich drei Stunden später in den Schloßhof ein und suchte unter dem angesagten Inkognito eines Chevaliers v. Posthausen, kurpfälzischen Diplomaten, beim Fürsten um eine

Audienz nach. Sie wurde ihm anscheinend nur zögernd gewährt.

Sowie sich aber die hohen Flügeltüren des Audienzzimmers hinter dem Eintretenden geschlossen hatten, eilte der Fürst seinem erlauchten Gaste entgegen und begrüßte ihn aufs herzlichste.

„Warum aber so geheimnisvoll, Prinz?“ scherzte er.

Prinz Hermann wich einer Antwort aus, lenkte das Gespräch auf das Bild hin und stattete, während es um seine Mundwinkel eigen zuckte, den Dank seines Onkels, des Herzogs, für die Übersendung desselben ab.

„Es hat also den Beifall meines liebwerten Vetters gefunden?“ freute sich Fürst Heinrich.

Der Prinz wiegte bedenklich das Haupt. „Lassen Sie mich ohne Rückhalt reden, Durchlaucht, es hat seinen Beifall ganz und gar nicht gefunden.“

Fürst Heinrich prallte unwillkürlich einen Schritt zurück. „Wie, Erlaucht?“

„Ehe ich mich des weiteren erkläre, bitte ich darum, daß Chevalier v. Holleben Zutritt erhält.“

Aufgeregt schellte der Fürst. Holleben wartete schon im Vorzimmer und trat mit einem großen viereckigen Pakete unter dem Arm ins Audienzzimmer.

„Bitte, lieber Holleben,“ wendete sich der Prinz an ihn, „zeigen Sie Seiner Durchlaucht das Bild, welches Sie vorige Woche hier in Lebenstein ausgehändigt bekommen haben.“

Der Diplomat packte aus, und es kam ein Bild zum Vorschein, welches er dem Fürsten mit gekrümmtem Rücken entgegenhielt.

„Wer ist das?“ staunte der Fürst. „Man könnte behaupten, es sei die Gräfin Saalburg. Bei näherem Hinsehen will es mir aber auch wieder nicht so erscheinen. Ein höchst merkwürdiges Bild! Und ich sollte

Ihnen das an Stelle von dem der Prinzessin überantwortet haben, Chevalier?"

„Es ist so, Durchlaucht."

„Nicht zu glauben! Ich bin über die Verwechslung außer mir, Erlaucht. Welch ein Irrtum hat hier obgewaltet? Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich persönlich völlig unschuldig bin, Erlaucht. Was muß mein liebwerter Vetter, der Herzog, von mir halten! Ist er nicht empört gewesen?"

„Lassen Sie mich weiter ohne Rückhalt reden, Durchlaucht," ergriff der Prinz wieder das Wort. „Hoheit geriet erst in Zorn, der aber, als er erkannte, daß der Irrtum ein ohne Zweifel beabsichtigter war, einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz machte."

„Ein beabsichtigter Irrtum, Erlaucht? Ich bin perplex."

Prinz Hermann machte eine Handbewegung. „Bitte, lesen Durchlaucht diese Unterschrift hier unten am Rahmen des Bildes: Prinzessin Pauline, gewidmet ihrem unerwünschten Freier!"

Der Fürst verlor ein wenig an Haltung und atmete kurz und schwer. „Ich glaube klar zu sehen," stieß er hervor. „Der Maler — seine plötzliche Abreise — man muß sich irgendwie verständigt haben!" Doch schnell richtete er sich wieder würdevoll auf. Fest und bestimmt klang jetzt seine Stimme. „Erlaucht, nehmen Sie mein fürstliches Wort: ich will Ihnen, der Sie sich vor allem beleidigt fühlen müssen, eine glänzende Genugtuung verschaffen."

„Ich hege nach dieser Richtung hin einen Wunsch, Durchlaucht."

„Sie haben mein Wort, Prinz, ich werde es einlösen. Welche Sühne verlangen Sie?"

„Ich wünsche die Zustimmung Eurer Durchlaucht

zur Aufführung eines kleinen Lustspiels zu erlangen. Ort der Handlung: Schloß Lebenstein. Handelnde Personen: Prinzessin Pauline von Krayn-Lebenstein-Rhoda, Prinz Hermann von Sachsheim-Kroberg, Chevalier v. Posthausen, Heinrich, Fürst von Krayn-Lebenstein-Rhoda, Chevalier v. Holleben, Gräfin v. Saalburg. Gestatten mir Durchlaucht, die Intrige des Stückes kurz zu entwickeln. Prinzessin Pauline und Prinz Hermann sollen sich heiraten. Chevalier v. Holleben erscheint am fürstlichen Hofe, um ein Bild der Prinzessin zu erbitten. Der Prinzessin gelingt aber die Unterschiebung eines anderen. Sie gibt also dem für sie ins Auge gefaßten Freier fein, aber klar zu erkennen, daß sie ihn nicht mag, obgleich sie ihn noch nicht ein einziges Mal gesehen hat. Der Prinz wieder, der erst für das Heiratsprojekt keineswegs begeistert war, findet an dem Verhalten der Prinzessin außerordentlichen Gefallen und begehrt sie jetzt plötzlich mit Ungestüm zur Gemahlin, obgleich auch er sie noch nicht ein einziges Mal gesehen hat. Das alles ist vorausgegangen. Der Prinz erscheint nun mit zwei Begleitern am Hofe des Fürsten. Da er aber erstens eine glatte Ablehnung durch die Prinzessin befürchtet, sich zweitens auch eine spaßige Genugtuung verschaffen will, drittens ferner so nebenher die entscheidende Überlegenheit des männlichen Geistes über den weiblichen dartun und viertens endlich der romantischen Grille der Prinzessin, von der er ja eine praktische Probe bereits zu spüren bekommen hat, in weitgehendster Weise Rechnung tragen möchte, entschließt er sich dahin, den einen seiner Begleiter, den Chevalier v. Posthausen, als Prinzen auftreten zu lassen. Bezeichneter Chevalier ist gerade kein Adonis und wird schon deswegen kaum Gnade vor den Augen der Prinzessin finden, er wird das aber obendrein noch durch sein Auftreten zu ver-

hindern wissen. Sowie er die dem untergeschobenen Bilde ähnelnde Haushofmeisterin der Prinzessin erblickt, wird er sie blindlings als Prinzessin Pauline begrüßen. Über seine Verwechslung aufgeklärt, wird er unvermittelt abspringen und der Prinzessin zu dienen suchen. Diese wird ihm fraglos den Rücken kehren. Den Augenblick hat sich der als Chevalier v. Posthausen auftretende Prinz Hermann, der ihr vom Fürsten als ein auf der Durchreise begriffener Diplomat in kurpfälzischen Diensten vorgestellt ist, zu nutze zu machen. Er wird ihr Beschützer vor dem ihr lästigen Freier sein. Sie wird ihn wie einen Retter betrachten, sich zu ihm hingezogen fühlen. Und ich glaube, dieser Pseudo-Posthausen wird seine Lage auszunützen verstehen. Am folgenden Tage spätestens wird er Sturm auf das romantische Herzchen der Prinzessin laufen und wird es erobern!"

„Erlaucht," rief der Fürst entzückt aus, „Sie sind der geistvollste Mann, den ich je kennen gelernt habe!"

„Bitte, Durchlaucht," der Prinz wies auf den Chevalier v. Holleben, „dort steht der eigentliche Autor des Stückes."

Holleben wehrte lebhaft ab.

„Doch, doch, es ist wie ich sage, Durchlaucht," beharrte der Prinz. „Durchlaucht stimmen also der Aufführung des kleinen Lustspiels zu und wollen gütigst die Ihnen zugedachte Rolle übernehmen?"

„Mit tausend Freuden, Erlaucht!"

— — — — — — — — — — — — —

Fürst Heinrich hatte darauf eine lange geheime Unterredung mit der Gräfin Saalburg. Gedankenvoll suchte diese danach ihre Prinzessin auf, die sie auf dem zierlichen Sofa ihres Schlafzimmers, das Gesicht mit einem Tuche bedeckt, vorfand.

Es war kein Zweifel, Prinzeßchen weinte.

„Aber durchlauchtigste Prinzessin,“ begann die Gräfin vorwurfsvoll, „was sollen die Tränen? Gerade heute möchte ich Sie froher und munterer als je sehen. Ich bitte Sie, schlagen Sie die törichten Gedanken, welche Sie quälen, in den Wind. Lassen Sie sich zur Tafel schmücken. Wir wollen ein weißes Kleid wählen, damit Sie daherkommen wie eine Braut.“

Bei dem letzten Worte sprang die Prinzessin von dem Sofa empor. Ihre Wangen, an denen noch die Tränen hingen, waren stark gerötet. „Braut! Ich? Dieses häßlichen, gefühllosen, berechnenden Prinzen Braut!“

„Aber durchlauchtigste Prinzessin, Sie haben den Prinzen von Sachsheim-Kroberg, der als Gast im Schlosse eingekehrt ist, und den Sie, wie ich annehmen muß, bei Ihrer unbedachten Bemerkung im Sinne hatten, doch, gerade wie ich, noch gar nicht kennen gelernt! Wie können Sie also —“

„Ich habe gesehen, wie er auf dem Schloßhofe seiner Karosse entstieg. Sein wenig ansprechendes Äußere gleicht ganz seinem Inneren. Ich schaudere. Ersparen Sie mir Näheres, Gräfin! Sie können mir aber auch so glauben, daß ich mehr weiß wie Sie — viel, viel mehr! Ich bin krank. Melden Sie das dem Fürsten, meinem Vater. Ich kann nicht an der Tafel teilnehmen.“

Die Gräfin gab sich die größte Mühe, die Erregte umzustimmen. Als alles nichts half, ließ sie sich zu ähnlichen Worten wie Tags zuvor der Fürst hinreißen. „Ihr Bild hat es dem Prinzen angetan, Prinzessin. Es hat ihn herbeigezwungen. Er kann es kaum erwarten, Ihnen seine Huldigungen zu Füßen zu legen.“

Die kleine Prinzessin wurde mit einem Male merk-

würdig ruhig. So hatte sich doch gestern ihr Vater gleichfalls ausgelassen! Ihr Bild hat den Prinzen herbeigezwungen. In Wirklichkeit aber doch nicht das ihrige, sondern ein Bild mit den Zügen der Bäckermeisterin-Gräfin! Von der Unterschiebung schien bis jetzt noch nichts offenkundig geworden zu sein. Lange konnte dieselbe aber nun nicht mehr verborgen bleiben, denn jeden Augenblick konnten sich der Prinz und die Gräfin irgendwo im Schlosse begegnen, spätestens aber würde das vor Beginn der Tafel geschehen. Wie sich wohl der Prinz dabei benehmen würde? Dieses Schauspiel hätte sie allerdings gar zu gerne genossen. Wenn sie nun mit der Gräfin zur Tafel ging? Wenn der Verhaßte diese als Prinzessin begrüßte? Mußte ihn solche Blamage, die er in ihrer Gegenwart erlebte, nicht in schleunigste Flucht treiben?!

Mit einem Schlage wurde Prinzessin Pauline beweglich. „Ich wünsche zur Tafel gekleidet zu werden. Aber kein weißes Kostüm! Ein ganz unauffälliges befehle ich.“

— — — — — — — — — — — — —

In einem hohen Gemache neben dem Speisesaale saßen Fürst Heinrich und sein erlauchter Gast, Prinz Hermann, plaudernd beisammen und warteten auf die Prinzessin und die Gräfin Saalburg. Der Chevalier v. Holleben und Leutnant v. Posthausen hielten sich in einem weiter anschließenden Gemache auf und sollten erst nach Erscheinen der Damen eintreten.

„Gräfin,“ flüsterte die kleine Prinzessin, als ein Kammerdiener die Flügeltüren vor ihnen aufriß, „gehen Sie voraus — ich bitte.“

„Aber Prinzessin, das gebührt mir doch nicht!“

„Gehen Sie voraus, oder ich kehre wieder um!“

Mit einem beißenden Lächeln um die Mundwinkel

verneigte sich die Gräfin. „Prinzessin befehlen also?“ Dabei dachte sie: „Die kleine Unschuld ist wirklich köstlich. Sie macht mir meine Rolle sehr leicht.“

Die Gräfin rauschte voraus. Zögernd folgte ihr die Prinzessin. Der Fürst und der Prinz erhoben sich sogleich.

Ersterer nickte den Damen freundlich zu. Der Prinz verneigte sich formvoll. Natürlich trat nun die Gräfin zur Seite. Prinzessin Pauline kniff die Lippen zusammen und begann blinzelnd ihr Gegenüber zu mustern. Dieser schmucke Kavalier war doch nicht der, welchen sie mit dem alten Hofmanne zusammen im Schloßhofe der Karosse hatte entsteigen sehen! Und mit welchen Blicken er sie betrachtete! Sie empfand, wie sie errötete, und schlug die Augen nieder.

Da stellte der Fürst vor: „Chevalier v. Posthausen. Ein auf der Durchreise begriffener kurpfälzischer Diplomat, den ich gebeten habe, für einige Tage mein Gast zu sein.“

Die Prinzessin atmete auf und ertappte sich bei dem Gedanken, wie es sie gewissermaßen freute, daß jener nicht der von ihr so mißachtete Prinz von Sachsheim-Kroberg war. Schüchtern erhob sie die Augen wieder. Gleich mußte sie sie jedoch von neuem niederschlagen. Derartig hatte sie aber auch noch kein Mann anzuschauen gewagt. Auch nicht der Dresdener Künstler, als er ihre Rose in Empfang genommen. Ihr kleines Herz fing an schneller und schneller zu schlagen.

Indessen riß der Diener wieder die Flügeltüren auf und meldete mit lauter Stimme: „Seine Erlaucht, der Prinz von Sachsheim-Kroberg, mit dem Chevalier v. Holleben.“

Die kleine Prinzessin schreckte zusammen. O, jetzt sollte sie also mit ihm näher bekannt werden — mit

ihm, dem Verhaßten, Verabscheuungswürdigen, Widerwärtigen!

Die Gräfin hatte sich, genau wie der Fürst und der angebliche kurpfälzische Diplomat, den Eintretenden zugewandt. Sie aber huschte geschickt hinter die Gräfin und lugte nur seitwärts hervor.

Ja, das war der Verhaßte! Sein wenig gewinnendes Äußere paßte so recht zu seiner Gesinnung! Und wie er die Gräfin ins Auge faßte!

Sie hätte aufschreien mögen vor Vergnügen, als er, ohne auch nur eine Vorstellung abzuwarten, mit welcher allerdings der Fürst auch ziemlich zögerte, auf die einigermaßen verwundert tuende Gräfin zutänzelte, sich geziert vor ihr verbeugte, ihre Hand nahm und sie an die Lippen führte.

„Prinzessin," rief er mit krähender Stimme aus, „ich war von Ihrem Bilde hingerissen, von dem Originale aber bin ich bezaubert!"

Der Fürst räusperte sich. „Verzeihung, Prinz, Sie begrüßten die Haushofmeisterin der Prinzessin, die Gräfin v. Saalburg. Bitte," er machte eine entsprechende Handbewegung, „hier meine Tochter, Prinzessin Pauline."

Der Prinz sperrte ein wenig den Mund auf. „Wie? Was?" Seine Augen flogen von der Gräfin zu der Prinzessin. Dann kehrte er ersterer einfach den Rücken und verbeugte sich, dabei die Hand aufs Herz legend, vor der Prinzessin. „O, Prinzessin, wie konnte mir nur die Verwechslung unterlaufen! Ich war verwirrt, das Licht blendete mich. Jetzt erkenne ich natürlich das Original des Bildes, für das Sie die Gnade hatten, Modell zu sitzen und es meinem Oheim zu überlassen. Sie müssen erfahren, daß mich jede Linie dieses Bildes entzückt hat. Aber was ist die gewiß

künstlerisch gemalte Leinwand gegenüber der Wirklichkeit!“

In den Mienen der Prinzessin zuckte es. Welch ein unglaublicher Heuchler war doch dieser Mensch!

„Darf ich um Ihren Arm bitten, Prinzessin, um Sie zur Tafel zu führen?“ fragte er untertänig.

Ein Ekel schnürte ihre Kehle zu. Schroff wandte sie sich von ihm ab und sah den kurpfälzischen Diplomaten neben sich stehen. Und wie sie ihm wieder in die Augen blickte, fing sie an heftig zu zittern. Er bemerkte das wohl und wollte ihr einen Halt gewähren.

„Prinzessin, bitte,“ sagte er und bot ihr seinen Arm.

Sie errötete stärker als vorhin, raffte sich aber zusammen und kam entschlossen seiner Aufforderung nach.

Gleich einem Sieger führte er sie zur Tafel.

Bei derselben schien es dem so arg abgefallenen Prinzen recht schwül zu Mute zu sein. Er wagte kaum, nach ihr hinzuschauen, geschweige denn eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Der Fürst richtete sein Augenmerk meist auf seinen Teller. Hin und wieder nur fing sie einen finsteren Blick von ihm auf. Das ließ aber nur ihren Trotz wachsen. Auch die Gräfin und der Chevalier v. Holleben waren sehr niedergedrückt. Nur der schmucke kurpfälzische Diplomat an ihrer Seite war heiter und froh.

Wie oft begegneten sich ihre Augen, und jedesmal spürte sie einen Stich im Herzen!

Und dann fing er, nur für sie vernehmbar, eine kleine Geschichte zu erzählen an, die sich an seinem Hofe zugetragen hatte. Eine Prinzessin sollte das Los aller ihrer Schwestern teilen und einen für sie bestimmten Prinzen heiraten. Sie hatte aber von der Verbindung nichts wissen wollen. Man war mit allen möglichen Mittelchen bemüht gewesen, sie umzustim-

men, aber sie war standhaft geblieben, denn in ihrem Herzen hatte die Liebe zu einem anderen tiefe Wurzeln geschlagen. Dieser war aber nur ein einfacher Chevalier und —

Mitten in einem Satze, der einen recht romantischen Abschluß der kleinen Erzählung ahnen ließ, brach er ab.

„Bitte, erzählen Sie zu Ende!“ bat sie.

„Interessiert Sie das Geschichtchen wirklich, teure Prinzessin?“ schlug es an ihr Ohr.

Teure Prinzessin! Welch eine Anrede! Und sein Ton! Verwirrt hauchte sie: „O ja.“

„Sehen Sie, Prinzessin, ich glaube, innerhalb der Mauern dieses Schlosses spielt sich etwas Ähnliches ab. Wenigstens hatte ich vorhin das Gefühl. Ist es nicht so?“

Sie beugte sich tief auf ihren Teller nieder, und er konnte wahrnehmen, wie sich ihr weißer Hals, ihre schneeigen Schultern rosarot färbten.

Der Fürst räusperte sich recht deutlich. Die Gräfin klappte ihren Elfenbeinfächer auf und hörbar wieder zu. Der Prinz seinerseits schüttelte wiederholt das erlauchte Haupt.

Der Chevalier v. Holleben aber wandte sich über den Tisch hinweg mit Fragen an sie, die im höchsten Grade Verlegene, in einer Weise, als ob er ihre intime Unterhaltung mit ihrem Nachbar stören wolle.

Letzterer brachte aber das Ende seines Geschichtchens später doch noch an. „Unsere Prinzessin flüchtete, nur von ihrer Kammerfrau begleitet, zu ihrem Onkel, dem Fürsten von Soltin, dessen Fürsprache es gelang, daß zwei in Liebe zueinander entbrannte Herzen endlich vereint wurden.“

— — — — — — — — — — — — —

In der Nacht träumte die kleine Prinzessin einen berückenden Traum.

Zeitiger als sonst klingelte sie am Morgen nach ihrem Kammermädchen. Die Morgentoilette war schnell beendet. Nun begab sie sich in ihr Zimmer, betrachtete die Schäferidyllen an den Wänden und ging dann an ein Fenster, welches einen Ausblick in den Schloßpark bot. Welch herrlicher Morgen! War er nicht ganz danach angetan, einen Spazierritt zu unternehmen? Aber wenn der eine oder der andere der Gäste des Schlosses den gleichen Gedanken hatte, und es erfolgte eine Begegnung? Etwa mit dem schrecklichen Prinzen? Aber der würde wohl von gestern genug haben und sich nicht herauswagen. Aber der schmucke kurpfälzische Diplomat? Wenn dieser ihren Weg kreuzen würde? Sie schauerte leicht zusammen, als sie sich ausmalte, er ritte an ihrer Seite dahin durch den taufrischen Wald. Der Traum der Nacht wurde wieder lebendig in ihr.

Sie ließ sich ein Reitkleid anlegen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie aus dem Schlosse. Trotzdem kämpften in Bezug auf ihren heimlichsten Wunsch widerstreitende Gefühle in ihrer Brust. Denn einerseits fürchtete sie in jungfräulicher Scheu, dem jungen, schmucken Edelmanne, dem ihr Herz entgegenschlug, so ganz ohne Begleitung zu begegnen, anderseits sehnte sie aber auch wieder eine ungestörte, verschwiegene Aussprache mit ihm, von der sie eine weitere Kräftigung ihres Widerstandes gegen das Heiratsprojekt ihres Vater und zudem irgend etwas nebelhaft Hochromantisches erwartete, herbei.

Ein Glück, daß die Gräfin noch nicht auf war, dachte sie, als sie mit aufgerafftem Kleid an deren Gemächern vorbeihuschte.

Jetzt war sie an der breiten, teppichbelegten Mar-

mortreppe und lauschte. Aber nur ihr kleines Herz hörte sie unter dem seidenen Mieder schlagen. Sie flüchtete die Treppe hinab, benützte eine Seitenpforte, schlüpfte auf den Schloßhof und gelangte unangefochten zu den Ställen.

„Habersang, meine Arabella!“ rief sie in eine Stalltür.

Ein bejahrter Reitknecht, eine treue Seele, dem die Pflege ihrer Reitpferde oblag, kam zum Vorschein und zog tief seine Kappe.

„Sofort, Durchlauchtchen“ — er hatte diese Verkleinerungsform von ihren Kinderjahren her, wo er sie reiten gelehrt, beibehalten, und sie ließ sie sich bis heute von ihm gefallen — „sofort!“ rief er. „Und ich wünsche Durchlauchtchen auch einen rechten guten Morgen.“

Mit komischem Eifer verschwand er wieder im Stalle und machte sich daran, einen Rappen zu satteln. Bald führte er das schöne Pferd heraus. Dabei sah er die Prinzessin mit einer Miene an, als wolle er etwas sagen, getraue sich aber damit nicht heraus.

Prinzeßchen klopfte ihrer Arabella den Hals und ließ sie aus der flachen Hand ein Stück Zucker naschen.

Als es sich für den alten Habersang nun darum handelte, seiner jungen Herrin den Steigbügel zu halten und ihr in den Sattel zu helfen, platzte er heraus: „Er hat's verraten —“

Prinzeßchen blickte den Alten scharf an und nahm jetzt wahr, daß ihm irgend ein Geheimnis das Herz abdrückte.

„Wer hat etwas verraten, Habersang? Und was denn?“ fragte sie freundlich.

„Wollen Durchlauchtchen die Gewogenheit haben, noch nicht in den Sattel zu steigen und erst einmal auf eine Minute in den Stall treten?“

„Was gibt's denn dort Merkwürdiges? Laßt mal schauen, Habersang."

Er hastete voran, und sie folgte ihm. „Hier," wies er auf eine Satteldecke, „diese hat der junge Chevalier, der gestern nach den beiden herzoglichen Herren, die mit der Staatskarosse eintrafen, in den Schloßhof ritt, auf seinem Pferd gehabt."

Sie fühlte, daß sie errötete.

„Was hat es denn für eine Bewandtnis mit der Decke, Habersang?"

„Weiter keine, Durchlauchtchen, als daß in ihrer hinteren linken Ecke das Wappen von Sachsheim-Kroberg eingestickt ist, dasselbe, wie es an beiden Schlagseiten der herzoglichen Karosse angemalt ist. Und der junge Herr Chevalier soll doch ein kurpfälzischer Diplomat sein!"

In Prinzeßchen begann es zu wallen und zu wogen. Wo wollte Habersang mit seinen Andeutungen hinaus? Wollte er zum Ausdruck bringen, daß er glaube, der Betreffende, der Chevalier v. Posthausen, sei auch ein Herzoglicher und kein Kurpfälzischer? Sie biß ihre weißen Zähne aufeinander, um ihre Unruhe ein wenig zu meistern, und fragte dann hastig: „Habersang, was meint Er eigentlich?"

Der Alte hüstelte. „Die Sache kam mir höchst verdächtig vor, Durchlauchtchen. Ich nahm mir deshalb den Reitknecht, der am Tage vor den herzoglichen Herren eintraf, um ihre Ankunft zu melden, und der bis heute dageblieben ist, unter vier Augen vor und sagte ihm auf den Kopf zu —"

„Was, Habersang?" hauchte die Prinzessin mit steigender Angst im Herzen.

„Daß der kurpfälzische Diplomat kein Kurpfälzischer, sondern auch ein Herzoglicher sei. Der Mann war

verblüfft und gab das glattweg zu. Und als ich weiter in ihn drang, was der Herr mit der anderen Angabe seiner Herkunft bezwecke, vertraute er mir unter dem Siegel unverbrüchlichsten Schweigens an, daß er, der angebliche Chevalier v. Posthausen, in Wirklichkeit Seine Erlaucht, der Prinz Hermann von Sachsheim-Kroberg, seien, und daß der angebliche Prinz in Wirklichkeit der Chevalier v. Posthausen, ein herzoglicher Leutnant, sei. Warum man die Rollen hier vertauscht habe, das wisse er aber auch nicht anzugeben."

Die Prinzessin taumelte. Der alte Mann mußte sie stützen. Sie meinte, an der Luft im Stalle ersticken zu sollen. „Hinaus," flüsterte sie.

Die frische Morgenluft tat ihren hämmernden Schläfen wohl. Arabella wieherte. Ja, sie wollte sie besteigen und tief in den Wildpark reiten, um dort in der feierlichen Stille und Einsamkeit das wilde Heer der Gedanken, welches durch Kopf und Sinn jagte, zu bändigen.

Sie ließ sich in den Sattel heben.

Im Schritt ritt sie an den Ställen hinab und gelangte in den hinter dem Schlosse sich dehnenden Schloßpark. Sie benützte hier einen Weg, der zunächst um den großen Schloßparkweiher herum- und dann an grotesk verschnittenen Taxushecken vorbeiführte, und erreichte so eine den ganzen Schloßpark quer durchlaufende und ihn in zwei gleiche Teile teilende schnurgerade Ulmenallee, die an ihrem jenseitigen Ende von einem Tore abgeschlossen wurde, das den Zugang zu dem Wildpark, dem Ziel der Reiterin, vermittelte.

Immer noch im Schritt ritt Prinzessin Pauline die stille Ulmenallee hinab. Wenn sie gewußt hätte, was sich inzwischen an den Ställen abspielte, würde sie aller-

dings ihr Pferd wohl eine andere Gangart haben anschlagen lassen.

Kaum war sie nämlich in den Schloßpark eingeritten, so kam der angebliche Chevalier v. Posthausen zu den Ställen gelaufen.

„Mein Pferd heraus!“ schrie er Habersang, der der Prinzessin nachgeschaut hatte, an. „Zehn Dukaten, wenn Er es in drei Minuten sattelt!“

Habersang stolperte in den Stall. Er lief ihm nach und warf die gebotenen Goldstücke, welche lockend klimperten, auf einen Futterkasten hin. Es wollte ihm aber scheinen, daß der alte Mann Beflissenheit nur vortäuschte und nicht genügend schnell fertig werden würde. Deshalb legte er selbst mit Hand an. Bald schwang er sich in den Sattel und sprengte der Prinzessin nach, daß Kies und Funken stoben.

Als sich die Prinzessin ungefähr in der Mitte der Ulmenallee befand, hörte sie den raschen Hufschlag eines Pferdes hinter sich. Sie wendete sich im Sattel um. Sah sie recht? Sie beschattete die Augen mit der Hand. Himmel, war er es denn wirklich? Sie fing an zu zittern. War er's? — Bei Gott, er war's! Nun ließ sie aber ihre Arabella laufen. Denn nur jetzt nicht mit ihm zusammentreffen! An etwas anderes vermochte sie zunächst nicht zu denken.

Würde sie ihm aber auch entrinnen können? Arabella war ein gutes Pferd, das seinige würde aber sicher nicht minder gut sein. Und schließlich würde er sich als ein Reiter von größerer Ausdauer bewähren.

Klang überhaupt nicht schon der Hufschlag lauter hinter ihr. Rasch blickte sie sich um. Ohne Zweifel, ihr Verfolger war bereits wesentlich näher herangerückt. Am liebsten hätte sie um Hilfe gerufen.

„Ho! Bella, ho!“

Im gestreckten Galopp näherte sie sich dem Ende der Ulmenallee, die, wie erwähnt, von einem Tore abgeschlossen wurde, das den Zugang zu dem Wildpark vermittelte. Sonst waren Schloßpark und Wildpark zwar nur durch ein einfaches Holzgehege, das dem vielen Wilde des letzteren den Zutritt zu ersterem wehrte, getrennt, das Tor aber hatte man massiv und künstlerisch gestaltet. Auf seinen beiden breiten Pfeilern waren in Stein gehauene Jagdgruppen, darstellend einen Eber, der von einem Jäger mit der Saufeder abgetan wird, und einen Zwölfender, der einen Jäger annimmt, aufgestellt. Die Torflügel waren von in Rokokogeschmack geformtem Schmiedeeisen gebildet.

Der eine Torflügel war halb offen. Sicher war der Torwärter in der Nähe. Denn es war, seitdem einmal durch unachtsames Offenstehenlassen des Tores ein Rudel Schwarzwild in den Schloßpark übergewechselt war und dort ziemlichen Schaden angerichtet hatte, von seiten des Fürsten strenger Befehl ergangen, das Tor stets verschlossen zu halten. Sicherlich war Eggert also in allernächster Nähe. Wie konnte sonst das Tor offen sein?

Die Prinzessin zügelte ihre Arabella, ließ sie geschickt durch das, wie schon erwähnt, halboffene Tor tänzeln und rief nach Eggert. Aber keine Antwort erfolgte. Nur der Hufschlag in der Allee war vernehmbar. Bald mußte der Verfolger bei ihr sein. Da entdeckte sie in ihrer höchsten Not, daß in dem Schlosse des halbgeöffneten Torflügels der Schlüssel stak. Sie ließ ihre Arabella eine kleine Schwenkung machen, beugte sich seitwärts aus dem Sattel und ergriff den Flügel. Er drehte sich nicht schwer. Jetzt schlug er zu. Und nun ließ sie ihre Arabella abermals eine kleine Schwenkung machen, beugte sich tief herab und

drehte den ziemlich großen Schlüssel mit einer Kraft, die man der kleinen behandschuhten Hand gar nicht zugetraut hätte, im Schlosse um und zog ihn ab.

„Ah!“ Das war Befreiung. „Ho! Bella, ho!“

Der ungestüme Reiter war in dem Augenblicke, als der Torflügel zuschlug, bis auf etwa drei Pferdelängen vor dem Tore angelangt. Er hatte sein Pferd zur Seite werfen müssen, um nicht dagegen zu prallen, und als es ihm gelungen war, das daraufhin erschreckt bockende Tier zu zügeln, hörte er die, an deren Seite er sich schon hatte reiten gewähnt, drüben ihre Bella aufmuntern und vernahm auch noch ein silbernes Auflachen. Dann sah er sie zwischen den Bäumen des Wildparks seinen Blicken entschwinden.

Nachdem Prinzeßchen auf dem Waldwege, den sie nunmehr verfolgte, eine bestimmte Stelle erreicht hatte, bog sie, in Schritt verfallend, rechts in einen Seitenweg ab, lenkte nach einer geraumen Weile schräg links in eine Schneise ein, um schließlich wieder in einen, aber nur Eingeweihten erkennbaren, rechts abzweigenden Seitenpfad einzubiegen, der in verschiedenen Windungen zu einem Futterplatz für Rehwild führte.

Man hatte da inmitten des tiefen Buchenforstes eine kleine Lichtung geschlagen und auf ihr eine von mehrfachen Reihen niedriger Tannen umpflanzte kreisförmige Erderhöhung geschaffen, auf welcher überdachte Heuraufen Aufstellung gefunden hatten.

An einer Buche des Lichtungssaumes hing in reichlicher Manneshöhe ein Weidenkorb. Darunter war eine feste dreistufige Stiege angebracht. Die Prinzessin lenkte ihre Arabella dorthin, verließ, auf die oberste Stufe der Stiege übertretend, den Sattel und befestigte die Zügel an einer in den Stamm der Buche getriebenen Haspe. Dann griff sie wiederholt in den Korb,

der bis zum Rande mit Kastanien gefüllt war, stopfte sich die Taschen voll und verließ die Stiege.

Behutsam ging sie zu der von den Tannen umpflanzten Erderhöhung. Als sie die Gewißheit erlangt hatte, daß sich bei den Raufen nichts regte, ließ sie sich auf den moosgepolsterten Stumpf einer geschlagenen Buche nieder und setzte eine kleine Pfeife an den Mund, welche sanfte Locktöne hervorbrachte. Dann lauschte sie. Aber alles blieb still.

Im Begriffe, das Locken zu wiederholen, verfiel sie in ein Vorsichhinsinnen. An dieser stillen Stelle inmitten des tiefen Forstes ließ es sich aber auch gar zu gut grübeln und träumen. Wie er angestürmt gekommen war! Und warum nur sein Inkognito? Er nahm es doch wohl nur ihr und nicht auch ihrem Vater gegenüber an? Sicherlich! Aber warum nur? Das mußte doch irgend einen triftigen Grund haben? Sie sann und sann. Hatte er am Ende das der Gräfin ähnliche Bild nicht für das ihrige gehalten, sondern als ein untergeschobenes erkannt? War das anzunehmen? Ihr Alter war doch zweifellos bei den Unterhandlungen von Hof zu Hof genannt worden. Also konnte das Bild schon von ihm als ein untergeschobenes erkannt worden sein. Nein, er mußte es unbedingt als ein solches erkannt haben! Das war doch gar nicht anders möglich. Wie hatte sie bisher überhaupt nur einen Augenblick anders denken können! So kurzsichtig zu sein!

Hatte er aber das Bild als ein untergeschobenes erkannt, konnte von einer Heuchelei seinerseits keine Rede mehr sein.

Diese Vorstellung tat ihr ungemein wohl. Sie liebäugelte eine ganze Zeitlang mit ihr.

Übrigens, um sich ein Urteil über seine wahre Ge-

sinnung zu bilden, brauchte man ja nur einen Blick seiner seelenvollen Augen aufzufangen. Sie kreuzte die Arme über der Brust, um des Sturmes in ihr einigermaßen Herr zu werden.

Aber warum nur sein Inkognito? Das war im Grunde genommen gar nicht einmal die richtige Bezeichnung für sein Vorgehen. Dieses Auftretenlassen eines anderen unter seinem Namen, dieser ganze Rollentausch — Theaterspiel, Posse war das. Setzte er das Spiel etwa deshalb ins Werk, weil man sich darüber einig geworden war, sie als Anstifterin bei der Unterschiebung des Bildes zu betrachten, und er sie nun auf diese Weise strafen, gewissermaßen mit gleicher Waffe schlagen wollte? O, wie geistreich! Wie nett! Es paßte so ganz zu seinem bezaubernden Wesen!

Fester preßte sie die gekreuzten Arme gegen die wogende Brust.

Lange verharrte sie so. Dann endlich erhob sie sich wie im Traume, blickte sich um, als müsse sie sich erst besinnen, wo sie sich befinde, ließ sich wieder nieder und brachte von neuem die Lockpfeife an die Lippen.

Wieder lauschte sie. Da hörte sie einen Zweig knacken. Und schon lugte zwischen den jenseitigen Stämmen ein gehörnter Kopf mit vorgestreckter schwarzer Nase und zwei runden, glänzenden Augen hervor.

„Männe — Männe!“ schmeichelte Prinzeßchen und hielt dem Rehbock mit ausgestrecktem Arm eine Handvoll Kastanien entgegen.

Es dauerte aber noch eine ganze Weile, ehe sich das kluge Tier entschloß, aus den Stämmen herauszutreten. Und dann dauerte es wieder eine ganze Weile, ehe es sich, immer zur Flucht bereit, weiter näherte. Hinter ihm kam ein ganzes Rudel Schmaltiere, Kitzen und Kitzchen, zum Vorschein.

——

Vorsichtig kollerte Prinzeßchen dem Anführer eine Kastanie zu. Er zuckte leicht zusammen, wich aber nicht zurück, windete und nahm schließlich die Frucht auf. Sie schien ihm sehr zu munden.

„Männe, Männe!“ schmeichelte die Prinzessin wieder und hielt ihm neuerdings ihre Hand mit den Kastanien entgegen. Das Tier vermochte, wie so oft schon, einer derartigen Versuchung nicht länger zu widerstehen und pirschte sich endlich so nahe heran, daß es mit vorgestrecktem Halse die Kastanien, Stück um Stück, aus der kleinen Hand nehmen konnte.

Sie griff behutsam in die Tasche und sprach leise zu ihm: „Aber du mußt noch näher an mich herankommen, Männe! — So ist's recht.“ Aus der einen Hand ließ sie ihn fressen, mit der anderen aber streichelte sie vorsichtig über sein weiches Fell.

Männe zuckte wohl wieder leicht zusammen, ließ es sich aber gefallen. Wie gut und besonders zutraulich er doch heute war! Männe — Hermänne, so hatte sie ihren Liebling einst getauft. War das eine Vorahnung gewesen? Ihr Atem ging schneller, und ihre Augen wurden feucht. Und in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung schlang sie den freien Arm um den Rücken des Tieres, schmiegte ihren Kopf an seinen Hals und flüsterte: „Hermänne, ich hab' dich ja so lieb — so sehr lieb!“

Die Herde hatte sich um sie beide her im Halbkreis aufgestellt, und alle die zierlich gebauten Schmaltiere, Kitzen und Kitzchen, streckten schnuppernd ihre schwarzen Nasen vor und äugten mit ihren glänzenden Lichtern.

Dieser kleine Vorgang hier in der Tiefe des Forstes war so recht ein Bild wie im Märchen.

Prinzeßchen mußte aber wohl mit ihrer Liebkosung etwas zu stürmisch geworden sein. Denn Männe zog mit

einem Male den Kopf ein und wich zurück. Sofort ahmte ihm seine Herde nach. Als Prinzeßchen jedoch nun zu der Stiege bei der Buche, wo der Korb hing, ging, die Stiege bestieg und in den Korb griff, trottete alles hinter ihr drein.

Sie teilte reichlich aus und freute sich an dem munteren Durcheinander der eifrig die Kastanien aufsuchenden Tiere. Dann löste sie die Zügel von der Haspe, setzte sich wieder in den Sattel und schwenkte mit ihrer Arabella in die Richtung nach der Schneise ein.

Auf ihren Zügen lagerte wieder ein träumerischer Ausdruck. Als sie aber die Schneise hinunterritt, machte dieser allmählich einem lustig-heiteren Platz. Bald blitzte sogar Mutwille in ihren Augen auf.

Unweit des Schloßparktores wieder angekommen, sprach sie vor sich hin: „Nun könnte er ruhig auftauchen. Ich wollte ihm schon zu begegnen wissen, diesem Herrn Chevalier v. Posthausen!“ Fröhlich lachte sie auf.

Am Parktore bemerkte sie Eggert stehen, der mit seinem langen, weißen Barte und seinen struppigen Augenbrauen wie der wilde Jäger selbst aussah, der aber, wie das bei allen solchen urwüchsigen Menschen der Fall zu sein pflegt, die Gutherzigkeit, Treue und Anhänglichkeit in einer Person war. Offenbar hatte er auf sie gewartet. Mit gezogener Kappe und in verlegener Haltung, die bei seinem wilden Aussehen komisch wirkte, näherte er sich der Reiterin.

„Nun, Eggert, was will Er?“

„O, durchlauchtigste Prinzessin, der Schlüssel zum Tor —“

„Es war entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Fürsten nicht geschlossen, ein Flügel stand halb offen, und Er war nirgends zu sehen. Schwarzwild hätte, wie damals, ganz nach Belieben in den Schloßpark

wechseln können und wieder großen Schaden anrichten."

„Ich weiß, durchlauchtigste Prinzessin, daß ich schuldig bin. Der Schlüssel soll tagsüber nur im Schloß stecken, die Flügel sollen jedoch stets geschlossen gehalten werden. Ich werde nicht ganz eingeklinkt haben, und der Wind hat dann ein übriges getan. Hatte mich aber nur auf einen Sprung hin in den Wald begeben und konnte dann nicht einmal dem Herrn öffnen. Wenn der Fürst davon erfährt —"

„Welchem Herrn?" fragte die Prinzessin, dabei leicht errötend.

„Einem der vornehmen Herren, die auf dem Schlosse zu Gaste weilen. Er war zu Pferde und machte — sein Pferd war ziemlich ungebärdig — hinter dem geschlossenen Tore einen solchen Heidenspektakel, daß ich ihn schon von weitem hörte."

„So?"

„Er bot mir sofort zehn Dukaten, wenn ich ihm das Tor öffnen würde. Ich vermochte es aber doch gar nicht, durchlauchtigste Prinzessin. Der Schlüssel fehlte, und der junge Herr ließ verlauten, Sie hätten ihn an sich genommen. Dann bot er mir zwanzig Dukaten, wenn ich das Schloß sprenge oder abrisse, endlich dreißig Dukaten. Ich begann meine Kräfte einzusetzen, allein es war vergeblich, das Schloß widerstand allen meinen Anstrengungen. Dreißig Dukaten! Gibt es denn überhaupt so viel Geld? Ich kann mir das gar nicht vorstellen."

Prinzeßchen lachte wieder fröhlich auf. „Hier, Eggert, ist der Schlüssel zurück. Sperre Er nur das Tor auf." Schalkhaft spielte es um ihre Mundwinkel. „Und hier ist etwas für den entgangenen Lohn."

Sie ließ einen blanken Dukaten in die harte, schwielige Hand des Überraschten gleiten.

„Das soll mein sein?“ stotterte er.

„Gewiß. Aber nun schnell das Tor aufgemacht!“

Er ließ in aller Eile seine Kappe fallen und tat wie befohlen. Sie sprengte durchs Tor, die Ulmenallee hinauf.

Kopfschüttelnd sah ihr der Weißbart nach. Als sie seinen Blicken entschwunden war, fing er an, seinen Dukaten zu betasten, und murmelte: „Wenn mir gestern einer verkündet hätte, daß ich heute einen wirklichen und richtigen Dukaten geschenkt bekommen würde und beinahe dreißig verdient hätte, ich würde ihn für verrückt gehalten haben.“ Lebhafter schüttelte er mit dem Kopfe. Die ganze Sache schien über sein Begriffsvermögen zu gehen.

An den Ställen stieg Prinzeßchen mit Hilfe Habersangs aus dem Sattel. Sie war sehr in Eile und ließ sich zu seinem großen Verdrusse daher jetzt zu keiner Unterhaltung mit ihm herbei. „Später, Habersang, später vertraue Er mir die neuen Geheimnisse, mit denen Er mir geladen zu sein scheint, an,“ rief sie ihm zu und lief nach der Seitenpforte des Schlosses.

Auf dem Wege zu ihren Gemächern begegnete sie ihrem Vater. Sie raffte ihr Reitkleid fester und hüpfte mit Tanzschritten auf ihn zu.

Fürst Heinrich war sehr guter Laune. Er hatte nämlich davon Kenntnis erhalten, daß ihr der Prinz nachgesprengt war, aber nicht davon, wie und wann dieser zurückgekehrt war. Letzteres hatte sich allerdings auch sehr still und auch erst vor kurzem vollzogen, da der Prinz während der ganzen Zwischenzeit mit hängendem Kopf auf versteckten Wegen des Schloßparks auf und ab geritten war.

„Nun, Prinzessin, so früh schon ausgeritten?“ ließ er harmlos verlauten. „Und wie mich dünken will, sind wir recht froh gestimmt?“

Er bot ihr galant seinen Arm. Sie legte ihre Fingerspitzen darauf. „Ah, es war so schön im morgentaufrischen Walde!“ plauderte sie.

Der Fürst nickte dazu und dachte, der Prinz sei doch ein ebenso verwegener wie geistvoller Mann. Er wird die heikle Geschichte ganz nach seinem Willen zu Ende bringen.

„Wo wollen Sie mich hinführen, Papa?“ unterbrach die Prinzessin seinen Gedankengang.

„In den kleinen Terrassensaal, mein liebes Kind. Ich habe befohlen, dort für uns und unsere Gäste die Frühstückstafel herzurichten. Sie werden wohl schon auf uns warten, wir dürfen nicht länger zögern.“

„Aber ich kann mich doch nicht im Reitkleid an die Frühstückstafel setzen!“

„Warum nicht? Gerade diese Reitrobe kleidet Sie außerordentlich günstig. Unsere Gäste werden gewiß derselben Ansicht sein.“

Ein Diener riß auf reichliche Entfernung hin die Flügeltüren zum kleinen Terrassensaale auf. In dessen Mitte stand eine von Kristall und Silber funkelnde, mit Blumen geschmückte kleine Tafel. Die jenseitigen Flügeltüren des Saales, welche auf eine Terrasse führten, waren geöffnet. Im Rahmen jener Türen konnte man drei Herren bemerken, den angeblichen kurpfälzischen Diplomaten, den Pseudoprinzen und seinen Begleiter, den Chevalier v. Holleben. Alle drei waren offenbar in eifriger Unterhaltung.

Der Prinzessin Fuß stockte. „Papa,“ flüsterte sie, „auf ein kurzes Wort unter uns, ehe wir uns zur Tafel setzen. Bitte.“

Sie strebte nach einer tiefen Fensternische des Vorgemachs, in dem sie sich noch befanden, hin. Der Fürst konnte nicht gut anders, als ihr zu folgen.

Der Diener aber schloß die Türen zu dem Terrassensaale wieder.

In der Fensternische angekommen, seufzte die kleine Prinzessin.

„Was bedrückt Sie denn, Teuerste?“ versetzte der Fürst väterlich. Ganz wohl war ihm bei dieser seiner Erkundigung nicht, denn er fürchtete, daß sie ihm jetzt ihre Hinneigung zu dem verwegenen kurpfälzischen Diplomaten, mit dem sie durch den morgentaufrischen Wald geritten war, bekennen würde. Wie sollte er sich dazu verhalten? Die Lösung des Knotens war durchaus Sache des Prinzen. Ziemlich verlegen räusperte er sich.

„Ich habe Ihnen etwas zu gestehen,“ hauchte die kleine Prinzessin. „Es betrifft den Chevalier v. Posthausen.“

„So?“

Sie kämpfte offenbar mit sich. Aber dann kam es heraus: „Ich halte ihn für keinen wahren Edelmann.“

Der Fürst trat verdutzt einen Schritt zurück. „Wie meinen Sie, Prinzessin?“

„Ich halte den Chevalier v. Posthausen für keinen wahren Edelmann, Papa. Denn ein wahrer Edelmann wird sich doch nicht unterstehen, eine einzelne Dame, noch dazu die Tochter seines Gastgebers, gleich einem Wild mit verhängten Zügeln zu verfolgen! Und zwar auch dann noch, nachdem ihm die Dame durch schnelles Davonsprengen klar zum Ausdruck gebracht hat, daß sie von seiner Zudringlichkeit verschont sein will!“

„Prinzessin!“

„Ich lese Erstaunen, Zweifel in Ihrem Gesicht, aber ich versichere, es verhält sich tatsächlich so. Nur durch einen Gewaltstreich habe ich mich vor der Zudringlichkeit des Herrn Chevaliers bewahren können. Der eine Flügel des Tores zum Wildpark war glücklicherweise geöffnet, und im Schloß stak, wie ja immer tagsüber, der Schlüssel. Vom Sattel aus habe ich den Flügel hinter mir zugeschlagen, den Schlüssel im Schloß herumgedreht und abgezogen."

„Sie haben —"

„Jawohl, ich habe dem zudringlichen Herrn Chevalier v. Posthausen das Tor vor der Nase zugeschlagen. Das ist jedoch noch nicht alles. Ich bin dann in den Wald geritten. Er aber hat, wie ich bei meiner Rückkehr in Erfahrung gebracht habe, angefangen zu lärmen und Eggert, der daraufhin herzugelaufen gekommen ist, dreißig Dukaten geboten, wenn er das Torschloß sprenge oder abrisse."

Sie machte eine kleine Pause. Der Fürst war in höchster Verlegenheit. „Und Eggert?" fragte er unsicher.

„Das Schloß widerstand glücklicherweise seinen Anstrengungen. — Doch sagen Sie selbst, Papa, behauptete ich zu viel, wenn ich sagte, daß der Chevalier v. Posthausen kein wahrer Edelmann sei?"

„Sie sind also nicht mit ihm spazieren geritten?"

„Nein doch! Habe ich mich denn nicht deutlich genug ausgedrückt? Gott sei Dank konnte ich mich davor bewahren. Ach, und wie schön war es, so allein durch den Frieden des morgentaufrischen Waldes zu reiten! Ich habe meine Rehe besucht. Auf dem Rückwege kam mir aber das mehr als eigentümliche Verhalten des Chevaliers erst so recht zum Bewußtsein." Ihre Stimme wurde zum Flüstern. „Gerade von ihm hätte

ich eine solche Aufführung am wenigsten erwartet, und es wurde mir so recht klar, wie unerfahren ich den jungen Männern gegenüber bin.“ Zutraulich ergriff sie eine Hand ihres Vaters. „Und dann dachte ich an Sie, lieber Papa, und wie ich Ihnen seinerzeit wehe getan haben muß. Zu welchen Worten ließ ich mich doch da hinreißen! Ich wollte mich von Ihnen an keinen fremden Prinzen verhandeln lassen. Wenn ich je einmal heiratete, müßte unbedingt ein wenig Romantik dabei sein. Ich habe diese unartigen Worte tief bereut, auch mein ferneres Verhalten Ihnen gegenüber, als Sie mir das Eintreffen des Prinzen Hermann von Sachsheim-Kroberg ankündigten, habe ich tief bereut und nicht minder mein gestriges Verhalten bei der Tafel. Ihre liebevollen Ermahnungen fanden mit einem Schlage in meinem Herzen einen Widerhall, und ich sagte mir, daß Sie sich über den Mann, den Sie als Gatten für Ihre Tochter bestimmt haben, wohl ein Urteil, wie es sich nur ein Mann von einem Manne bilden kann, gemacht haben werden, ein dahinausgehendes, daß er des Landes und Ihrer Tochter in allen Stücken würdig, daß er ein wahrer Edelmann ist. Ich beuge mich Ihrer Erfahrung und will jetzt versuchen, gutzumachen, was sich noch gutmachen läßt.“ Sie schlüpfte aus der Fensternische. „Bitte, kommen Sie jetzt, denn unsere Gäste werden ungeduldig werden.“

Mechanisch, die Brust voll von widerstreitenden Gefühlen, folgte der Fürst ihrer Aufforderung. So betraten beide den kleinen Terrassensaal.

Die drei Herren unter den jenseitigen Flügeltüren wendeten sich um, und zuerst eilte der junge kurpfälzische Diplomat herbei und bat die Prinzessin darum, ihr die Hand küssen zu dürfen.

Aber sie sah über ihn weg und streckte dem einige

Schritte rückwärts in bescheidener Haltung verharrenden Pseudoprinzen ihr Händchen entgegen, ihn dabei aufmunternd mit den Augen anblitzend. „Führen Sie mich zur Tafel, Erlaucht,“ forderte sie ihn auf.

Er warf einen hilfeheischenden Blick nach dem kurpfälzischen Diplomaten hin. Der aber bemerkte das gar nicht.

„Nun, mein Prinz,“ fuhr die kleine Prinzessin mit einer liebenswürdigen Keckheit, über welche sich die ahnungslose Gräfin v. Saalburg, die sich gerade auch im Saale einfand, sowie der Fürst gleichmäßig entsetzten, fort, „fürchten Sie sich vor mir?“ Silbern lachte sie auf. „Nein? — Das ist recht. Wollen Sie mir also Ihren Arm reichen?“

Der gute Posthausen gehorchte.

Da er aber, nachdem man Platz genommen hatte, schwieg, mußte die Prinzessin schon selbst dafür sorgen, daß eine Unterhaltung in Fluß kam.

„Erzählen Sie mir etwas von dem herzoglichen Hoflager in Eisenburg, Prinz, überhaupt vom Lande Sachsheim-Kroberg. Ich bin nämlich sehr neugierig, verschiedenes über die dortigen Verhältnisse zu erfahren.“

Der Pseudoprinz saß wie auf Kohlen. Ungeschickt und stockend antwortete er ihr. Mehrfach tupfte er mit einem seidenen Tuche seine Stirn ab. Dann wieder hüstelte er.

Prinzeßchen hatte aber kein Erbarmen mit ihm. Frischweg fragte sie darauf los. Hin und wieder vernahm man ihr silbernes Lachen.

Genau wie dem Pseudoprinzen schien es jedoch auch dem kurpfälzischen Diplomaten sehr schwül zu Mute zu sein. Als die Prinzessin wieder einmal laut auflachte, biß er die Zähne aufeinander, zerbrach den silbernen Löffel, den er gerade in Händen hatte, und

schleuderte die Teile mit einer grimmigen Gebärde unter den Tisch.

Der Fürst sah mehr noch als gestern auf seinen Teller nieder. Das Verhalten der Gräfin Saalburg aber erweckte heute nicht nur den Eindruck der Benommenheit, sondern den Gipfel der Verlegenheit.

Welche Gedanken im Kopfe des Chevaliers v. Holleben brauten, war nicht zu erraten. Sein Diplomatengesicht glich einer undurchdringlichen Maske.

Unermüdlich fuhr die Prinzessin fort zu fragen und warf nach jeder mehr oder minder schwer erlangten neuen Auskunft ein: „Wie groß und schön muß doch das Eisenburger Schloß sein! Ich stelle mir überhaupt den Aufenthalt in Sachsheim-Kroberg sehr angenehm vor!“ Glückverheißend lächelte sie dabei jedesmal dem Pseudoprinzen zu.

Dem kurpfälzischen Diplomaten aber stieg das Blut endlich derart zu Kopfe, daß er sich erheben mußte. Er murmelte eine Entschuldigung, trat auf die Terrasse hinaus und schritt dann mit zu Fäusten geballten Händen die Treppe zum Parke hinab, in dem er sich verlor.

Bald nach seiner Entfernung erhob sich auch die Prinzessin, machte dem Pseudoprinzen gegenüber noch eine neckische Bemerkung bezüglich Fortsetzung ihrer interessanten Unterhaltung bei der Mittagstafel und verließ darauf in Begleitung der Gräfin Saalburg den Terrassensaal. Sie begab sich auf ihre Gemächer.

Plötzlich bemerkten die im Saal Zurückgebliebenen den kurpfälzischen Diplomaten wieder die Terrasse heraufkommen. Auf seinen Zügen prägte sich eine große Entschlossenheit aus.

„Wo ist die Prinzessin?“ stieß er, sich recht unzeremoniös an den Pseudoprinzen wendend, hervor. Seine Stimme klang heiser.

„Sie hat sich verabschiedet,“ versetzte der Gefragte kleinlaut.

Der Fürst räusperte sich. „Erlaucht,“ lud er mit einer Handbewegung ein, „nehmen Sie, bitte, wieder Platz.“ Er wollte weitersprechen. Doch fand er nicht sogleich die passenden Worte. Wie vorhin der Pseudoprinz begann er sich ziemlich umständlich mit einem seidenen Tuche die Stirn zu trocknen. Eine peinliche Pause entstand. Endlich hatte er sich genügend gesammelt und ließ niedergeschlagen hören: „Erlaucht, ich meine, unser Lustspiel wird nicht programmmäßig enden.“

Prinz Hermann, der sich gesetzt hatte, war schon wieder auf den Beinen. „Und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, Durchlaucht!“

„Gestatten Sie mir zu Ihrer Orientierung ein offenes Wort, Erlaucht. Ihr ungestümes Nachreiten heute morgen hat die Prinzessin beleidigt und zwar dermaßen, daß Sie mir kurz vor Beginn der Tafel erklärte, so etwas täte — ich bitte dieserhalb für sie um Entschuldigung — kein wahrer Edelmann. Aber damit nicht genug. Sie öffnete mir weiter ihr Herz. Durch Ihr Verhalten sei ihr zum Bewußtsein gekommen, wie so gänzlich unerfahren sie den Männern gegenüber sei. Sie flüchte in den Schutz meiner väterlichen Einsicht und Erfahrung, bereue ihr bisheriges Benehmen in einer gewissen Angelegenheit und wolle mir von Stund' ab eine recht gehorsame Tochter sein. Deshalb also ihre unvermutete Liebenswürdigkeit gegen den Herrn Chevalier v. Posthausen, in dem sie den von mir für sie bestimmten Freier erblickt.“ Er räusperte sich nachhaltiger und zog die Stirn kraus. „Wenn ich eine derartige Szene, wie ich sie eben erleben mußte, vorausgeahnt hätte, würde ich meine Erlaubnis zu der

ganzen Komödie, die — lassen Sie mich offener noch als bisher werden, Erlaucht — im Begriffe ist, ein Trauerspiel zu werden, in dem ich, als Vater, eine recht unschöne Rolle spiele, verweigert haben. Ich habe mir soeben die bittersten Vorwürfe gemacht, mein gutes Kind in eine solch schiefe Lage gebracht zu haben. Sie werden selbst zugeben, Erlaucht, daß ich mich nicht dazu verstehen kann, sie länger zu täuschen."

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, Durchlaucht!" wiederholte der Prinz. „Ich bitte Sie inständigst, mir noch eine kurze Spanne Zeit zu gewähren."

„Was gedenken Sie zu unternehmen, Erlaucht?"

„Ich will versuchen, die Verzeihung der Prinzessin zu erlangen, und will mich ihr dann zu erkennen geben. Sie oder keine wird meine Gemahlin! Das werde ich ihr erklären."

Der Chevalier v. Holleben hatte sich mit keiner Silbe eingemischt. Als sich der Prinz jetzt an ihn wendete und ihn um seinen Rat fragte, meinte er bedächtig: „Erlaucht, gestatten Sie mir, ratlos zu sein." Keine Linie zuckte in seinem zünftigen Diplomatengesicht.

Schroff kehrte ihm der Prinz den Rücken.

— — — — — — — — — — — — —

Etwa zwei Stunden später aber suchte der Chevalier v. Holleben eifrigst nach seinem jungen Gebieter. Er erfuhr durch einen Diener des Schlosses, daß er sich vor kurzem nach den Gastgemächern begeben habe. Richtig traf er ihn dort auch an.

Der Prinz hatte sich in einen Diwan geworfen und starrte melancholisch ins Leere. Untertänigst vermeldete der Chevalier, daß die Prinzessin, nur von einem Windspiele begleitet, im Parke lustwandle. Von ihr unbemerkt, hätte er beobachtet, wie sie in den

Taxusgängen jenseits des großen Weihers verschwunden sei.

Der Prinz schien nicht gehört zu haben. Fortgesetzt starrte er ins Leere. Plötzlich sprang er aber auf. Alles an ihm ward Bewegung. „Wo befindet sich die Prinzessin, Holleben? In den Taxusgängen jenseits des großen Weihers? Wohlan, mag sich, wenn ich ihr jetzt dort begegne, mein Schicksal entscheiden!“

Für die Anlage der Taxusgänge des Schloßparks von Lebenstein war, wie so vielerlei in der Zeit des schnörkelfreudigen Rokoko an den deutschen Fürstenhöfen, eine launenhafte gärtnerische Schöpfung des französischen Sonnenkönigs, die berühmten Taxusgänge des Versailler Schloßparks, vorbildlich gewesen. Wenn auch in wesentlich kleinerem Maßstabe, bestand die Lebensteiner Anlage genau wie jene aus einem Kreuz und Quer von zum Teil gleichlaufenden, zum Teil sich erweiternden oder verengenden, zum Teil auch unvermutet als Sackgassen endenden Taxushecken, die wieder zum Teil grotesk, zum Teil glatt und eckig wie Mauern geschnitten waren. Hie und da hatte man in den grünen Hecken muschelförmige Vertiefungen geschaffen, in denen weiße Steinbänke Aufstellung gefunden hatten, hie und da waren auch, besonders in den mauerförmig geschnittenen Hecken, übermannshohe, schlanke, viereckige Steinsockel eingeschoben, auf denen Liebesgötter aus weißem Marmor thronten.

Eilig lenkte Prinz Hermann seine Schritte nach dem großen Weiher und um diesen herum.

Langsam folgte ihm Holleben. „Hat sie alle getäuscht,“ sprach er leise vor sich hin, „mich alten, zünftigen Diplomaten hat sie nicht getäuscht. Ihr Gehaben bei der Frühstückstafel war Verstellung. Also ist alles in Ordnung!“

Als der Prinz vor der Anlage der Taxusgänge angekommen war, blieb er stehen und lauschte. Aber er vernahm nur das Zwitschern von kleinen Vögeln. Deshalb drang er auf gut Glück in den nächsten Gang ein, erst Schritt um Schritt und immer lauschend, dann schnelleren Fußes. Allein die Prinzessin fand er nicht. Nun wurde seine Gangart ungestüm. Er lief gangauf, gangab. Trotzdem entdeckte er von der, welche er suchte, keine Spur. Schließlich geriet er wieder an die Stelle der Anlage, wo er eingedrungen war.

Er preßte die Hände gegen die Schläfen. „Soll ich sie denn nicht finden?“ murmelte er. „Sie, nach der mein Herz schreit.“

Sein ganzes Fühlen war ein einziges großes Leid.

Ob er es ein zweites Mal versuchte? Er war ganz hoffnungslos. Es würde keinen Zweck haben. Aber er wollte sich auf eine der Bänke in den verschwiegenen Gängen niederlassen und sich in seinen Schmerz vergraben.

Mit tiefgesenktem Haupte schritt er wieder in die Anlage hinein. Er wählte aber nicht die erste Bank, sondern eine tiefer drinnen in den Gängen, immerhin eine, an der er vorhin schon einmal vorbeigestürmt war. Aufstöhnend setzte er sich und beugte sich weit vornüber.

Da hörte er in unmittelbarer Nähe einen Hund anschlagen. Er fuhr auf. Und jetzt suchte eine gedämpfte Stimme das Tier zu beschwichtigen, eine Stimme, die ihm klang wie die köstlichste Musik.

Herr des Himmels, das war sie! Und in unmittelbarer Nähe! Aber wo nur? Wo?

Er lief den eine Biegung beschreibenden Hauptgang, in dem er sich befand, zehn Schritte hinauf. Hier gabelte sich der Gang. Der eine Zweig bog in scharfem Winkel

rechts ab, nach der entgegengesetzten Richtung hin, die er erstrebte. Der andere Zweig des Ganges aber endete, wie er bemerkte, nach wenigen Schritten sackartig. Er lief den Hauptgang bis zu der Bank, wo er gesessen, wieder hinunter, an ihr vorbei und spähte und spähte. Nirgends bog aber ein Seitengang nach der Stelle, zu der er sich mit allen Fasern seines Herzens hingezogen fühlte, ab, und durch die dicht ineinander verwachsenen und übermannshohen Taxushecken zu brechen oder sie zu übersteigen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Was sollte er nur tun? Wohin sich wenden? War seine Lage nicht zum Verzweifeln?

Da hörte er den Hund wieder anschlagen. Es war in der Richtung nach seiner Bank zu gewesen. Er lief also den Gang wieder hinauf, verweilte vergeblich lauschend einen Augenblick bei der Bank und eilte dann abermals weiter bis dahin, wo sich der Gang gabelte. Nach einer Weile neuen vergeblichen Lauschens betrat er die Abzweigung, welche auf wenige Schritte hin sackartig endete. Scharf blickte er sich um. Ob es mit dem plötzlichen Ende hier nicht irgend eine Bewandtnis hatte? Es fielen ihm am Hofe von Eisenburg gehörte Erzählungen über das berühmte Taxuslabyrinth des Versailler Schloßparks ein. Verdeckte Durchschlüpfe sollten sich in den Taxusmauern desselben durch unauffällige Mechanismen lautlos öffnen und wieder schließen. So vortrefflich sollten die Durchschlüpfe verborgen sein, daß nur ein Wissender an der betreffenden Wandstelle kleine Besonderheiten wahrnehmen konnte. Diese Anlage hier war doch offenbar der Versailler nachgeahmt. Hatte man auch jene Spielerei mit nachgeahmt? Doch jedenfalls. Prüfend flogen seine Augen umher. Ob sich mit dem Sockel dort, auf dem ein

Amor seinen Bogen spannte, im sackartigen Ende des Ganges ein Geheimnis verknüpfte?

Er ging ganz nahe hin. Ja, war denn dieser hohe Sockel hier, wie die anderen in den Gängen, aus Stein? Er betastete ihn, und ein leichter Überraschungsschrei entschlüpfte ihm. Der Sockel war weiter nichts als täuschend übermaltes Holz. Und schon entschlüpfte ihm ein zweiter leiser Ruf, aus dem unterdrückter Jubel hervorklang. Die Vorderwand des Sockels war einfach eine schloßlose Tür, die sich, wenn man dagegen drückte, leicht öffnen ließ. Nichts Einfacheres konnte es geben! Mit der Rückwand des Sockels war es dasselbe.

Der Erfreute huschte geschwind durch die Tür und befand sich in einem Taxusgange, der sich nach links hin ähnlich wand wie der nahe Hauptgang, aus dem er gekommen.

Von da, von links her, hörte er den Hund ein drittes Mal, aber jetzt lauter, anschlagen. Er wendete sich dorthin.

Nach zehn Schritten weitete sich der Gang zu einem kleinen Rundell, an dessen gegenüberliegender Seite eine mit einem Sonnendache versehene Ruhebank Aufstellung gefunden hatte.

Auf der Bank saß Prinzessin Pauline und hielt, sich niederbeugend, mit der einen Hand ein unruhig sich gebärdendes Windspiel am Halsband fest, während ihre andere Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger ihm drohte, sich still zu verhalten.

Des Prinzen Fuß stockte. Das Windspiel aber wurde noch unruhiger, entwischte seiner Gebieterin und stürmte mit dieser Hundeart eigenen, komischen, tänzelnden Sprüngen und laut kläffend auf ihn zu, um ihn herum, aber mehr in spielender Weise, denn es war nicht bösartig.

Als das Tier davonsprang, gewahrte die Prinzessin den Eindringling. Erschreckt erhob sie sich.

„Jetzt oder nie!“ murmelte der Prinz. Er machte Miene, sich ihr zu nähern.

Da streckte sie einen Arm aus. „Hinweg!“ löste es sich mühsam von ihren Lippen.

Gleich einem Schlage ins Gesicht empfand der Prinz dieses harte Gebot. Er wich auch unwillkürlich einen Schritt zurück. Aber dann eilte er auf sie zu und beugte das Knie vor ihr. „Prinzessin,“ rang es sich aus seiner schweratmenden Brust, „hören Sie mich an. Nur kurze Minuten.“ Frei begegnete sie seinen flehenden Blicken. „Darf ich sprechen, Prinzessin?“ Sein Ton war rührend.

Die kleine Prinzessin vermochte plötzlich seinen Blicken nicht mehr frei zu begegnen, sie fing an zu blinzeln, die gemachte Strenge wich aus ihren Zügen.

„Darf ich bleiben, sprechen?“ flehte er abermals.

Sie merkte, wie ihr Herzblut sich gewaltsam zum Kopfe drängte. Schleier bildeten sich auf Sekunden hin vor ihren Augen, und ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, senkte sich ihr fortweisender Arm.

Der Prinz aber preßte beide Hände gegen die linke Brustseite. „O liebreizendste, begehrenswerteste aller Prinzessinnen,“ stammelte er, „Sie nur anblicken zu dürfen, macht mich schon überglücklich. Erheben Sie nicht wieder Ihren fortweisenden Arm. Lassen Sie mich mein Innerstes vor Ihnen auftun. Ich kann nicht ohne Sie leben.“ Er wollte jetzt bekennen, daß er nicht der Chevalier v. Posthausen sei, es quollen jedoch, und zwar ohne rechten Zusammenhang, dafür aber immer heißer, flutender, nur neue Liebesworte und Liebesversicherungen von seinen Lippen.

Die kleine Prinzessin hatte ein Tuch vor den Mund gedrückt und gab sich mit Wonne dem Reiz der Minute hin. Wie romantisch war das doch, was sie erlebte!

Endlich faßte sich der Prinz einigermaßen. Seine Stimme wurde zagend. Seelenpein geriet in seinen Ton. „Prinzessin," rief er aus, „jetzt muß es heraus, jetzt muß sich mein Schicksal entscheiden! Prinzessin, ich bin nicht der, für den —"

Sie merkte auf und fiel ihm ins Wort. „Ich weiß."

Er warf den Kopf zurück. „Sie wissen?"

„Jawohl, ich weiß, daß Sie nicht der Chevalier v. Posthausen, sondern Seine Erlaucht, der Prinz von Sachsheim-Kroberg sind."

Seine Augen weiteten sich in höchstem Erstaunen. Dann aber, als erwarte er in der nächsten Sekunde ein vernichtendes Urteil, fragte er voller Angst, wobei er sich erhob und einen Schritt zurücktrat: „Prinzessin, Sie haben tatsächlich gewußt, daß ich der Prinz Hermann von Sachsheim-Kroberg bin?"

Die kleine Prinzessin machte einen artigen Knicks. „Wie ich Dero Erlaucht soeben offenbart habe, allerdings. Glauben Dero Erlaucht vielleicht, daß ich sonst auch Dero Gegenwart und Dero Erklärungen geduldet hätte? Bitte, eine Antwort!"

In seine Augen sprang ein Leuchten. „Eine Antwort? Ich finde keine! Ich weiß und fühle nur, daß Sie mir nicht zürnen, Prinzessin! Wie selig macht mich das!" Er legte seine Hände an die Schläfen. „Sie haben gewußt, daß ich Prinz Hermann bin, und sind mir nicht gram? Warum flohen Sie dann aber nur heute morgen vor mir? Warum ließen Sie mir eine so schlimme Behandlung bei der Frühstückstafel zu teil werden?"

„Das waren wohlverdiente Strafen, mein Herr, zugleich auch für einen Ihrer Bundesgenossen, meinen verehrten Herrn Papa, bestimmt.“

„Ah! Ich bekenne mich gänzlich geschlagen, Prinzessin.“ Er sank wieder in die Kniee, haschte nach einer ihrer kleinen Hände und drückte einen langen, heißen Kuß darauf.

Mit Macht drang das Bewußtsein auf ihn ein, daß er auf der ganzen Linie geschlagen war. Statt für die Unterschiebung des Bildes eine Genugtuung zu erlangen, hatte er das gerade Gegenteil erreicht. Statt eine Rolle zu spielen, war eine mit ihm gespielt worden — und in welcher Weise! Und endlich mit dem Dartun der Überlegenheit des männlichen Geistes über den weiblichen hatte er eine grimmige Niederlage erlitten!

„Prinzessin,“ bat er, „darf der arme Besiegte sich erheben?“

Sie nickte. Er stand auf, ohne ihre Hand loszulassen, ergriff vielmehr noch die andere Hand. Lange, lange blickten sich die beiden Fürstenkinder stumm in die Augen. Das Windspiel tänzelte um sie her. Die kleinen Vögel zwitscherten in den Taxushecken. Sie sahen und hörten nichts davon.

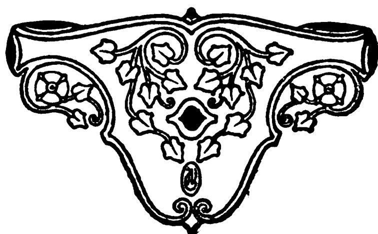
Endlich flüsterte der Prinz: „Prinzessin, wir sind die beiden glücklichsten Menschen auf der ganzen weiten Erde! Meinen Sie nicht auch?“

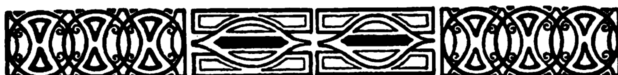
Im Überschwange ihrer Gefühle lehnte sie ihr Köpfchen an seine Schulter und lispelte: „Ich meine es auch.“

Als das Paar dann aus den Taxusgängen heraus und um den großen Weiher herum zum Schlosse hinwandelte, wurde es vom Chevalier v. Holleben, der sich dort aufgehalten hatte, erspäht.

Wie man sich führte! Wie man tat!

Der verschlagene Diplomat begann sich die Hände zu reiben. „Es ist außer allem Zweifel,“ schmunzelte er, „man ist einig. Einig in Herz und Sinnen. Welch herrlicher Erfolg! Ja, das nennt man höhere Diplomatie!“





Ein Rettungshaus im Hafen von Genua.

Von W. Hoerstel.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Im Hafen Genuas liegt ein merkwürdiges altes Schiff, bei dessen Anblick man auf den Gedanken kommen könnte, es bilde den Anfang einer Sammlung veralteter Schiffstypen, die einen Anschauungsunterricht über die Entwicklung des Schiffbaues zu geben bestimmt sein solle. Vor fünfundsechzig Jahren lief es in Genua von Stapel, hieß „Daino“ und diente als Schulschiff der Kriegsmarine; seit zehn Jahren liegt es in Genua abgetakelt vor Anker und dient, umgebaut und überdacht, als Schiffsschule für schiffbrüchige Knaben, die aus dem Ozean des Lasters auf seine Planken gerettet werden, und seine neue Bestimmung drückt sein neuer Name aus: „Redenzione — Erlösung“.

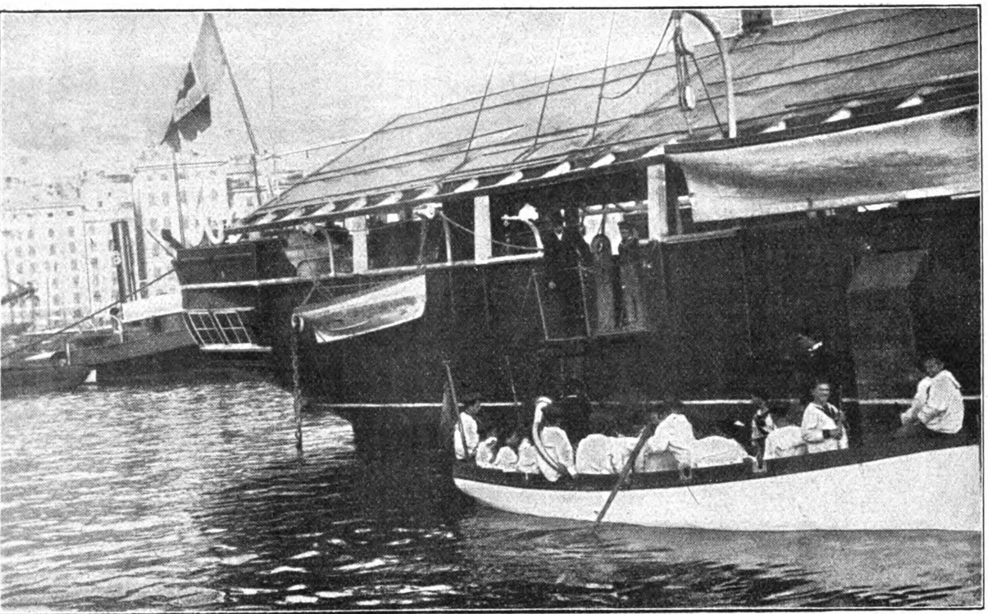
Der Begründer und Leiter dieses Rettungshauses zu Wasser, Professor Nicolò Garaventa, Mathematiklehrer am Gymnasium, begann im Jahre 1883 sein Werk mit dem Unterricht der von ihm gesammelten Knaben unter freiem Himmel, wie es dem Geschmack jener kleinen Vagabunden entsprach. Originell wie der Mann, der zu den Charakterfiguren im Straßenbilde Genuas gehört, ist die Art, wie er seine ersten Rekruten warb. Er setzte sich nämlich mit dem Anführer der

Straßenjungen im Stadtbezirk Portoria in Verbindung, und es gelang ihm, jene einflußreiche Persönlichkeit derart für seinen Plan zu erwärmen, daß sie ihm eine Schar von zwanzig verwahrlosten Buben zuführte, die sich unter den hohen Platanen der Acquasola als seine Schüler einschrieben.

Der kleine Schlingel besaß bereits eine reiche Menschenkenntnis, aus der heraus er dem Herrn Professor den Rat gegeben hatte, die Horde an dem vereinbarten Versammlungsplatze zu erwarten; denn wenn sie zusammen dorthin zögen, so würde ein Schwarm von Neugierigen sich an ihre Fersen heften und sie nicht zum Abschlusse ihres Vertrags kommen lassen.

Da aber das Ziel Garaventas nur höchst unvollkommen erreicht werden konnte, solange die kleinen Verbrecher und Zuchthauskandidaten in ihrer früheren Umgebung blieben, verpflanzte er sie bald auf ein hochbetagtes Segelschiff im Hafen, von wo sie im Jahre 1899 auf das ihm vom Ministerium überlassene alte Schulschiff übersiedelten, von dem ich eingangs gesprochen habe.

So sind diese armen Knaben, nah und doch fern der großen Stadt, auf ihrem kleinen Schiffe wie auf einer Insel geborgen, an die nicht die Schmutzwellen des Lasters und Verbrechens, sondern die Wellen des Meeres schlagen, das die Brust weitet, die Wange bräunt, den Mut stählt, zur Reinigung und zur Gesundung von Leib und Seele beiträgt. Wie im Lethefluß die in Charons Nachen angekommenen Seelen der Griechen Vergessenheit ihrer irdischen Erlebnisse tranken, so sollen die auf Garaventas Schiff vom Fährmann hinübergesetzten Knaben inmitten des Meeres die Leiden und Verfehlungen ihres früheren Lebens vergessen, und wie aus einem Jungbrunnen sollen



Phot. Rossi, Genua.

Die Schiffsschule im Hafen.

sie aus dieser Schule im Meer auftauchen zu neuem Leben.

Es sind meistens aus dem Gefängnis entlassene Minderjährige, ferner Söhne von Sträflingen und vaterlose, von ihren Müttern auf schlechten Weg geleitete Knaben, die Garaventa sich auswählt, weil sie in anderen Wohltätigkeitsanstalten keine Aufnahme finden, und die in dem reinen Hauche des Meeres bei geregelter Arbeit eher genesen als hinter den Mauern einer Zwangserziehungsanstalt, eines Besserungshauses oder gar im Gefängnis, das schon für Tausende von Minderjährigen eine Hochschule des Verbrechens geworden ist, während sie hier zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, in erster Linie zu tüchtigen Seeleuten erzogen werden.

Vor einigen Jahren spielte sich in einem Gerichtssaale zu Genua eine merkwürdige Szene ab. Ein zwölfjähriger Knabe war des Diebstahls angeklagt, seine Schuld wurde erwiesen, seine Verurteilung stand bevor.

Da rief plötzlich eine Stimme aus dem Publikum: „Gebt ihn mir! Ich bürge für ihn. In drei Jahren will ich ihn wiederbringen. Gebt ihn mir auf mein Schiff!“

Und wirklich erhielt Professor Garaventa den Jungen, und dieser gebraucht seine Hände heute zu ehrlicher Arbeit. Einen anderen, einen von der Regierung ihm überwiesenen kleinen Neapolitaner, der von seiner verwitweten, im äußersten Elend lebenden Mutter sich selbst überlassen war und schon Proben großer Gewandtheit im Stehlen gegeben hatte, holte Garaventa sich von der Polizei ab. Der verkommene, zerlumpte Junge lag am Boden. Garaventa nahm ihn zunächst mit ins Café, wo der arme Junge, der bis dahin weder Milch, noch Kaffee, noch Schokolade vorgesetzt erhalten

hatte, sich einen Stoß geben mußte, um sich an solche Herrlichkeiten heranzuwagen und den ihm gereichten Zwieback zu verzehren. Nach diesem Hochgenuß hüpfte er vor Vergnügen wie ein junger Pudel. Nun führte Caraventa ihn auf sein Schiff und bemerkte, hinter ihm



Phot. Rossi, Genua.

Die Zöglinge beim Reinigen des Decks.

gehend und ihn keinen Augenblick aus den Augen verlierend, wie er mit unglaublicher Geschicklichkeit vor den Fruchtläden einige der dort ausgelegten Früchte in seine Taschen beförderte, wofür sein nachfolgender Pflegevater die Bestohlenen entsprechend entschädigte. Ebenso erstaunt wie im Café zeigte sich der kleine Neapolitaner beim Anblick des Lebens in Zucht und Ordnung

an Bord, in das er aber bereits nach zwei Monaten völlig eingewöhnt war. Heute ist er ein braver, fleißiger und liebevoller Mensch und hat — o glückliches Kindesalter! — seine Vergangenheit vollständig vergessen.

Vor drei Jahren wurde Garaventa ein dreizehnjähriger Sizilianer zugewiesen, aus einer Brigantenfamilie stammend und völlig wild. Finster und trotzig blickte er und konnte natürlich weder lesen noch schreiben, ja er schien auch nicht sprechen zu können, denn er war stumm wie ein Fisch, und wenn ihn jemand anredete, so antwortete er nicht mit der Zunge, sondern mit den Zähnen, mit denen er wie rasend auf den Frager losbiß. Sein Pflegevater hatte Mühe, ihm klarzumachen, daß man sich auf seinem Schiffe in anderer Weise zu verständigen pflege; nach drei Monaten schon war der kleine Wilde durch Güte und Geduld so umgewandelt, daß er die Bitte aussprach, Professor Garaventa möge an seinen Vater und seine Brüder schreiben, sie sollten auch auf das Schiff kommen, wo sie sich viel wohler fühlen würden, als wenn sie Briganten blieben. Er ist heute umgänglich, ehrlich, anhänglich und dankbar.

Wie viele dieser armen Kinder haben eine Geschichte, eine traurige Geschichte, aber nicht einmal die Lehrer kennen dieselbe, sondern nur Professor Garaventa, und dieser sorgt dafür, daß seine Zöglinge mit keinem Worte an ihre Vergangenheit erinnert, und daß sie nicht wie Sträflinge behandelt werden, sondern von früh bis spät für ein neues Leben sich vorbereiten, wo sie mit freier Stirn und geachtet dastehen werden. Und das ist einer der wichtigsten Erziehungsfaktoren Garaventas. Statt der Vagabunden und Verführer, die sie bisher umgaben, sehen die Knaben nun tagaus, tagein rastlose, eifrige Arbeit; wohin sie den Blick wenden, sehen sie



Phot. Rossi, Genua.

Bei der Mittagstafel.

arbeitende Menschen, und durch das Vorbild und die Gewohnheit wird auch für sie die Arbeit der Inhalt des Lebens, und es taucht je länger desto klarer und

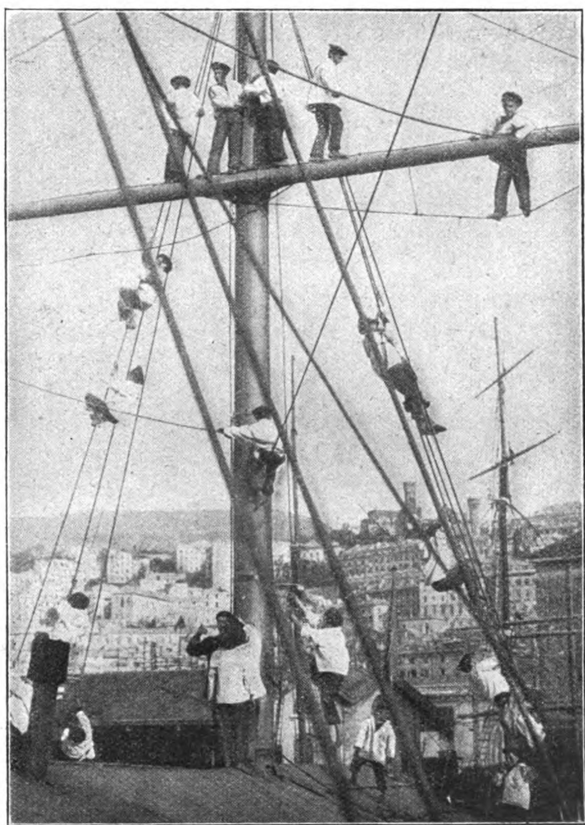
leuchtender vor ihrer einst verdorbenen Phantasie das Bild eines Lebens in ehrenwerter Arbeit auf.

Ihr Leben und Treiben ist ja nichts als ein Abbild des Lebens auf den Schiffen, die an ihnen vorüber aus- und einfahren, und auf denen auch sie eines Tages hinausfahren werden in die weite Welt, wenn die Jahre ihrer Vorbereitung vorüber sein werden. Freilich geht bei manchem die Umwandlung nur langsam vor sich, und Garaventa, der die Vergangenheit, die frühere Umgebung und die individuelle Anlage seiner Zöglinge berücksichtigt, versucht nicht Treibhausfrüchte zu ziehen, er beherzigt das Wort Jesu: „Erst das Gras, danach die Ähren, endlich der volle Weizen in den Ähren"; und wenn ihm auch mancher Knabe schwere Sorgen macht, so duldet er doch keine körperliche Züchtigung seitens des Kommandanten, der beiden Offiziere und der aus der Stadt kommenden Lehrer und wendet auch selbst nur selten Strafmittel an, sondern läßt diese Unglücklichen Liebe empfinden, ohne die das Werk der Erziehung nun einmal überhaupt nicht gelingen kann. „Ubi charitas ibi Deus — Wo Liebe, da Gott," so kann man dort lesen, und in den schlichten Räumen des alten ausrangierten Schiffes klangen mir plötzlich die herrlichen Worte aus der „Zauberflöte" in der Seele:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und ist der Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht."

Die fünfzig bis sechzig Zöglinge Garaventas, die im Alter von acht bis achtzehn Jahren stehen, bilden seine Familie, und er entläßt keinen, bevor er nicht hoffen darf, daß der Jüngling innerlich genügend gefestigt und in das neue Leben der Arbeit ganz eingelebt ist.

Für die freiwerdenden Plätze sucht er sich den Ersatz mit scharfem Auge aus und überredet in origineller



Phot. Rossi, Genua.

Turnübungen am Mast.

Weise die kleinen Vagabunden zur Übersiedlung auf sein Schiff. Er hat die Zahl der Jungen wesentlich verringert, die an den Hafenkais ihr Unwesen treiben

und durch allerlei kleine Diebstähle sich das für Brot, Zigaretten — diese kleinen Hosenmätze rauchen alle — und ihre Kartenspiele nötige Geld beschaffen. Die von ihm Angeworbenen oder von der Behörde ihm Überwiesenen stellt Garaventa mit einer Ansprache ihren



Phot. Rossi, Genua.

Unterhaltungsabend.

Kameraden vor, von denen sie freundlich empfangen werden, und nachdem sie ihre Lumpen mit der schmucken Matrosenuniform vertauscht haben, gehören sie zu den „Garaventinern", wie die Insassen des Schiffes nach ihrem Pflegevater in Genua heißen. Sie werden nun nicht nur in der Weise der Schiffsjungen praktisch



Phot. Rossi, Genua.

Exerzieren am Land.

für den Seemannsberuf ausgebildet, es wird nicht nur das schwache Körperchen dieser vielfach erblich mit Krankheiten belasteten und durchweg schlechtgenährten Knaben durch regelmäßige und reichliche Kost, durch Sauberkeit, durch Turnübungen, militärisches Exerzieren und Rudern gestärkt und gestählt; sie empfangen auch in drei Abteilungen Elementarunterricht, dem sie sich bis dahin zum größten Teil entzogen haben. Wer hat sich auch je darum gekümmert, sie zur Schule zu schicken? Wie viele sind darunter, die nicht einmal ein Dach über ihrem Haupte hatten, die auf einer Treppe oder in einem Eisenbahnwagen am Hafen oder auf den Kais übernachteten und schon in zartester Jugend auf sich allein angewiesen und daher genötigt waren, mit allerlei kleinen ehrlichen und unehrlichen Künsten sich zu ernähren! O, was ist das für eine Freude, diese kleinen Vagabunden nun auf dem alten abgetakelten Schiffe mit Feuereifer hinter den Büchern zu sehen! — —

Die Schüler werden später zunächst Segelschiffen für weite Seereisen zugewiesen und, wenn sie das dienstpflichtige Alter erreicht haben, in die Marine eingestellt, bei der ein großer Teil derselben dauernd bleibt, da sie ja schon auf dem Schiffe Garaventas an militärische Disziplin gewöhnt sind; andere treten nach Ablauf ihrer Dienstzeit auf die Dampfer der Handelsflotte über. In dem seltenen Falle, daß ein Knabe sich für den Seemannsberuf nicht als geeignet erweist, wendet sich Professor Garaventa an das Ministerium des Innern mit der Bitte um Überweisung an eine Anstalt zu Lande zum Zweck der Erlernung eines Handwerks.

Für seine besten Schüler aber hat er noch eine höhere Klasse zur Vorbereitung für die Aufnahme in das Königliche Nautische Institut in Genua eingerichtet,

———

das sie von seinem Schiffe aus besuchen, um sich das Patent eines Kapitäns für weite Fahrten oder eines



Phot. Rossi, Genua.

Das Boot wird eingeholt.

Schiffsmaschinisten zu erwerben. Hier haben sich die Garaventiner stets sowohl durch gutes Betragen wie

durch Fleiß ausgezeichnet; und das ist ganz natürlich, denn welcher Ansporn liegt für jene armen Knaben, die zum Teil schon mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatten und das Zuchthaus mehr oder minder deutlich vor sich sahen, in der Aussicht auf solchen Aufstieg! —

Sämtliche Zöglinge empfangen Gesangsunterricht, und die Frau Musika wird hier zu Hilfe gerufen, um in der Brust dieser verwahrlosten Knaben die so früh zugeschütteten edleren Empfindungen zu wecken und sie zugleich in der Erholungszeit von der Erinnerung an ihre Vergangenheit durch beständige Beschäftigung zurückzuhalten. Sie sind eben bei aller Freiheit niemals müßig und immer unter Aufsicht. Aus den musikalisch Begabteren ist eine Kapelle gebildet, die mit ihren Blechinstrumenten die Dampfer begrüßen und bei Ausflügen unmittelbar hinter den Trommlern marschieren, die den Zug eröffnen. Ein zweites Orchester spielt Mandoline, Gitarre, Violine; es läßt sich nicht nur bei den Unterhaltungen an Bord, sondern zuweilen auch bei Konzerten in der Stadt hören und findet stets allgemeinen Beifall.

Alle, die sich durch besondere Begabung und Neigung für die Musik auszeichnen, werden vom Schiffe aus auf die städtische Musikschule geschickt, wo man mit ihnen äußerst günstige Erfahrungen gemacht hat. Es sind bereits sehr tüchtige Musiker aus ihnen hervorgegangen. Die Rücksichtnahme auf die Beanlagung der einzelnen Kinder, um die sich bisher kein Mensch gekümmert hatte, ist bei Garaventa erster Grundsatz.

Man kann nur Wort für Wort unterschreiben, was ein genuesischer Journalist nach einem Besuche dieses Rettungshauses auf dem Meere schrieb: „Diese Knaben, einst wild und zu schlechten Taten geneigt, haben auf



Phot. Rossi, Genua.

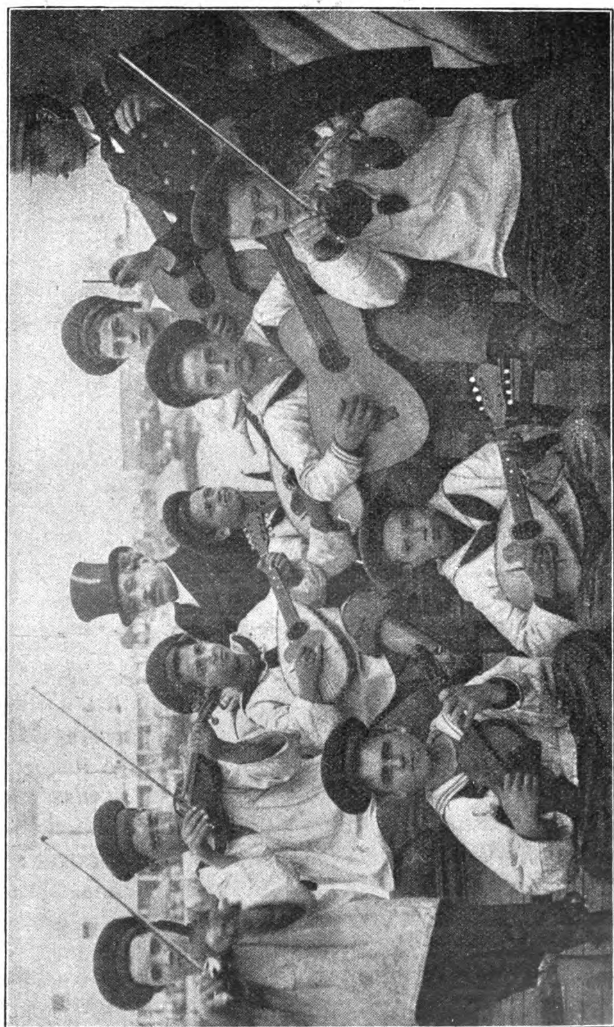
Auf dem Bugspriet.

dem Meere außer der Gesundung des Körpers auch die der Seele gefunden. Ich habe sie aus dem Gerichtssaal und dem Gefängnis zurückkehren sehen, verkümmert an

Körper und Geist, mit finsterem und unruhigem Auge, blaß, schmutzig, hager, elend innen und außen, und ich habe sie später gesehen, wie sie mit gesunder Farbe, sonnengebräunt, kräftig, Freude in den Augen, das Lächeln der Jugend und ein Matrosenlied auf den Lippen, fröhlich arbeiteten an Bord gleich alten Seebären und die Arbeit nur unterbrachen, um zu studieren, und das Studium, um eine Erholung zu suchen im Lesen von Reisebeschreibungen und in der Pflege der Musik.“ Daher sehen wir sie auch auf einigen unserer Abbildungen in der Arbeitskleidung der Schiffsjungen und barfuß beim Unterricht und bei der Musikprobe.

Vor einigen Jahren wurde ein wackerer Matrose wegen der Rettung eines Knaben aus dem Meere unter Gefahr seines Lebens vom Marineministerium mit der Rettungsmedaille und einem Sparkassenbuch über hundertfünfzig Lire belohnt, zu denen die Rettungsgesellschaften Liguriens und Neapels je weitere hundert Lire hinzufügten. Der brave Mann war ein früherer Garaventiner, der vierzehnjährig nach mehrfacher Verurteilung auf das Schiff Garaventas gekommen war und nun, von einer längeren Seereise zurückgekehrt, dasselbe dankbaren Herzens besuchte, bei welcher Gelegenheit er das erwähnte Rettungswerk vollbrachte.

Gleich ihm kommen viele einstige Garaventiner bei ihrer Heimkehr nach Genua nach dem alten abgetakelten Schiffe, wo sie zum Leben in Freiheit und Arbeit erzogen wurden, und ihr Anblick, ihre Anhänglichkeit und ihre Erzählungen wirken wie ein Sporn auf die Zöglinge. Alle Heimgekehrten suchen den Professor Garaventa auf, der die von ihm Entlassenen bei vertrauenswürdigen Kapitänen unterbringt, mit ihnen in beständiger Beziehung bleibt und sie nicht nur mit Rat, sondern auch mit der Tat unterstützt, wenn sie durch



Phot. Rossi, Genua.

Die Musikkapelle.

Krankheit oder vorübergehende Arbeitslosigkeit in Not geraten, ihnen die Wege zu neuer Anstellung ebnet.

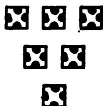
Von den etwa siebzehnhundert Zöglingen, die im Laufe der Jahre durch seine Anstalt gegangen sind, fielen einige sechzig wieder zurück ins Verbrechen; die Zahl derer, die in ehrlicher Arbeit, zum Teil in geachteter Stellung leben, beträgt also mindestens sechzehnhundert, die, soweit sie geheiratet haben, ihren Kindern Führer zu einem ordentlichen Leben werden. Welche Summe von Elend und Verbrechen hätten dieselben Menschen zusammengehäuft, wenn sich die rettende Hand Garaventas nicht nach ihnen ausgestreckt hätte, und welche Summe an Geld hätte ihre Unterhaltung in den Strafanstalten den Staat gekostet!

Dieser glänzende Erfolg Garaventas hat denn auch die italienische Regierung bewogen, ihm eine Anzahl der für Besserungshäuser bestimmten Minderjährigen zuzuweisen, wofür sie für Kopf und Tag achtzig Centesimi zahlt. Dieser geringe Betrag deckt die Kosten des Unterhalts und Unterrichts natürlich keineswegs; der Leiter der Schiffsschule ist daher genötigt, den Rest durch Anrufung der Privatwohltätigkeit zu beschaffen, von der seine Anstalt jahrzehntelang ausschließlich gelebt hat.

Namentlich sind es die Schiffskapitäne, die aus dem Überfluß ihres heimgebrachten Proviants Speisen für die kleinen, mit gutem Appetit begabten Rekruten des Seemannsstandes senden; manche Kapitäne veranstalten unter ihren Passagieren auch Kollekten für die Garaventiner, und in reichem Maße werden aus der Stadt Genua Gaben an Geld und Naturalien gespendet, so daß bis heute das in eine Schiffsschule verwandelte Schulschiff nicht an finanziellen Klippen gescheitert ist. Durch die kleinen Musikanten und durch theatralische

und deklamatorische Darbietungen auf beweglicher Bühne wird zuweilen die Genueser Aristokratie auf das Schiff geführt.

Naturgemäß hat Garaventas Unternehmen die Augen vieler Menschenfreunde auf sich gezogen, und da zurzeit auch in Deutschland der Gedanke erwogen wird, gefallene und sittlich gefährdete Minderjährige für den Seemannsberuf zu erziehen, erschien es mir an der Zeit, an der Hand von Erfahrungen und Tatsachen zu zeigen, wie vorzüglich dieser Gedanke ist, und was für staunenswerte Früchte aus seiner Ausführung erwachsen können, wenn die rechten Persönlichkeiten mit einem Herzen voll warmer Liebe solche Anstalten leiten. Statt erfahrener, in alle Schliche eingeweihter Verbrecher, wie sie das Gefängnis entläßt, erziehen diese Schiffsschulen achtungswerte, starke und mutige Seeleute. Man führe sie daher auch bei uns ein, und man wird in der Nord- und Ostsee dieselbe Erfahrung machen wie im Mittelmeer: „Il mare purifica — Das Meer reinigt.“





Doch noch!

Novellette von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Unter ihren Füßen knisterte der Schnee. Die Sterne leuchteten durch die Märznacht, als hätten die Englein am Himmel einen riesengroßen Christbaum angezündet.

Über dem Rathausturm stand der Mond. Sein Mund lachte heut mehr denn je, so daß Lena ganz verzweifelt dachte: „Er soll's nicht — er soll nicht lachen, wenn dir so bitter weh ums Herz ist!"

Er lachte aber doch.

Der Mann an Lenas Seite sah das auch. Von dem schmalen, hübschen Mädchenantlitz, auf dem er das Leid nicht erkannte, wanderte sein Blick über die große, glänzende Mondscheibe, die den Marktplatz des Städtchens erhellte, über die zahllosen Sterne und die feinen, weißen, flatternden Wölkchen, die das Licht umfloß.

„Morgen um diese Zeit bin ich weit von hier, Fräulein Lena," sagte er flüsternd. „Morgen um diese Zeit wird mir das kurze Jahr in diesen ehrwürdigen Mauern zwischen dem Stadttor und der zerbrochenen Wallfeste gleich einem Traum sein, der im Großstadttrubel verblassen will. Er soll aber nicht. Ich wünschte, ich könnte dieses Bild hier ewig so festhalten in meinem Herzen, mit jedem Atemzug der Winternacht, die schon vom Lenz ahnen läßt. Und mitten darin, mitten im Schnee und Frühlingsahnen Sie in dem dunklen Mantel, unter

dem das Tanzkleidchen knistert wie das Feuer im Ofen zur Dämmerstunde, wenn Mutters Märchen aufwachen —“

Er wandte sich unwillkürlich nach den hinter dem jungen Paar sehr langsam und vorsichtig dahinschreitenden Eltern seiner Gefährtin um.

„So etwas kennen Sie doch gewiß auch, Fräulein Lena?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie zitternd und empfand doch die Tatsache gar nicht recht, daß sie an solchem Glück ärmer war wie er, daß ihre Mutter niemals ihrem Kinde in Dämmerstunden Märchen erzählt hatte. Sie empfand nur eines: er, den sie lieb hatte seit vielen, vielen Tagen, er, von dem sie seit vielen, vielen Tagen ein bindendes Wort erwartete, er ging von ihr, ging für immer aus der Stadt fort, ohne dieses Wort gesprochen zu haben.

Sie begriff es nicht. Sie fühlte es doch, daß er ihr gut war, sie sah es ihm doch an, daß er oft nahe daran gewesen, sie an sein Herz zu reißen. Warum tat er es nicht? Auch heute nicht, wo alle es von ihm erwarteten — Vater, Mutter, die ganze Ballgesellschaft im Kasino. Ja, man hatte es förmlich von den neugierigen, lächelnden Gesichtern ablesen können: heut gibt es Verlobung zum Abschied, heut wird die Lena Wöllmann Braut des scheidenden Postinspektors Hillbrich!

Eine tiefe, heiße Glut stieg in das Gesicht des Mädchens. Drüben an der nächsten Straßenecke stand das Haus, in dem sie wohnte. Nur noch wenige Minuten, dann war der Abschied da, das Ende, das unerwartete, beschämende.

Der junge Beamte war ein Weilchen stumm neben seiner Gefährtin hergegangen. Er sah wohl auch das

Haus, das Endziel, es zuckte in seinen Fingern, und er hielt mit Mühe den schweren Atem zurück, den seine Erregung verursachte. Wenn er sie jetzt küssen, wenn er jetzt seine Lippen auf den jungen, halbgeöffneten Mund drücken dürfte, heiß und haltlos! Ja, er dürfte wohl. Aber dann war er verlobt, dann waren die Eltern sofort freudig segnend dabei, und sein Lebensweg gebunden.

Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn er's täte. Die kleine, verwöhnte Lena zur Frau, ein Mädchen, das auf keinem Feste der Stadt fehlte, das jedesmal ein anderes Kleid trug, wenn er sie sah, obwohl er wußte, daß der Amtsgerichtsrat Wöllmann gerade recht und schlecht mit seinem Gehalt auskam, ein Mädel, das weiter nichts konnte, nichts tat, als seine frische Jugend zu schmücken, seine Tage mit Spiel und Tand und Flirt hinzubringen — nein, da mußte die Vernunft über die süßseligste Liebe den Sieg behalten!

Nun waren sie an der Haustür.

Erich Hillbrich streckte die Hand aus, verbeugte sich vor dem Gerichtsrat, vor seiner rundlichen Gattin und wußte nicht, was er dabei alles zusammensprach von Wiedersehen und unvergeßlichen Stunden.

Dann hielt er Lenas Finger fest. Er hätte wirklich nicht geglaubt, daß er sich so unbeholfen bei diesem letzten Abschied anstellen würde. Sprechen konnte er zuerst gar nichts dabei. Schwer neigte er den Kopf über den dunklen Handschuh und preßte die Lippen darauf. Er fror dabei, so kalt war das Leder, und er mußte an einen verflossenen Augenblick denken, wo er dieselbe Hand einmal so oft hintereinander geküßt, wobei er nichts weniger wie gefroren hatte. Wie der junge Arm damals erzitterte, wie die helle Haut sich blutrot färbte unter diesen Küssen!

„Gute Nacht, Herr Hillbrich,“ sagte Lena unnatürlich ruhig. „Versäumen Sie Ihren Zug morgen früh nicht!“

Er lachte gezwungen. „Ein' bissel zeitig nach durchtanzter Nacht — sieben Uhr dreißig! Aber die Pflicht ruft, wenn Scheiden auch wehtut. Also auf Wiedersehen, Fräulein Lena!“

Darauf sagte sie nichts. Sie wußte nur zu gut, daß diese zwei Worte nur eine Phrase waren. Er war wohl sehr froh, hinauszukommen, er konnte wohl die Stunde gar nicht mehr abwarten, wo er das Kleinstadtleben mit der Großstadtherrlichkeit vertauschte, wo er das kleine, unbedeutende Mädchen —

Schwer neigte sie den blonden Kopf. Sie fühlte, daß es vorbei war mit ihrer Kraft und ihrer Beherrschung. Sie konnte auch nicht mehr in sein Gesicht sehen. Die Punkte in ihrem Schleier tanzten ihr vor den Augen, und es rann wie flüssiges Feuer ein Tropfen nach dem anderen über ihre Wangen.

„Lena!“ rief die Mutter, die schon in der offenen Haustür stand.

Sie riß ihre Finger los und lief den Eltern nach in das Haus hinein.

Der Vater drehte polternd den Schlüssel in der Tür herum, und sie sah den Scheidenden nur noch wie durch einen Nebelschleier mit gezogenem Hute hinter dem Glase stehen.

Wie im Fieber lief sie die Treppe hinauf. Im Wohnzimmer riß sie sich den Mantel von den Schultern, die roten Rosen aus dem Haar, und nur den Strauß, den er ihr beim Kotillon gebracht, behielt sie im Gürtel.

Als die Eltern eintraten, lag Lena auf dem Sofa und weinte.

Der Vater sagte nichts. Seine Hand glitt in tröstender Zärtlichkeit über den gesenkten Mädchenkopf, ehe er in sein Zimmer hinüberging. Die Mutter aber blieb vor der Tochter stehen; sie war ganz außer sich.

„Und nichts — gar nichts hat er gesagt? Auch beim Tanzen nicht, auch nicht unterwegs, als er so flüsterte? — Aber ich dachte es mir schon. So sind sie alle! Liebäugeln und flirten, als ob sie vor Sehnsucht nicht aus noch ein könnten, und nachher, wenn die großartigen Versetzungen kommen, wird die armselige Kleinstädterin einfach ausgelacht. — Aber hab' dich doch nicht so, Mädel! Bist ja selber schuld daran! Wer so stocksteif bleibt wie du, wer einem Manne so wenig entgegenkommt wie du, da ist's ja kein Wunder! Und was uns dieses Jahr gekostet hat! Deine Kleider, unsere Gesellschaften, das ganze Drum und Dran, was wir um diesen Menschen aufgeführt haben! Wie die Fürsten sind wir aufgetreten! Und alles umsonst! Na, Gott sei Dank war es heute das letzte Mal! Nun machen wir überhaupt nichts mehr mit, wenn du die Gelegenheit nicht auszunützen verstehst. Morgen früh fängt die Arbeit wieder an, da kommen die Gardinen 'runter — mein Gott, nicht einmal zum Großreinemachen ist man dieses Menschen wegen gekommen.“

Lena hatte längst den Kopf erhoben. „Ich glaube, Mama, es wäre besser gewesen, wir hätten nie mit Arbeiten aufgehört,“ sagte sie müde. „Ich habe das alles ja auch gar nicht gewollt. Ich hätte mich nicht geniert, mich so zu geben, wie ich bin, ich wäre auch mit einem einzigen Kleide das Jahr über zufrieden gewesen, und fand das von jeher kleinlich, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Das führt doch nie zum Guten! Darum wußte ich ja nie aus noch ein, weil ich mich nicht frei fühlte ihm gegenüber, nicht wahr

mit dem ganzen Humbug, den du durchaus für nötig hieltest. — Rege dich aber nicht auf, Mama, ich bin ja auch schon wieder ganz ruhig.“

Die Frau Gerichtsrat strich sich über das verärgerte Gesicht, als könne sie dadurch etwas fortwischen. „In der ganzen Stadt sind wir blamiert! Jeder hat eine Verlobung erwartet. Aber ich sage ja, du bist nur dumm gewesen, unglaublich dumm! Damals mit dem Provisor und der Grete von Leonhards war dieselbe Geschichte. Die war aber schlauer wie du, die hat ihn einfach vor allen Leuten kompromittiert beim Picknick. Hat sich küssen lassen — na, und am anderen Tag war sie verlobt. Aber du, du hättest dir ja das Leben genommen, wenn er dich angefaßt hätte.“

„Ich habe ihn wohl zu lieb gehabt, Mama! Und wenn man dann fühlt, er will nicht, er kann vielleicht nicht — ach, laß doch, du verstehst mich eben nicht! Und nun ist mein ganzes Herz voll Scham. Liebe will Wahrheit haben, wenn sie gedeihen soll. — Gute Nacht, Mama!“

Sie ging aus dem Zimmer, und die Mutter starrte ihrem Kinde nach, als sei das eine ganz Fremde, die da eben so seltsam zu ihr gesprochen hatte.

Als Lena im Bett lag, weinte sie nicht mehr. Mit weitgeöffneten Augen sah sie in die schwarze Nacht hinein, die zauberhelle Bilder des Glücks vor ihrer Seele auferstehen ließen. Frühlingsspaziergänge im Stadtpark mit Erich Hillbrich, Sommerstunden im Walde, Herbst- und Winterfreuden im Ballsaal, auf dem Eise und jenes süße Sichbegegnen in den Straßen — immer Glück bis zu dem heutigen Abschied im Märzenschnee. Und wenn sie sich auch nicht erklären konnte, warum der Mann ihrer Liebe trotz allen seinen warmen Worten, seinen Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten

sie nicht zur Frau haben wollte, ein dumpfes, quälendes Schuldbewußtsein sagte ihr doch: er konnte ja gar nicht, er kannte dich ja gar nicht, du hast ihm ja nie ein Stück von deinem Selbst gezeigt, hast großartig getan auf Befehl der Mutter, die ihn durchaus als Schwiegersohn haben wollte. Mit äußerem bunten Tand hatte sie ihre Jugend schmücken müssen, um ihm zu gefallen, nichts angefaßt im Hause, damit ihre Hände nicht auch in diesem Winter wie im vorigen rissig und rot würden, wie eine Prinzessin hatte sie getan, damit der junge Beamte Wohlgefallen an ihr fände.

Sie schämte sich — ja, sie schämte sich. O, es war gut, daß er morgen schon der Stadt ferne war, daß sie ihm nie, nie wieder begegnen konnte in den alten, winkligen Straßen, nie — nie wieder!

Als Lena endlich eingeschlafen war, krähten die Hähne im Hofe, kroch das erste graue Morgenlicht über die hohe zerbröckelte Steinmauer am Wall der kleinen Stadt.

— — — — — — — — — — — — —

Erich Hillbrich hatte vergessen, seinen Wecker zu stellen. Seine Wirtin aber wagte den so spät vom Ball heimgekehrten Mieter nicht in der Morgenruhe zu stören. „Er wird sich's wohl anders überlegt haben," dachte sie weise, „und fährt erst heute nachmittag mit dem Schnellzug nach Berlin."

Als er schlaftrunken aus seinen Kissen emporfuhr, schien die Sonne auf sein Bett. Über dem halbgeöffneten Deckel des bereits gepackten Reisekoffers lag der Frack, und über die Diele verstreut sieben bunte, glitzernde Kotillonorden vom gestrigen Feste. Draußen in dem Gärtlein lärmten die Spatzen, als sei über Nacht Frühling geworden, und nur die Weckeruhr war schnöde verstummt und zeigte mit unbeweglichem Zeiger die Nacht-

stunde, in der er von der blonden Lena Abschied genommen.

Mit einem Satz sprang er aus dem Bett.

„Frau Riebsch,“ schrie er aufgeregt durch die Türspalte, „mein Wecker ist stehen geblieben. Es ist doch noch nicht sieben, Frau Riebsch?“

„Nee — zehne,“ kam es ruhig zurück. „Ich dachte, der Herr Inspektor wollte erst ausschlafen und Abends fahren.“

„Sie haben gar nichts zu denken,“ brüllte im ersten, jähen Schrecken der liebevolle Mieter. „Zu wecken haben Sie mich!“

Und dann wurde er ganz still und stumm.

Draußen im Hof spielte ein Orgeldreher. Gerade dasselbe Lied spielte er, nach dem er gestern mit Lena getanzt hatte, das ihm so fest und so süß im Kopf saß, als hielte er sie noch im Arme, die heimlich Geliebte.

Und ihm fielen jäh die Blicke wieder ein, mit denen sie ihn in der letzten Minute verabschiedet hatte. War wirklich so tiefes Herzeleid darin gewesen? Er hätte doch gerne ein lachendes Bild von ihr mit hinaus in in das neue Leben genommen. Vielleicht war es gar nicht so schlimm, daß er den Zug verpaßt hatte, der ihn für immer aus der Stadt fortgeführt hätte. Morgen mittag mußte er sich erst auf der Oberpostdirektion in Berlin vorstellen. Das konnte er ja auch noch, wenn er am Abend den Schnellzug benützte. Natürlich konnte er das. Dann würde er noch ein letztes Mal im Sonnenschein die Straßen wandeln, die er heute nacht gegangen war, dann würde er Lena noch einmal sehen. —

Warum sie nur so vergnügungssüchtig war? Warum konnte sie nicht so ein kleines, besorgtes Hausmütterchen sein, die kochen, nähen, putzen, stricken und flicken konnte

— gerade so, wie er mit seinem Gehalt ein Frauchen brauchen könnte. Vielleicht wäre es schade gewesen um die feinen, weichen Hände, schade um die schönen Kleider, die ihr so wunderbar standen, aber es wäre doch ein gutes, großes Glück geworden, wenn er dann wohlbedacht hätte sagen können: Komm mit, sei mein treuer Kamerad in Freud und Leid, ich hab' dich ja so lieb, du kleines, süßes Mädchen!

Schade!

Wenn sie wenigstens Vermögen gehabt hätte! Aber mit seinem kleinen Beamtengehalt eine Frau nehmen, die nichts weiter verstand, als sich zu putzen und zu amüsieren! Laß lieber die Finger davon!

Er zog sich seinen Reiseanzug an, packte den Koffer fertig und ging sehr nachdenklich über den im Mittagssonnenschein schmelzenden Schnee denselben Weg, den er die Nacht gegangen war.

Sie wird überrascht sein, dachte er, wenn sie mich noch einmal sieht. Ihn freute dieser letzte, unerwartete Besuch. Das hatte er noch niemals vorher getan, so ohne Einladung, ganz form- und zwanglos. Die gute Frau Gerichtsrat wird gewiß noch nicht in Empfangstoilette sein, worauf sie sonst immer so ängstlich sieht, und Lena —

Die Fenster der Wohnung waren alle weit geöffnet, an mehreren fehlten sogar die Gardinen. Das begriff Erich nicht. Was war denn da oben los?

Als er die Treppe hinaufstieg, hörte er dumpfes Klopfen und Lärmen. Die Korridortür stand weit offen, niemand hörte ihn, niemand sah ihn, im Vorflur standen Stühle, Sessel, lagen Teppiche.

Im ersten Schrecken dachte Erich, Gerichtsrats zögen aus.

Er klopfte — es hörte niemand. Vom Hofe her

vernahm er jetzt die scheltende Stimme von Lenas Mutter, die anscheinend da ihr kleines Dienstmädchen über das Teppichklopfen belehrte.

Da kam ihm die Erkenntnis all dieser unerklärlichen Dinge — Großreinemachen war im Hause.

Im ersten Augenblick wollte er umkehren. Das war ihm von jeher gräßlich gewesen.

Er tat es aber nicht. Eine unerklärliche Neugierde zog ihn in den Korridor hinein, ließ ihn sich vorsichtig durch das wilde Chaos hindurchschlängeln, bis er ganz erschrocken vor der offenen Stubentür stehen blieb. Denn da war vor ihm eine Leiter, eine hohe, wackelige Stehleiter, und oben auf dieser Leiter thronte die blonde Lena, das schimmernde Haar mit einem kirschroten Tüchlein verdeckt, eine dunkelblaue, große Wirtschaftsschürze über dem Kleid, und pinselte den Staub aus den Stuckblumen der Decke.

Das erste, was Erich tat, war, daß er die wackelige Leiter festhielt.

„Um Gottes willen, Sie wollen wohl da herunterfallen, Fräulein Lena!“

Sie schrie nicht auf, und sie kam auch nicht herunter, als sie ihn sah. Sie drückte sich so fest gegen die Wand, daß ihr weißes Gesicht sich kaum von dem Kalk abhob.

„Kommen Sie doch herunter,“ bat er leise, „ich werde Ihnen entgegenkommen.“

Er sah ihre angstvollen Augen gar nicht. Nur die blaue Wirtschaftsschürze, nur das kirschrote Tüchlein über dem Haar, den Staubpinsel — und das ganze Großreinemachen.

Lena hatte die Finger vor das Gesicht gelegt, als sie den ersten Schritt die Leiter hinunter wagte. Sie wußte nicht warum, aber sie mußte die Tränen in ihren Augen vor ihm verbergen. Sie dachte gar nicht

an ihren eigenartigen Anzug, es war eine so riesengroße Seligkeit in ihr, ihn noch einmal zu sehen, daß sie gar nicht wußte, wohin damit. Träumte sie? Hatten ihre Gedanken ihn nicht heute früh aus der Stadt abfahren sehen — immer weiter fort von ihrem Glück und ihrer Sehnsucht?

Ja, sie träumte wohl. Darum vergaß sie auch das Großreinemachen und ihr Aussehen.

Jetzt kam die zweite Stufe, jetzt die dritte, und dann brauchte sie überhaupt nicht weiterzugehen. Sie wurde festgehalten, getragen und mit starken Armen auf den Boden gesetzt.

Warum aber ließen diese starken Arme sie auch jetzt noch nicht los? Warum drückten sie sie so sehr?

„Lena!“

Die Frau Gerichtsrat hatte es beinahe entsetzt gerufen. Sie stand mit aufgerafftem Kleiderrock in der Tür und sah zwischen ihrem herumstehenden Hausgerät zwei, die sich küßten, zwei, die sich so küßten, als ob sie draußen im erwachenden Frühling ständen, der weiter nichts mitbringen will als Blüten, Poesie und Sonne. Und das mitten im Großreinemachen!

Die Frau Gerichtsrat war fassungslos.







Maiwürmer.

Von E. E. Weber.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine eigenartige Sippe aus dem vielgestaltigen Reich der Käfer ist die Familie der Blasenkäfer. Sie führt diesen Namen davon, daß der Körper einer Anzahl ihrer Mitglieder einen scharfen, reizenden Stoff, das Kantharidin, enthält, das, auf die Haut gebracht, Blasen zieht. Am bekanntesten von ihnen ist die Spanische Fliege, nicht, wie der Name vermuten läßt, eine Fliege, sondern ein grünglänzender Käfer, der im Frühjahr bei uns auf Fliederbüschen ziemlich häufig angetroffen wird. Er liefert das vielgebrauchte Zugpflaster. Weniger bekannt, aber durch ihre Lebensweise um so interessanter ist die ebenfalls zu den Blasenkäfern gehörige Gattung der Maiwürmer, die gegen siebzig Arten umfaßt und in Europa und an der Westküste Amerikas heimisch ist.

Schon im April, häufiger aber noch im Mai, findet man bei uns an Wiesenrainen, in den Gärten und auf den Grasstreifen zur Seite der Landwege schwarze bis bläulichschwarze, recht bewegliche Käfer von etwa 2½ Zentimeter Länge, die dadurch auffallen, daß ihre Flügeldecken außerordentlich verkürzt sind. Sie breiten sich, auseinanderklaffend, nur über die Rückenseite des Brustkorbes aus und lassen den großen, sackähnlichen Hinterleib gänzlich unbedeckt. Das sind die weiblichen Maiwürmer oder, wie sie auch genannt werden, die

„Ölmütter“. Ergreift man einen dieser Käfer, der seinen dreieckigen Kopf mit den nierenförmigen Augen und den perlschnurartigen Fühlern lebhaft hin und her bewegt, dagegen die kräftigen Beine schnell einzieht, so bemerkt man alsbald an den Fingern eine gelbe, ölige Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit ist das scharfriechende, ätzende Kantharidin, das der Käfer zum Schutz gegen seine Feinde aus den Kniegelenken austreten läßt. Eine nähere Betrachtung zeigt dann noch, daß der Käfer unter den Flügeldecken keine Hautflügel besitzt.

Etwas später als der weibliche Käfer erscheint der männliche, der dem Weibchen im ganzen gleicht, sich von ihm aber doch dadurch unterscheidet, daß er etwas kleiner ist, und daß die Flügeldecken bis über den Hinterleib reichen.

Weibchen wie Männchen sind ziemlich gefräßig. Des Morgens und Abends ziehen sie auf die Weide aus, wobei sie sich als Futterpflanzen besonders junge Gräser, Ranunkeln, Löwenzahn, Veilchen und Anemonen auswählen. Sie umklammern die Pflanzen mit den Beinen, ziehen den Halm oder das Blatt mit einem der Vorderbeine an sich heran und zernagen es nun gierig mit den kräftigen Kiefern. Von Zeit zu Zeit lassen sie eine kleine Ruhepause eintreten, putzen sich die Kauwerkzeuge und fahren dann wiederum mit dem Fressen fort. In der heißen Tageszeit suchen sie einen schattigen Schlupfwinkel unter einer Staude oder einem Grasbüschel auf.

Schon wenige Tage nach dem Erscheinen des Männchens findet die Paarung statt. Gleich darauf stirbt das Männchen. Für das Weibchen aber beginnt nun die wichtige Aufgabe der Mutterschaft. Es legt nicht weniger als gegen tausend Eier. Wenn die Zeit der Eiablage gekommen ist, wählt es sich ein geeignetes

Plätzchen unter einem Löwenzahn oder einem Ehrenpreis aus, um dort die Wiege für seine Nachkommenschaft herzurichten. Zunächst beginnt es mit den Vorderbeinen ein etwa drei Zentimeter tiefes Loch zu graben, während es zugleich mit den Hinterbeinen die herausgeschaffte Erde beiseite schiebt. Hin und wieder dreht es sich auch, wodurch das Loch abgerundet wird. Ist das



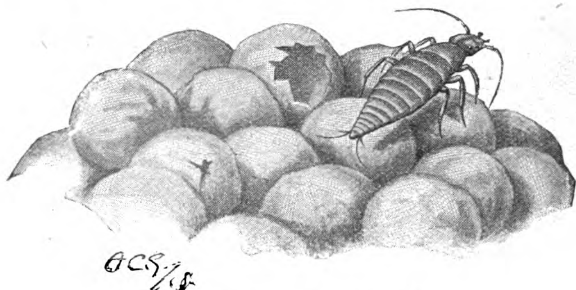
Eine Ölmutter.

Loch genügend tief ausgehöhlt, so steckt es nun in dasselbe den Hinterleib hinein. Sowie es eine Anzahl Eier abgelegt hat, scharrt es auf sie mit den Vorderbeinen eine Schicht Erde. In dieser Weise fährt es so lange fort, bis das Loch ziemlich gefüllt ist. Schließlich wird dieses oben nochmals mit einer Erdlage bedeckt, die, um es möglichst unauffällig zu machen, geglättet und festgedrückt wird. An anderen Stellen wird darauf das

Geschäft der Eiablage noch mehrere Male in derselben Weise wiederholt.

Damit hat nun auch das Weibchen seinen Lebenszweck vollendet. Es verkriecht sich und stirbt.

Nach vier bis sechs Wochen schlüpfen die Larven aus den Eiern heraus und klettern an einer der Pflanzen empor, die ihres Honigs wegen von Bienen und Hummeln besucht werden. Man sieht hier die kleinen schwarzen Tierchen zu Hunderten in Haufen beieinander sitzen. Auf dieser Entwicklungsstufe haben die



Die Larve verläßt das Ei.

Larven einen langgestreckten, mit Chitin überzogenen Körper. Der Kopf trägt über einem jeden der beiden Augen einen dreigliederigen Fühler, der in eine lange Borste ausläuft, während am Hinterleib vier Borsten sitzen. Die sechs gespreizten Beine sind mit drei Klauen versehen, weshalb man auch diese Larvenform als Triangulinen bezeichnet.

Alle die auf einer Dotterblume, einem Bienensaug oder einer Zinnie beisammen hockenden Tierchen werden von einem gemeinsamen Verlangen erfüllt. Sie erwarten die Ankunft einer Hummel oder einer Biene. Sobald sich eines dieser honigsammelnden Insekten auf

den Blüten der Pflanze niederläßt, stürzen die Triangulinen auf dasselbe zu und klammern sich an seinen



Eine Hummel besucht eine Zinnie, auf der eine Maiwurmlarve sitzt.

Haaren fest. Ist ihnen dies gelungen, so ist für ihr weiteres Fortkommen gesorgt.

Die Hummel oder Biene, die nach einiger Zeit nach ihrem Bau mit dem eingesammelten Honig fortfliegt,

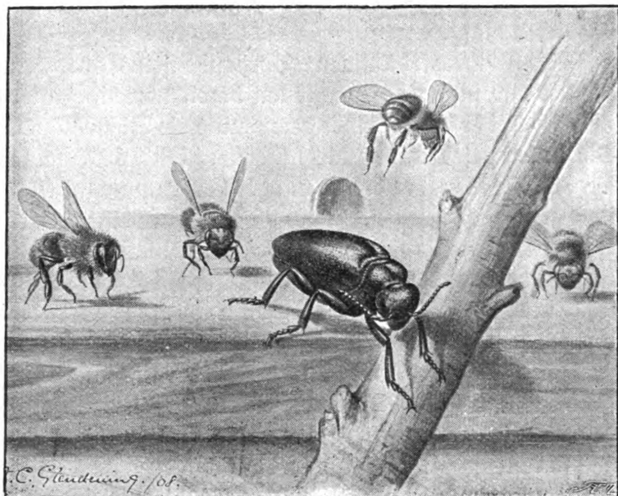
trägt auch die auf ihr sitzenden Triangulinen heim. In dem Stock spielt sich nun folgender Vorgang ab. In dem Augenblick, in dem die Hummel oder Biene für ihr in der Zelle befindliches Ei den Honig niederlegt, verläßt die Larve ihre bisherige Trägerin und kriecht in die Zelle. Mag nun diese auch später geschlossen werden, so ist der Eindringling doch bestens



Eine Hummel vor einer Zelle mit einer Maiwurmlarve.

hinsichtlich der Ernährung versorgt. Zunächst verzehrt die Larve nämlich das Hummel- oder Bienenei. Hat sie sich an diesem gesättigt, so geht sie ihre erste Verwandlung ein. Sie nimmt durch diese eine wurmförmige Gestalt an, durch die sie ungefähr im verkleinerten Maßstab dem Engerling gleicht. Wie dieser ist sie weichhäutig. Der Leib setzt sich aus zwölf Ringen zusammen, von denen die acht hintersten Luftlöcher aufweisen. Die kurzen Kinnbacken tragen je einen Zahn, und die kleinen Beine sind einklauig.

Nach dieser Verwandlung ernährt sich die Larve von dem in der Zelle aufgestapelten Honigvorrat, der ihr so vortrefflich bekommt, daß sie bald ihre volle Größe erreicht. Keineswegs aber schreitet nunmehr die ausgewachsene Larve zur Verpuppung. Bis zu dieser Entwicklung macht sie vielmehr in der Zelle erst noch zwei Verwandlungen durch. Die erste derselben



Angriff von Bienen auf ein Maiwurmmännchen.

vollzieht sich so, daß sich ihre Haut, ohne aufzureißen, abhebt, und nun unter dieser sich der Körper zur Scheinpuppe oder Pseudochrysalide umgestaltet. Der hornige Bauch ist jetzt plattgedrückt, das Kopfende deutet in gewissen Hervorwölbungen die zukünftigen Kopfteile an, und die Beine werden durch warzige Erhabenheiten vertreten. Von jetzt an nimmt die Larve keine Nahrung mehr zu sich.

Nach einiger Zeit kommt es zur letzten Verwandlung. Die Hornhaut hebt sich ab, es erscheint abermals eine weichhäutige, wurmähnliche Larve, die sich nun endlich zur wahren Puppe umformt. In dieser Gestalt zeigt sie im wesentlichen den Bau des fertigen Käfers. Im nächsten Frühjahr ist das Insekt völlig ausgebildet, so daß es nun auskriecht und den Hummel- oder Bienenstock, der ihm bisher eine so behagliche Heimstätte gewährte, verläßt.

Wegen ihres häufigen Vorhandenseins an den Bienen und in den Bienenstöcken bezeichnen die Imker die Larven der Maiwürmer gewöhnlich als Bienenläuse. Wir haben gesehen, daß diese sogenannten Bienenläuse den erwachsenen Trachtbienen oder den Hummeln selbst nicht gefährlich werden. Doch gibt es von dieser Regel eine Ausnahme. Die Larven des grünbläulichen Maiwurms, der den Namen bunter Ölkäfer führt, verzehren nicht nur die Bieneneier, sondern greifen auch die Bienen selbst an. Sie bohren sich nämlich zwischen die Bauchringe ein, wodurch die Bienen in Zuckungen verfallen und schließlich verenden.

Die Bienen kennen übrigens die Gefahr, die ihrer Nachkommenschaft und unter Umständen ihnen selbst von den Maiwürmern droht. Im Frühjahr kann man verschiedentlich Bienen beobachten, die ergrimmt über den Käfer herfallen und ihm mit den Stacheln Stiche zu versetzen suchen. Seine einzige Rettung besteht dann in schleunigster Flucht und dem Aufsuchen eines sicheren Schlupfwinkels.





Mannigfaltiges.



Eine Geschichte aus dem Himmel. — Vor dem Himmelstor stand scheu und zaghaft eine arme Seele und wagte nicht recht, den Klopfer zu rühren. Petrus hatte ihr schon eine ganze Weile zugeschaut, da er aber durch die vielen Bitten, die er den Menschenkindern an dem heutigen Tage alle hatte erfüllen sollen, sich abgespannt fühlte, war er verdrießlich und schlecht gelaunt und fuhr die Seele ziemlich barsch an.

„Vorwärts doch," rief er, „komm doch endlich näher und sage, was du willst!"

„In den Himmel möchte ich," sprach die Seele zaghaft.

„Da könnte jeder kommen," brummte der himmlische Pförtner. „Zuerst muß ich da im Hauptbuch nachsehen und mich über deine Aufführung auf Erden unterrichten. — Na, die ist ja ziemlich gut," sagte er nach dem Lesen milder als bisher, „und da du in den letzten Stunden deines Erdenwallens, über die hier im Buche noch nichts eingetragen ist, wohl schwerlich etwas gesündigt haben wirst, so magst du meinetwegen in den Himmel eingehen."

Er öffnete die Himmelspforte.

Die arme Seele jedoch, anstatt rasch hindurchzuschlüpfen, brach in herzbrechendes Schluchzen aus.

„Was ist denn nur los?" brummte Petrus verdrießlich. „Hör auf mit deinem Geheu', du Unglückswurm," sagte er dann, „erzähle mir lieber, warum du eigentlich flennst und weshalb du nicht hereinkommst!"

„Ich möchte ja so gerne, aber ich werde ja doch wieder hinausgewiesen, denn in meiner Sterbestunde — da habe ich, da habe ich —"

„Na, was hast du denn da?" drängte Petrus ungeduldig.

„Da habe ich — gelogen,“ hauchte die Seele.

„Hat man schon so etwas erlebt! Sich die beste Führungsliste noch zu guter Letzt zu verderben!“

In diesem Augenblick trat der Erzengel Gabriel zu Petrus heran. „Na, höre,“ sagte er, „mit dem Lügen ist es so eine Sache, und du weißt — das kommt in den besten Familien vor.“

„Na ja,“ murmelte Petrus. — „Also,“ wendete er sich an die arme Seele, „erzähle einmal, wie und warum du noch zu guter Letzt gelogen hast.“

„Ach, das ist eine lange Geschichte,“ sagte die Seele traurig, „und hält am Ende die Herrschaften zu lange auf.“

„Nur zu,“ ermunterte der Erzengel Gabriel freundlich, „wir können dann doch sehen, ob sich in der Sache vielleicht etwas tun läßt.“

„Ich war kaum erwachsen,“ begann die arme Seele, „als mein Vater starb und uns mittellos und nur auf die kleine Witwenpension der Mutter angewiesen, zurückließ. Davon sollten wir nun leben, und die Erziehung der jüngeren Geschwister mußte auch noch bestritten werden. Da gab es denn bald Sorgen an allen Ecken und Enden. — In dieser traurigen Zeit stand uns der Freund und Arzt des Vaters treulich zur Seite, und als er eines Tages mit herzlichen Worten bei der Mutter um mich warb, und diese zum ersten Male seit langem einen frohen Schimmer in den Augen hatte — da fehlte mir der Mut, ‚nein‘ zu sagen. Ich nahm mein zuckendes Herz, das einem anderen sich zugeneigt hatte, fest in beide Hände und wurde des Mannes Weib, den ich nicht liebte, den ich aber achtete und hochschätzte. Bald darauf starb die Mutter mit Segensworten auf den Lippen für mich und meinen Gatten, der durch seine großherzige Sorge um die Zukunft der Geschwister ihr das Ende leicht gemacht hat.“

„Weißt du, liebe Seele,“ sagte Petrus, „besonders merkwürdig ist deine Geschichte gerade nicht, aber trotzdem —“

„Nun, und wie vergaltest du nun das alles deinem Gatten?“ fragte der Erzengel Gabriel.

Die Seele sah ihn traurig an. „Zum Dank für seine Güte

und Großmut und für seine zarte Liebe zu mir dachte ich noch immer mit wehem Herzen an den anderen und hatte für meinen Gatten nur Freundschaft und Wertschätzung. Ich sah wohl, wie er fort und fort auf das Erwachen meiner Liebe hoffte, doch schwieg er und fragte nie. — Als ich nun auf meinem Sterbebett lag, faßte mich die Reue, all seine große Liebe so schlecht vergolten zu haben, und als er mich in seiner Verzweiflung und in seinem Schmerz um ein letztes liebes Wort anflehte, da fehlte mir der Mut zur Wahrheit. Und da sagte ich auf sein heißes, angstvolles Fragen, ich hätte ihn lieb, hätte ihn wirklich tief und innig geliebt. So habe ich in meiner Sterbestunde gelogen."

Petrus und Gabriel sahen sich ratlos an. „Weißt du," begann Gabriel, „du bist zwar ein recht guter Pförtner, und ich selbst weiß mit meinem feurigen Schwert tadellos umzugehen, von der höheren Psychologie indessen haben wir beide doch nur einen blassen Schimmer. Es wird wohl am besten sein, wir tragen den Fall unserem Herrn zur Entscheidung vor."

So gingen denn die beiden zum Herrn. Gabriel hatte vorsorglicherweise das Himmelsstrafgesetzbuch mitgenommen und las nun vor, daß Lügen unter allen Umständen verwerflich sei.

Da nahm ihm der Herr das Buch still aus der Hand und winkte den beiden, ihm ans Himmelsfenster zu folgen. Da sahen sie hinab auf die Erde in ein Gemach, in dem ein Mann vor dem Schreibtische saß und mit stillen, ernsten Augen ein Bild, das vor ihm stand, betrachtete. Er ließ sich darin auch durch den Eintritt seines Freundes nicht stören und hörte nur mit halbem Ohr auf die Worte des Trostes, die der Besucher ihm sagte.

„Nur den Kopf oben behalten, mein lieber, armer Freund," schloß dieser mitleidig seine Trostrede.

„Ich bin nicht arm," begann der andere, „wollte ich dies zugeben, es wäre undankbar gegen das Schicksal, das mir das hohe Glück ihres Besitzes für ein ganzes köstliches, reiches Jahr schenkte. Zwar hat ihr Tod mir viel genommen, und doch hat er mich unendlich reich gemacht, denn erst im Tode streifte ihre

zarte, scheue Seele den Schleier ab und zeigte mir ihre Liebe. Als mein Weib da zum ersten Male von selbst die Arme um mich schlang, mich küßte und mir sagte, daß es mich liebe, empfand ich ein so hohes, reines Glück, wie es vielleicht nur wenigen Menschen beschieden ist. Die Erinnerung an dieses köstliche Gut, das ich besessen, macht mich reich und gibt mir den Mut, das Leben weiter zu ertragen."

Der Herr machte still das Fenster zu und wandte sich dann mit leisem Lächeln zu Petrus: „Lügen, mein lieber Petrus, ist freilich immer ein sündhaft' Ding, aber gehe nur hin und hole die arme Seele herein. Sie mag zu meinen Füßen sitzen." E. B.

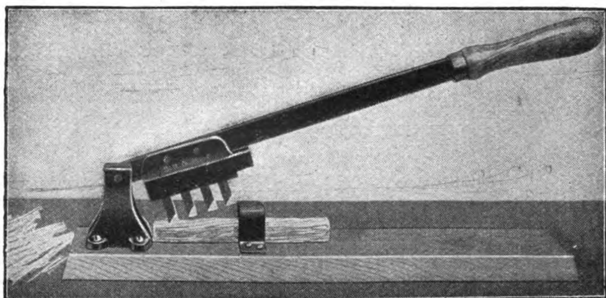
Neue Erfindungen. I. Stegmanns Brat- und Backapparat „Vulkan". — Viele Hausfrauen kennen wohl die Vorteile der altbewährten Kochkiste. Was jedoch die moderne Technik auf diesem Gebiete Neues und hervorragend Praktisches schuf, ist noch nicht allgemein bekannt geworden. Während man in der Kochkiste genügend lange vorgekochte Speisen fertig kochen und auch einige Zeit warm halten kann, zeigen neuere Apparate, wie der Brat- und Backapparat „Vulkan" der Firma Heinr. Stegmann in Nürnberg, Fenitzerplatz 4, außerordentliche Eigenschaften. Die Speisen brauchen nur bis zum Sieden gebracht zu werden, weil in



Stegmanns Brat- und Backapparat „Vulkan".

einer Heizplatte Wärme aufgespeichert wird, die das Fertigkochen im Apparat bewirkt. Die Wärmehaltung ist vollkommener als bisher, da vorzügliche Isoliermittel verwendet werden, und die Innentemperatur kann so gesteigert werden, daß man Fleisch braten und Kuchen backen kann. Der Apparat bleibt stets gleich wirksam, und es findet kein Versengen oder Feuchtwerden des Isolierstoffes statt, da eine innere und äußere Metallverkleidung gleichzeitig die Sauberkeit und Haltbarkeit erhöht. Das Braten von Fleisch und Backen von Kuchen geschieht zwischen erhitzten Platten in etwas angewärmten Gefäßen; besonders praktisch hierfür ist die „Vulkan"-Glockenform mit Gradführung, da sich die Gefäße sowie die Heizplatten rasch ein- und ausbringen lassen.

II. Der Holzspanspalter „Alligator". — Ein unentbehrliches Küchengerät wird in kürzester Zeit der Holz-



Der Holzspanspalter „Alligator".

spanspalter „Alligator" sein, denn er ermöglicht es, das Kleinholz zum Feueranzünden in feinste Spänchen zu spalten, so daß das lästige, umständliche und mühsame Zerschneiden mit dem Messer vollständig fortfällt. Die praktische Vorrichtung verhindert somit Verbrennungen, Explosionen, Unglücksfälle u. s. w., da das Dienstmädchen nicht mehr nötig hat zur Petroleumkanne zu greifen, um dem schwachen Feuer nachzuhelfen. —

Weshalb mißlingt es eigentlich so oft, Feuer im Ofen zu erhalten? Die Antwort ist sehr einfach: es fehlt gewöhnlich an

den nötigen kleinen Spänen, denn das Schneiden und Schnitzen derselben ist eine anstrengende Arbeit, eine unbequeme Zugabe im Haushalte, welche jede weitsichtige Hausfrau vermeiden kann. Sie kaufe einen „Alligator“ und hat dann einen stets dienstbereiten Gehilfen, denn man schneidet damit in einer halben Minute so viel kleine Späne, daß ein Mißerfolg beim Feuermachen ausgeschlossen ist. Sein Preis ist sehr mäßig; das Gerät ist in jedem besseren Haus- und Küchengerätmagazin zu haben, auch direkt zu beziehen durch die Firma Ernst Petzsche in Dresden-Blasewitz.

Der Guillotine entgangen. — Eine der merkwürdigsten Errettungen erlebte im Jahre 1793 ein französischer Edelmann, Graf v. Trémont, den das Revolutionstribunal zum Tode verurteilt hatte. Die Hinrichtung sollte mitten im strengsten Winter stattfinden, und die armen Opfer, die da standen und warteten, bis sie an die Reihe kamen, litten entsetzlich unter der unbarmherzigen Kälte.

So auch Trémont. Er hatte lange gestanden, denn es waren an dem Tage zahlreiche Köpfe gefallen, und seine Beine waren vor Frost ganz steif geworden. Nicht minder die Arme, die man ihm gefesselt hatte. Und jetzt trat gar in dem Mordgeschäfte eine längere Unterbrechung ein, denn an der Guillotine war plötzlich etwas schadhaft geworden, so daß sie den Dienst versagte. Der Henker mit seinen Gehilfen mußte sie erst an Ort und Stelle ausbessern.

Trémont merkte, daß seine Beine schließlich den Dienst versagten, und um nicht geradezu umzufallen, lehnte er sich gegen den Soldaten, der sich hinter ihm befand, denn eine Soldatenkette schloß die zur Hinrichtung Bestimmten gegen die neugierige Zuschauermenge ab. Ob er damit nun gerade an einen mitleidigen Menschen gekommen war oder an einen schlaffen, dem das Gewicht des sich auf ihn Stützenden unbequem wurde, wer kann es sagen? Tatsache ist, daß der Mann einen Schritt zur Seite trat, und der Graf so, ehe er es selbst recht gewahr wurde, in die vorderste Reihe der Zuschauer geriet.

Nun aber war über der Instandsetzung der Guillotine ein gutes Stück Zeit verflossen, und der kurze Wintertag ging bereits

in die Abenddämmerung über. Die Leute waren wohl auch selbst wie er von der Kälte benommen, dazu ließ das ungewisse Zwielicht des hereinbrechenden Abends sie nicht mehr alles klar unterscheiden — kurz, es behelligte ihn niemand, als er sich vorsichtig und unauffällig ein wenig nach hinten drängte. Dann auf einmal sah er, daß sich niemand weiter hinter ihm befand, sondern nur der weite, dämmerige Tuileriengarten ihn umgab.

Da ging er mit immer eiliger werdenden Schritten davon, bis er in einen Graben stürzte, der zu jener Zeit die Tuilerien einschloß. In diesem Graben blieb er liegen. Er konnte, als er einmal wagte, den Kopf zu erheben und die Hinrichtungsstätte zu überblicken, genau sehen, wie die übriggebliebenen Todeskandidaten in ihr Gefängnis zurückgeführt wurden. Daß einer davon fehlte, wurde niemand gewahr, denn die Mühe, die Menge der abgeschlagenen Köpfe zu zählen und nach der Anzahl der diesmal Verschonten zu fragen, nahm man sich nicht.

Vorläufig also sah sich der im Graben Versteckte gerettet. Wenn nur nicht die gebundenen Hände ihm noch zum Verderben gereichten!

Allein die Not macht erfinderisch. Sobald die Stätte der Schrecken leer und still geworden war, kroch er aus dem Graben hervor und schlich im Schatten der Mauern bis nach den Markthallen, die zu jener Zeit eine Menge niederer Schanklokale für die Arbeiter und Händler enthielten. In eines derselben trat er keck hinein und sagte lachend zu einigen Zechbrüdern: „Nun denkt euch doch bloß, was für einen Streich mir da meine Kumpane gespielt haben! Ich hatte ein gut Teil über den Durst getrunken — 's ist wahr; das hat sich die Bande zu nutze gemacht und hat mir die Hände gebunden!"

Die ganze Erscheinung des Mannes schien seine Angabe zu bestätigen. Sein unbedeckter Kopf mit dem wirren Haar und den geröteten Augen, seine schmutzbedeckte Kleidung, seine gänzlich ungepflegte Persönlichkeit machten es glaubhaft, daß er einer von den Arbeitsgenossen der Männer sein mochte, die er da so dreist anredete. Die Arbeiter nahmen ihn auf als

einen ihresgleichen, schnitten die Bande entzwei, die seine Hände fesselten, und ließen ihm sogar ein Butterbrot vorsetzen. Es gelang ihm dann auch, aus Frankreich zu entkommen. C. D.

Die Rache des Quäkers. — Eine Amerikanerin, die Gattin eines New Yorker Millionärs, war soeben von einer europäischen Reise zurückgekehrt und befand sich im Bade Newport. Eines Abends saß sie am Teetisch mit einem Herrn zusammen, vor welchem sie die große Dame zu spielen gedachte. Es war ein Quäker aus Pennsylvanien, ein Mann von guter Bildung, aber einfach in seinen Formen. Der Butterteller stand vor ihm, und da kein Buttermesser darauf lag, so gebrauchte er sein eigenes, übrigens noch nicht benütztes Tischmesser, um von der Butter zu nehmen.

Augenblicklich rief die Dame: „Kellner, nehmen Sie die Butter fort, jener Herr hat sein Messer hineingesteckt."

Bald darauf nahm sie mit den Fingern einen der kleinen Kuchen, die auf dem Teller vor ihr standen. Augenblicklich sagte der Herr: „Kellner, nehmen Sie die Kuchen fort, die Dame hat ihre Finger dazwischen gehabt."

Die Dame biß sich auf die Lippen und schwor ihm innerlich Rache. Tags darauf erschien sie beim Mittagessen in reicher Staatstoilette, und zwar in einem weit ausgeschnittenen Kleide. Der Zufall fügte es, daß sie wieder in die Nähe desselben Herrn zu sitzen kam.

Eine Schale mit frischen Feigen stand vor ihr. Sie bot dem Herrn eine derselben auf einem Teller an und sagte mit der lieblichsten Miene, aber in bedeutungsvollem Tone: „Eine Feige für Sie, mein Herr," was ungefähr so viel bedeutet, als wenn man jemand mit den Fingern ein Schnippchen schlägt.

Er nahm die Frucht mit tiefer Verbeugung, ergriff dann eines der grünen Blätter, womit die Schüssel garniert war, und bot es ihr mit den Worten an: „Ein Feigenblatt für Sie, Madame."

Die Amerikanerin verließ darauf mit tiefgerötetem Gesicht die Tafel und mied von da ab die Nähe jenes gefährlichen Menschen. M. R.

Die Krone von England. — Die Krone, welche der König von England bei der Eröffnung des Parlaments trägt, besteht aus silbernen, mit kostbaren Steinen besetzten Reifen, deren Hauptteil das Malteserkreuz in Diamanten trägt. Im Mittelpunkt über diesem Hauptteil befindet sich ein zweites Malteserkreuz, in dessen Mitte man den ungeschliffenen Rubin sieht, der einst das Barett des „schwarzen Prinzen" schmückte. Der untere Reif ist mit Brillanten ausgelegt und mit Lilien und Malteserkreuzen in Diamanten behängt. Die Krone trägt außerdem noch viele kostbare Steine, Smaragde, Rubine, Saphire und Bukett von Perlen, die auch einen hohen Wert haben. Der Gesamtwert aller Teile der Krone wird folgendermaßen angegeben: Die 20 Diamanten des die Schläfe deckenden Reifes werden auf 600,000 Mark geschätzt, die zwei ersten Diamanten im Mittelpunkt auf 80,000 Mark, die 54 kleinen Diamanten an den Seiten sind 20,000 Mark wert, die vier je aus 25 Diamanten zusammengesetzten Kreuze 250,000 Mark, die vier großen Diamanten, welche die Kreuze endigen, 800,000 Mark, die 12 Diamanten in den Lilien 200,000 Mark, die 18 kleineren Diamanten zur ferneren Ausschmückung dieser Blumen 40,000 Mark, die anderen Diamanten zur Ausschmückung dieser Blumen ebenfalls 40,000 Mark, die übrigen Diamanten, Perlen und sonstigen Edelsteine 250,000 Mark, was eine Gesamtsumme von 2¼ Millionen Mark gibt. Die Krone von England ward für Georg III. angefertigt und wog damals sieben Pfund; neuerdings hat sie eine Umarbeitung erfahren und wiegt jetzt nur noch fünf Pfund. H. Th.

Eine kleine Schlangenfreundin. — In einem unserer Volksmärchen wird erzählt, wie ein kleines Mädchen eine gekrönte Schlange findet, die es dann mit seiner Milch füttert und Nachts mit sich in sein Bettchen nimmt. Nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen läuft bei dieser Erzählung und der Vorstellung der innigen Berührung mit einer Schlange ein kalter Schauer über den Körper. Aber es ist alles Gewohnheitssache, und bei richtigem Vorgehen läßt sich auch der Abscheu, der sonst allgemein gegen die Schlangen empfunden wird, überwinden.

Ein lebender Beweis hierfür ist die kleine Gladys Ditmars, das vier Jahre alte Töchterchen von Raymund L. Ditmars, dem Vorsteher des Reptilhauses im Zoologischen Garten von New York. Das Kind zieht ihre Schlangen allen gewöhnlichen Kinderspielen vor und wiegt sie so zärtlich in den Schlaf ein,



Gladys spielt mit ihrer Lieblingsschlange.

als wären es junge Kätzchen. Zwar gefallen ihr alle Schlangen, aber ihr besonderer Liebling ist ein reichlich 3 Meter langes Exemplar, das sie wegen seiner dunkelblauen Färbung Indigo nennt. Stundenlang kann die kleine Gladys mit Indigo sitzen und spielen, während sie von dem eigenartigen Spielkameraden umschlungen ist. Auch singt sie ihren Liebling,

wenn sie ihn in einen Kinderwagen gelegt hat, fürsorglich in den Schlaf ein. Für das Grauen der Besucher vor der Schlange hat sie nur ein verschmitztes, neckisches Lächeln übrig. Eine Gefahr kann ihr allerdings durch Indigo, die sich seit fünfzehn Jahren im Besitz Ditmars' befindet, nicht erstehen. Denn selbstverständlich gehört das Tier nicht zu den Giftschlangen. Aber auch vor einer Zusammenschnürung und bedrohlichen Umwindung ist das Kind geschützt, da sie von ihrem Vater gelernt hat, wie sie das sie umschlingende Reptil von sich abzuwickeln hat. Nach der Anleitung ihres Vaters faßt sie, wenn es die Schlange mit ihrem Druck zu innig meint, diese am Schwanzende an und wickelt sie nun nach dem Kopf zu allmählich von sich ab.

Erklärlich wird die seltsame Vorliebe dadurch, daß die kleine Amerikanerin von ihrem Vater schon, als sie kaum laufen konnte, an den Umgang mit Schlangen gewöhnt worden ist, und daß sie durch dessen Beschäftigung mit diesen Tieren nie vor ihnen Furcht gehabt hat. Der Fall beweist übrigens, wie die allgemeine Angst vor Mäusen, Ratten, Kröten und ähnlichem Getier in der Hauptsache nur eine Folge der Erziehung und keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, angeboren ist. Th. S.

Ein diplomatischer Kellner. — Der „große alte Mann" der Engländer, Gladstone, war in seinen letzten Lebensjahren außerordentlich empfindlich gegen den leisesten Schein eines Zweifels an seiner Unfehlbarkeit. An der Tafel eines großen Pariser Hotels saß er einmal neben einer Dame, Lady Currie, die das folgende Erlebnis mit ihm hatte und später öffentlich zum besten gab.

Gladstone nahm während einer Pause zwischen den Gängen die Speisekarte vor und las sie aufmerksam durch. Dann wendete er sich an Lord Granville, der zur anderen Seite der Erzählerin saß, und äußerte mit lauter Stimme, denn der Lord war sehr schwerhörig: „Dies Menü ist nicht von einem französischen, sondern von einem italienischen Koch geschrieben worden." Jeder in seiner Nähe hatte die Bemerkung gehört, jeder nahm die Speisekarte vor und prüfte sie ebenso aufmerksam wie Gladstone selbst. Vielleicht fiel es niemandem ein, die Sache

selbst, die ja durchaus unwichtig war, in Zweifel zu ziehen; es wollte eben nur jeder sehen, was den alten Herrn zu dieser Auffassung bewogen habe. Er aber nahm schon dies Nachforschen sehr übel und geriet in Erregung, als Lord Granville sich an den hinter seinem Stuhl stehenden Kellner mit der Frage wandte: „Ist der hiesige Küchenchef ein Italiener?“

„Ein Italiener? O nein, der Küchenchef ist ein geborener Franzose,“ versicherte der Kellner arglos, wie es der Wahrheit entsprach.

Diese unerwartete Antwort ärgerte Gladstone über die Maßen, und er war nicht imstande, sich zu beherrschen. Seine Augen, sein ganzes Antlitz verrieten, wie tief er sich gekränkt fühlte. Sich vor so vielen Leuten um seinen Unfehlbarkeitsnimbus gebracht zu sehen, war mehr, als er ertragen konnte. Am liebsten wäre er aus übergroßem Verdruß aufgestanden und hätte die Tafel verlassen.

In dem Kellnerfrack aber steckte ein geborener Diplomat. Kaum hatte der Mann die Wirkung seiner Worte wahrgenommen, als er auch den Beschluß faßte, den Schaden nach Kräften gutzumachen.

Er entfernte sich auf kurze Zeit und kehrte dann zu Lord Granville zurück. Mit halblauter Stimme, aber so scharfer Aussprache, daß sämtliche Zeugen seiner vorherigen Erklärung, vor allem Gladstone selbst, es vernehmen mußten, sagte er: „Mylord, ich habe mich genauer unterrichtet: der Küchenchef ist allerdings ein Franzose, die Speisekarte aber hat auf seine Bitte der italienische Pastetenbäcker geschrieben.“

An dieser Mitteilung war nun zwar kein wahres Wort, denn der Kellner hatte alles frei erfunden, um den „grand old man“ zu versöhnen, seinen Zweck aber erreichte er vollkommen. Als jedermann in Gladstones Umgebung mit bewundernder Miene ausrief: „Nein, wie merkwürdig!“ — „Woher konnte Gladstone das nur wissen?“ — „Was brachte ihn zu der Annahme?“ — da vollzog sich auf den ausdrucksvollen Zügen des alten Herrn eine solche Veränderung, daß, wie die Berichterstatterin sich ausdrückte, „kein Menschenantlitz je einen strahlenderen Triumph ausdrücken konnte“. C. D.

Die Waldecke in meinem Garten. — Es ist ein anmutiges Plätzchen in meinem Garten, meine Waldecke. Haselnußsträucher stehen im Hintergrunde und grüßen im beginnenden Lenz mit ihren im lichten Sonnenschein sich wiegenden gelben Kätzchen die am Zaune blühenden Schneeglöckchen, und im Vordergrunde ragen schon seit Großvaterszeiten hohe Fliedersträuche empor, deren blaue und weiße Blütenrispen zur Pfingstzeit herrlichen Duft entströmen lassen. Im dichten Gezweig bauen die Vögel ihre Nester, und wenn im Juni die Sonnenstrahlen heißer werden, dann ist's so schattig an diesem abgeschiedenen Orte und so still und friedlich, daß man meinen könnte, man befinde sich in einem wirklichen kleinen Walde.

Diese Gedanken beschäftigten mich einst, als ich am frühen Morgen im Frühjahr unter den grünen Bäumen stand, und die Vögel sangen, und die Sehnsucht nach dem Walde in mein Herz zog. Könnte diese schlichte Baumgruppe nicht zu einem kleinen Walde umgeschaffen werden, der Waldesgrün und Waldesanmut, Waldesschatten und Waldesblumen in den Garten versetzt?

Ich erkannte wohl die Schwierigkeiten, die es verursachen würde, Kinder des Waldes aus dem ihnen zusagenden Boden, Feuchtigkeits- und anderen Lebensverhältnissen zu verpflanzen; aber sollte nicht ein Versuch gemacht werden können? Ich ging langsam zu Werke. Von Jahr zu Jahr wurde ein Pflänzchen nach dem anderen, ein Strauch nach dem anderen herbeigetragen und eingepflanzt, und nun ist mein Wald fertig, und wenn der geneigte Leser ihn schauen könnte, würde er gewiß seine Freude ebenso daran haben, wie die Besucher meines Gartens, die sich immer wieder in den Wald versetzt fühlen, so oft sie im Schatten meiner Waldecke verweilen. Zum Nutzen und zur Belehrung der Garten- und Waldfreunde will ich meine Erfahrungen mitteilen. Vielleicht wird der eine oder andere angeregt, meinem Beispiele zu folgen.

Zunächst wurde der kleine Wald durch Pflanzen von Birkenstämmchen und Tannenbäumchen noch etwas erweitert. Immer rechnete ich dabei auf die spätere Ausdehnung dieser Bäumchen und pflanzte nicht zu dicht. Welche Freude, als im Winter die

kleinen Meisen auf den Zweigen der Tannen die für sie dort versteckten Leckerbissen suchten, und zur Pfingstzeit die Birken ihren lichtgrünen Schleier entfalteten und Maiensträuße für die Zimmervasen lieferten!

Damit war zunächst das Unterholz meines Waldes geschaffen, aber es fehlten noch die Waldhecken. Ich fand sie in den Waldhimbeeren. Dort standen sie am Rande unseres etwa eine Stunde vom Wohnorte entfernten Waldes. Ob sie aber in meinem Garten fortkommen würden? Ein Versuch wurde gemacht. Im Herbst wurden einige Stauden ausgegraben und eingepflanzt. Ich wußte, daß die Himbeere, wenn sie sich entwickeln und reifen soll, Sonne nötig hat. Deshalb mußten die der Sonne ausgesetzten Stellen aufgesucht werden. Im kommenden Frühjahr schlugen sie aus, entwickelten sich kräftig, und ich hatte die Freude, neben den Gartenhimbeeren auch Waldhimbeeren zu ernten, die noch viel süßer schmeckten als jene, wenn auch ihre Früchte kleiner blieben. Freilich liebten sie als Kinder des freien Waldes freie Bewegung und bildeten ein solch üppiges Rankenwerk, daß ich die Schere öfters anwenden und ihren Übermut zügeln mußte. Aber ich möchte sie trotz ihrer Wildheit nicht in meinem Walde missen. Sie gehören ebenso zu ihm wie die Heidel- und Erdbeeren.

Beide habe ich ebenso anzupflanzen versucht, freilich war der Erfolg diesmal geringer. Die Heidelbeeren nahmen einen guten Anlauf. Sie grünten und blühten, aber Früchte trugen sie nicht, und als es wieder Frühling wurde, sproßten nur noch einige wenige Blättchen aus der Erde, und zuletzt ward von meiner Pflanzung nichts mehr gesehen. Ich konnte den Heidelbeeren ihren Heideboden in meinem Garten nicht ersetzen. Sie sind und bleiben Pflanzen des Waldes. Ähnlich war es bei den Walderdbeeren. Ich pflanzte sie an den sonnigen Rand des Waldeckchens, die kleinen weißen Blütchen verhießen eine gute Ernte, aber der Fruchtansatz blieb aus. Die Blätter wurden immer üppiger, aber Früchte zeigten sich nicht.

Da fiel mir ein, daß die Kunstgärtner aus den Walderdbeeren die dem Wuchse und der Form derselben ähnliche sogenannte Monatserdbeere gezüchtet haben, welche vom

Juni bis zum Herbste unermüdlich Früchte trägt. Ich entfernte daraufhin meine Walderdbeeren und pflanzte Monatserdbeeren an und zwar die rote Sorte „Schöne Anhalterin“ und die weiße „Schöne Weißnerin“. Schon im nächsten Jahre konnte ich ernten, und noch im September konnte zum Nachtisch eine kleine Schüssel duftender kleiner Erdbeeren gereicht werden. Freilich durfte ich dabei nicht außer acht lassen, daß die Monatserdbeeren ihren Stamm bald ungeheuer stark bestocken und dann blüh- und trageunwillig, wie der Gärtner sagt, werden. Dann wollen die Stämme zerteilt und im Herbst wieder eingepflanzt werden. Jede neue Pflanze treibt dann in neuer Kraft wieder Blätter und Blüten und bringt die wohlschmeckenden kleinen Früchte, besonders wenn man ihnen hin und wieder eine kleine Gabe Gartendünger angedeihen läßt. Brombeeren in einer Waldecke anzupflanzen, würde ich nicht raten, da sie leicht alle anderen Pflanzen überwuchern, wohl aber ist es sehr angebracht, kahle Mauern und öde Ecken mit Brombeeren überziehen zu lassen. Sie verdecken mit ihren grünen Blättern das Mauerwerk und bringen schmackhafte Früchte.

Nun galt es aber, auch den Waldboden mit Blumen und Pflanzen zu besetzen. Das ging leichter von statten als bei den Waldbeerensträuchern. Vor allem waren Waldfarne zu beschaffen. Da die Farne kühle, etwas feuchte und schattige Orte lieben, so wurden die Stellen gewählt, die diesen Bedürfnissen am meisten entsprachen. Ich holte mir die Stauden im Herbste, wenn die Blätter anfangen zu welken. Ich hatte dabei die Gewißheit, daß sie im Boden noch anwurzeln und im Frühjahr ausschlagen würden. Doch ich hatte noch keinen Waldboden, und ohne ihn war alle Vegetation der Waldpflanzen fraglich.

Ihn zu beschaffen, konnte aber nicht schwer halten. Ich zog mit Spaten und Sack aus und suchte mir im Walde da, wo die Pflanzenvegetation am üppigsten war, das geeignete Material. Zu Hause streute ich die Walderde zwischen meinen „Waldbäumen“ aus und hackte sie unter. Um sie „waldkräftig“ zu erhalten, ließ ich das Laub, das im Herbste von den Flieder-, Nuß- und Birkenbäumchen fällt, ruhig liegen. Es

bildete die natürliche Schutzdecke meiner Waldpflanzen und beschaffte ihnen außerdem die ihnen notwendige Feuchtigkeit und Nahrung.

Zu den Waldfarnen kamen die Waldblumen. Unsere Wälder bergen eine große Anzahl. Aber man darf nur die allgemein vorkommenden auswählen, nicht diejenigen, welche einen besonderen Standort lieben, zum Beispiel Kalkboden. Ihnen, wie gewissen anmutigen Waldorchideen, können wir in unseren Gärten nicht die geeignete Bodenunterlage geben. Aber sehr fröhlich gedeiht anderseits in meinem „Walde" der so viel besungene duftige Waldmeister, das würzige Kraut unserer Maibowlen. Man hebt die Pflänzchen sorgsam mit etwas Erde aus und pflanzt sie an einen halbschattigen Ort. Für den Winter gibt man ihnen eine leichte Laubdecke.

Vor allem lag mir bei der Auswahl der Waldblumen auch daran, für den ersten Frühling einen kleinen Waldflor zu gewinnen. Schneeglöckchen waren an den Rand der Waldecke gepflanzt, daneben aber dürfen die weißen und blauen Anemonen nicht fehlen. Die weiße Anemone (Anemone nemorosa) braucht einige Zeit, ehe sie sich eingewöhnt, bringt dann aber Blüten die Fülle, während die blaue (hepatica) öfters zerteilt und umgepflanzt sein will. Es ist ein entzückendes Frühlingsbild, wenn die weißen und blauen Blümchen wie leuchtende Sternchen im Frühlingssonnenschein aus dem braunen Winterlaube lugen und das Kommen des lieblichen Lenzes anzeigen. Etwa zwei Wochen später erschließen die Himmelsschlüssel (Primula veris) ihre Kelche und locken die ersten Bienen an. Sollten wir ihrer im Walde nicht habhaft werden können, so liefert uns der Gärtner jetzt ihnen sehr ähnlich sehende Gartenprimeln, die ganz den Charakter von Waldblumen annehmen.

Mit gutem Erfolge habe ich auch den gelb blühenden Sauerklee angepflanzt. Er bedeckt bald mit seinen hellgrünen Blättchen den Boden und verleiht ihm das Aussehen eines Waldbodens. Sehr zierlich nimmt sich auch das gefleckte Knabenkraut (Orchis maculata) mit den blutroten Flecken auf den grünen Blättern und dem purpurroten Blütenstengel aus. Nur ver-

langt es häufiges Gießen und steht gern feucht. Der giftige Seidelbast mit seinen leuchtenden Blüten ist nicht zuverlässig, wohl aber der rote Fingerhut, welcher allerdings sonnige Standorte liebt. Am Rande der Waldecke wird er immer gedeihen und seine langen Blütenruten mit den roten Glocken entfalten. Johanniskraut (Hypericum) kann ebenfalls mit Erfolg angepflanzt werden, und auf sandigem Boden die liebliche Erika, das Heidekraut. Waldblumen mit geringen Ansprüchen an den Standort und daher geeignet, im Garten angebaut zu werden, sind auch die Frühlingswalderbse (Orobus vernus), das Schattenblümchen (Majanthemum bifolium), das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), die Feigwurz (Ficaria ranunculoides) und der allerliebste Lerchensporn (Corydalis cava).

Auch Waldefeu hatte ich angepflanzt. Als er aber anfing zu wuchern und die Stämme der Bäume zu überziehen, habe ich ihn entfernen müssen, da seine weitere Verbreitung diesen gefährlich werden kann. Schließlich rate ich noch, in den Waldboden im Herbste bunte Krokus und die blaue Szilla einzupflanzen. Sie sind zwar keine Waldblumen, wirken aber durch ihre herrlichen Blüten im Frühling sehr belebend auf ihre Umgebung. Auch Maiblumen können im „Walde" angepflanzt werden, aber ihr Blühen entspricht nicht immer den Erwartungen, da sie warmen Untergrund und Standort verlangen. R. Reichhardt.

Faschingsscherz. — Im Fasching des Jahres 1833 drängte sich auf einem Hofmaskenball in Berlin eine schwarze Maske an den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und unterhielt mit ihm ein lebhaftes und interessantes Gespräch. Der Prinz fragte die Maske, ob sie ihn kenne.

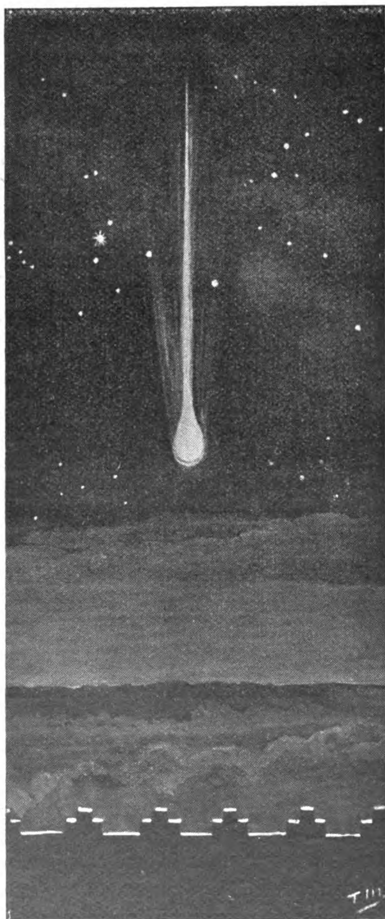
„Nein," erwiderte dieselbe.

„Ich bin der Prinz von Preußen," sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen.

„Ich bin Mehr," sagte dieser und empfahl sich.

Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskieren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war. C. T.

Die Beobachtung eines Meteors. — Wissenschaftliche Beobachtungen eines Meteors kommen nicht allzu häufig vor, da es ja ganz vom Zufall abhängt, daß bei dem verhältnismäßig kurzen Aufleuchten eines solchen Weltkörpers und seiner schnellen Durcheilung der Atmosphäre der Vorgang gerade von einem Fachmann verfolgt wird. Um so wichtiger sind daher alle Fälle, in welchen ein geschulter Astronom dem Verlauf der Erscheinung beiwohnt und so eine genaue Beschreibung von ihm geben kann.



Das Meteor beim Vorbeigang am Adler.

Diese günstige Gelegenheit bot sich unlängst dem französischen Gelehrten Moreux dar. Er befand sich auf der Terrasse des Observatoriums zu Bourges, als plötzlich um 11³/₄ Uhr der nächtliche Himmel im Zenit hell aufleuchtete. Die Lichtausstrahlung rührte von einem Meteor her, das aus der Richtung des Sternes Wega kam und mit geringer Schnelligkeit senkrecht

herabzufallen schien. Der Form nach glich die Feuerkugel einer Birne in der Größe des Vollmonds. Im allgemeinen hatte das Meteor den weißen Glanz des Planeten Venus. Am unteren Rande war die feurige Kugel rot gefärbt, während die entgegengesetzte Seite dort, wo der Schweif entsprang, grün schimmerte und wie beim Regenbogen allmählich ins Violette überging. Der sehr lange Schweif, den die Kugel hinter sich zog, funkelte wie Silber.

Nachdem das Meteor am Altaïr im Sternbild des Adlers (siehe die Abbildung) vorübergeeilt war, näherte es sich dem Sternbild des Steinbocks und verschwand darauf über dem Horizont hinter einer Wolkenschicht. Der ganze Durchgang, während dessen die Umgebung ringsherum erleuchtet war, dauerte sieben bis acht Sekunden.

Die Lichtentwicklung der Meteore ist darauf zurückzuführen, daß die aus dem Himmelsraum in die Atmosphäre eindringenden mineralischen Körper die vor ihnen befindliche Luft so stark zusammenpressen, daß sie eine sehr hohe Temperatur erreicht. Diese Temperatur genügt, um die äußeren Schichten des Meteors zum Schmelzen und Glühen zu bringen. Kleine, sich ablösende Teile rufen den leuchtenden Schweif hervor.

Eine nachträgliche Berechnung ergab, daß das von Moreux beobachtete Meteor 15 Kilometer in der Sekunde zurücklegte, in großer Höhe in die Atmosphäre eindrang, sie auf einer Länge von 100 Kilometer durchquerte und in einer Höhe von 62 Kilometer über dem Erdboden verschwand. Th. S.

Der Rekord in Heiratsanträgen. — Es ist ein schwer zu lösendes Rätsel, weshalb in Amerika eine weibliche Person dann, wenn sie irgend etwas Aufsehenerregendes getan hat, unendlich mehr Heiratsanträge erhält als eine andere Dame, und sei diese auch noch so schön und anziehend und tugendhaft. Eine Witwe aus Brooklyn namens Brown erhielt 159 Heiratsanträge, weil sie des Nachts einen Einbrecher, welcher es verstanden hatte, sich in ihr Schlafzimmer einzuschleichen, furchtbar durchprügelte und ihn dann so lange festhielt, bis die Polizei erschien. Diese Heldentat fiel der Dame nicht gerade besonders schwer, da sie von jeher die Figur und die

Kräfte eines Preisboxers besessen hatte. Außerdem war sie 1,85 Meter groß.

Hanna Howarth, ein junges Mädchen im Alter von zwanzig Jahren, welche aus dem zweiten Stockwerk eines brennenden Hauses heraus drei schlafende Kinder vermittels eines mit einem Haken versehenen Taues rettete, erhielt 174 Heiratsanträge. Sie selbst ließ sich zuletzt mit brennenden Kleidern an dem Tau auf die Straße herunter. Ihr Bild und die Erzählung von ihrer Heldentat erschien in fast allen Blättern der Union.

Es sind aber durchaus nicht immer Heldentaten, welche den Männern die Frauen als Heldinnen erscheinen lassen. Eine gewisse Miß Patterson erschoß in einer Droschke ihren Bräutigam, weil sie sich von ihm betrogen wußte. Das Gericht sprach sie frei, weil es annahm, daß sie die Tat nicht bei vollem Bewußtsein begangen habe. Dieses Verbrechen brachte der jungen Dame 206 Bewerbungen ein.

Die höchste Ziffer aber kann eine niedliche kleine Schreibmaschinistin, Florence Burns, aufweisen. Diese erschoß ihren Bräutigam gelegentlich eines Wortwechsels in seinem Bureau. Tausende von Personen, welche ihr Bild in den Zeitungen sahen, sagten, daß ein so entzückendes Geschöpf nicht verurteilt werden würde. Der Mann müsse eine Bestie gewesen sein. Miß Florence Burns wurde auch richtig von ihren Richtern freigesprochen. Sie erhielt 263 Bewerbungen. Aber sie war konsequenter wie Miß Patterson. Sie heiratete nicht und blieb Miß Burns, weil, wie sie sich äußerte, sie zu schlechte Erfahrungen mit den Männern gemacht habe. C. T.

Méhuls Anfang. — Etienne Henry Méhul, der berühmte französische Opernkomponist, war bereits mit zehn Jahren ein so früh entwickeltes Talent, daß er als Organist in einem Franziskanerkloster wirkte. Mit sechzehn Jahren ging er nach Paris, wo er Unterricht im Klavierspiel bei Edelmann nahm. Mit achtzehn Jahren lernte er durch einen sonderbaren Zufall Gluck kennen, dessen väterliche Freundschaft ihn auf die Bahn des Ruhmes brachte. Der Anlaß dazu war folgender.

In der Großen Oper ging Glucks „Iphigenie in Tauris“ in Szene. Ganz Paris sprach von dieser Tonschöpfung, und in

dem jungen Méhul erwachte eine unbezwingliche Sehnsucht, das Werk zu hören. Allein — wie das bei angehenden Künstlern nur zu häufig der Fall zu sein pflegt — sein Geldbeutel bot der Erfüllung solcher Wünsche ein unübersteigliches Hindernis. Wohl nahm ein mitleidiger Bratschist Méhul mit in die Hauptprobe, indessen das genügte dem jungen Musiker nicht, er wollte die Aufführung hören.

Um dies Ziel zu erreichen, verkroch er sich in einen Logenwinkel mit dem festen Entschlusse, dort bis zum nächsten Abende zu bleiben. Er wollte also standhaft auf Frühstück, Mittag- und Abendbrot verzichten, nur um bei der Aufführung gegenwärtig sein zu können. Indessen sein so klug ersonnenes Manöver war den Argusblicken eines Aufsehers nicht entgangen. Ohne viele Umstände zog dieser den Ertappten unsanft aus seinem Versteck und wollte ihn an die frische Luft befördern. In diesem Augenblicke aber kam von der Bühne her Gluck das Foyer entlang und fragte nach der Ursache des Lärms.

Der siebzehnjährige Sünder legte nun, obwohl er am ganzen Körper vor Aufregung und Beschämung zitterte, ein freimütiges Bekenntnis ab. Gluck fühlte sich wunderbar berührt von diesem seltenen Kunsteifer, seine sonst so strengen Züge glätteten sich und machten einer milden Freundlichkeit Platz. Er wehrte der rauhen Faust des Aufsehers, zog ein Freibillett aus der Tasche, drückte es dem überglücklichen jungen Manne in die Hand und lud ihn überdies noch zum Besuche in seiner Wohnung für den nächsten Tag ein. Gluck erkannte dabei Méhuls großes Talent und förderte die Studien des jungen Mannes von da ab mit Rat und Tat. O. Th. St.

Natur und Zivilisation. — Die Frage, ob die Fortschritte der Zivilisation die Menschen glücklicher machen, ist nicht neu. Im Grunde wird sie schon in der biblischen Erzählung vom Baume des Lebens und vom Baume der Erkenntnis behandelt. Es ist auch eigentlich nur eine Doktorfrage. Denn niemals wird sich die Menschheit abhalten lassen, fortzuschreiten, und einmal, wenn auch vielleicht erst in später Zukunft, wird der Fortschritt zweifellos auch dem Glück der Menschen zu statten kommen. Tatsächlich muß indessen wohl auf Grund von Urteilen hervorragender

Männer zunächst noch angenommen werden, daß die noch ganz unberührt lebenden Wilden denn doch glücklichere Menschen sind.

Livingstone, der lange Jahre unter den Negern Afrikas ganz allein gelebt hat, schreibt, wenn er sich ein harmloses, glückliches, paradiesisches Leben vorstellen solle, dann könne es nur das des Negerstammes sein, bei welchem er lebte. Von den Lappländern und Eskimos wird das gleiche behauptet. In seinem Buche, in welchem er ausführlich über die in den Jahren 1903 bis 1907 gemachte Forschungsreise zur Auffindung der Nordwestpassage berichtet, schreibt Amundsen: „Jene Eskimos, die absolut abgeschlossen von jeder Zivilisation leben, sind unzweifelhaft die glücklichsten, gesundesten, ehrenhaftesten und zufriedensten unter den Menschen.“ Es sei dringendes Pflichtgebot aller zivilisierten Völker, die mit den Eskimos in Berührung kommen, sie zu schützen vor den vielen Gefahren und Übeln der sogenannten Zivilisation.

Also bei üppigster Fülle der Tropen, wie unter den denkbar größten Entbehrungen und täglichen Gefahren der Polarwelt sind die Menschen ohne Zivilisation sehr glücklich. Das ist mehr, als selbst von den fortgeschrittensten Ländern behauptet werden kann. L. Kl.—D.

Gellert und Laudon lernten einander zum ersten Male in Karlsbad kennen, als beide schon hochbetagt waren. Gellerts ohnehin ernste Züge waren im Alter noch ernster geworden, und Laudon hatte bekanntlich keine besonders intelligente Physiognomie, was ja auch die Veranlassung dafür gewesen sein soll, daß Friedrich der Große seinerzeit es abgelehnt hatte, diesen hervorragenden Soldaten in seine Dienste zu nehmen. Später hat er es oft genug bereut.

Nachdem Laudon den Dichter eine Weile betrachtet, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Sagen Sie mir doch, Herr Professor, wie Sie so viel Munteres haben schreiben können. Ich kann es nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“

Gellert erwiderte lächelnd: „Sagen Sie mir erst, Herr General, wie ist es möglich, daß Sie die Schlacht bei Kolin gewinnen und Schweidnitz einnehmen konnten. Ich kann es nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“ F. C.

Etwas vom Pfau. — Der hervorstechendste Zug des Pfaues ist Stolz und Eitelkeit. Er bekundet diese nicht nur seinem Weibchen, sondern auch dem Menschen gegenüber. Aber er ist außerdem auch recht herrschsüchtig und selbstbewußt. So heißt es zum Beispiel in einer alten Erzählung vom Pfauhahn: „Er weiß nicht allein, daß er der schönste ist auß allen Vögeln, sonder er weiß auch, wo die schöne am meisten gelegen ist, darumb richtet er seinen Halß auff vnd virt auß seinen Federn, welche jhn dann zieren, sehr stolz vnd hochmütig, denn damit machte er seine zuseher forchtsam. Wenn er aber einen erschrecken will, so streckt er seine Federn erstlich auß, darnach knastelt er mit denen vnd machet mit seinem hohen vnd stolzen Haupt als einen dreyfachen Strauß."

Auf dem Hühnerhofe macht er sich oft recht unleidlich, weil er schwächere Tiere ohne jede Veranlassung überfällt und mit hämischer Bosheit mißhandelt oder sogar tötet. Oft läßt er sich auch verleiten, mit Truthühnern anzubändeln; dann aber folgt dem frevelhaften Beginnen die Strafe regelmäßig auf dem Fuße nach. Pfauen und Truthühner, die frei umherlaufen, liegen häufig miteinander im Streit. Zuerst kämpfen gewöhnlich zwei Pfauhähne mit großer Erbitterung miteinander; dann pflegt der geschlagene sich auf einen der umherstolzierenden Truthähne zu stürzen. Dieser aber ruft die Gefährten zu Hilfe, der Streit ist bald beendet, und alle Truthähne und auch deren Hennen vereinigen sich, um den stolzen Asiaten zu züchtigen. Dann muß er unter allen Umständen Fersengeld geben und wird manchmal arg zerzaust und zerhackt. K. A. Sch.

Doppelgänger. — Bei der Krönung des Zaren Nikolaus II. in Moskau wollte sich der englische Hof anfänglich durch den Herzog von York, den jetzigen Prinzen von Wales, vertreten lassen. Als der Polizeipräsident von Petersburg dies erfuhr, nahm er sofort beim Zaren Audienz und lehnte, falls der Herzog von York wirklich nach Petersburg kommen sollte, jede Verantwortung für die Sicherheit des englischen Prinzen oder für die Person des Zaren ab.

„Aber weshalb denn nur?" fragte erstaunt der Zar.

„Weil ich wohl über einen, nicht aber über zwei Zaren wachen kann," war die Antwort.

Tatsächlich ist die Ähnlichkeit zwischen dem Zaren Nikolaus und dem jetzigen Prinzen von Wales so groß, daß die beiden oft im engsten Kreise ihrer eigenen Familie verwechselt werden.

Noch zwei andere Mitglieder des englischen Königshauses hatten Doppelgänger: die verstorbene Königin Viktoria und ihr Sohn, der jetzige König Eduard. Die Doppelgängerin der Königin war eine „Kirchensteherin", das heißt eine Bettlerin, die den Andächtigen die Kirchentür öffnete. Das Eigentümliche aber war nicht nur die auffallende Ähnlichkeit mit der Königin, sondern auch der Umstand, daß das Alter beider vollständig übereinstimmte und Königin wie Bettlerin in demselben Jahre Witwen wurden.

Vom damaligen Prinzen von Wales, dem jetzigen Könige, sind zwei Doppelgänger bekannt geworden, von denen der eine zu den reichsten und angesehensten Kaufleuten Londons gehörte, und den seine Ähnlichkeit mit dem Prinzen ins Irrenhaus gebracht hat. Es wurde nämlich allmählich zur fixen Idee bei ihm, daß er der wirkliche Prinz von Wales sei, der Prinz von Wales aber ein Usurpator, der ihm seine Rechte streitig mache. Eines Tages drang er denn auch in das Palais von Sandringham ein, was ihm nicht allzu schwer fallen konnte, da ihn jeder von den Wachen bis hinauf zu den Dienern und Kammerherren für den wirklichen Prinzen hielt. Die Wachen präsentierten, die Diener verneigten sich, nur der erste Kammerdiener wich entsetzt zurück, denn der Prinz von Wales, den er eben dort in jenem Zimmer verlassen hatte, kam ihm da plötzlich von der anderen Seite entgegen!

In demselben Augenblick ging die Türe des Arbeitszimmers auf und der wirkliche Prinz von Wales trat heraus. Der Schluß des Auftrittes war, wie schon gesagt, das Irrenhaus.

Ein noch berühmterer Doppelgänger des damaligen Prinzen war ein in Kalkutta in der indischen Armee dienender Soldat, der bei der Leibkompanie des Prinzen stand, als dieser seine indische Reise machte. Der Mann, der ihm so ähnlich sah, fiel dem Prinzen natürlich auf, und er erkundigte sich eingehend nach dessen Verhältnissen. Da stellte sich nun eine ganz eigentümliche Sache heraus: Der Soldat war zwar ebenso in Indien

geboren wie dessen Vater, der Großvater aber war ein Mechaniker aus Hannover gewesen, der stets von seiner Verwandtschaft mit Georg II. gesprochen hatte, ohne dieselbe jedoch beweisen zu können. In diesem Enkel nun erstand endlich der vollgültige Beweis für die Richtigkeit der Ansprüche des alten, längst verstorbenen Mannes. Der Doppelgänger des Prinzen wurde schließlich Oberst in seinem Regiment, und war allgemein in der Armee als „der falsche Prinz“ bekannt.

In seinem Generalkonsul in Triest, dem Freiherrn v. Lutteroth, hatte Kaiser Wilhelm I. einen Doppelgänger von frappanter Ähnlichkeit, und seltsamerweise hatte in derselben Stadt noch ein anderes gekröntes Haupt einen Doppelgänger, nämlich König Viktor Emanuel von Italien. Dessen Doppelgänger war ein Schuster, auf dessen Schuhniederlage mit großen Buchstaben stand: „Zum König von Italien.“ D. C.

Schmeichler und Fürsten. — Der römische Kaiser Tiberius machte einmal einen Sprechfehler, und der Grammatiker Marcellus wies ihn darauf hin. Ein anderer Gelehrter, Publius Capito, aber meinte: „Alles, was der Kaiser sagt, ist gutes Latein oder wird es doch in kurzem werden.“

Marcellus jedoch erklärte ernst: „Das römische Bürgerrecht kann der Kaiser wohl Menschen, aber nicht Wörtern erteilen.“

Das muß der deutsche Kaiser Sigismund aber doch geglaubt haben. In der lateinischen Rede, die er 1415 auf der Kirchenversammlung zu Konstanz hielt, brauchte er das Wort Schisma (Kirchentrennung) weiblich. Ein Mönch erinnerte ihn daran, daß es sächlich sei.

„Von wem weißt du das?“

„Alexander Gallus sagt es.“

„Wer ist Alexander Gallus?“

„Ein Gelehrter.“

„Nun, ich bin ein Kaiser, also habe ich recht!“

Auf diese Weise haben auch noch andere Könige und Kaiser die Wahrheit zu schlagen gemeint, auch wo sie wertvoller war als hier. Aber Schisma ist Neutrum geblieben trotz Sigismund, und die Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn auch alle Kaiser und Könige der Erde gegen sie aufträten. H. Th.

Banditenehre. — Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bestand in der spanischen Stadt Valencia eine förmliche Zunft von Berufsmördern. Einen dieser Banditen beauftragte einst der Graf Alcannizas damit, für eine bestimmte Geldsumme einen seiner Feinde aus der Welt zu schaffen. Bald darauf kam jedoch zwischen dem Grafen und seinem Gegner eine Versöhnung zu stande, und der Graf benachrichtigte den Banditen persönlich davon, indem er ihn ersuchte, den Plan nicht zur Ausführung zu bringen. Zugleich überließ er ihm das bereits gezahlte Geld als Geschenk.

„Ich stehle nicht und nehme keine Geschenke!“ brauste der Bandit auf. „Mein Auftrag wird ausgeführt. Das ist ein Gebot der Ehre!“

Obgleich der Graf seinen früheren Gegner warnte, schoß der Bandit in der Tat schon drei Tage später den Mann nieder. H. R.

Ein bereitwilliger Helfer. — In den letzten Jahren seines Lebens wurde der Marschall Derfflinger sehr von der Gicht geplagt, namentlich hatte er starkes Reißen in den Armen. Eines Abends hatte er mehrere Offiziere bei sich, als die Ordonnanz bei ihm eintrat, um ihm über etwas Rapport zu erstatten. Während des Gesprächs mit dem Soldaten wollte der General aus einem vor ihm stehenden gefüllten Glase Bier trinken, als er es aber aufzuheben versuchte, zitterte seine Rechte so stark, daß er besorgte, er würde es fallen lassen.

„Helfe Er mir doch!“ sagte er daher zu der dicht hinter ihm stehenden Ordonnanz.

Der Soldat nickte, nahm das Glas aus der Hand des Generals und tat einen kräftigen Schluck daraus.

Da lachte Derfflinger und sagte: „So war es freilich nicht gemeint, aber da Er mir nun schon geholfen hat, so trinke Er das Glas auch vollends aus!“

Dieser erneuten Aufforderung kam der Soldat denn auch ohne Zögern und vergnügt schmunzelnd nach. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Vom Stift zum Handelsherrn

Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.

Ein deutsches Kaufmannsbuch.

382 Seiten. Von F. W. Stern.

6.-8. Aufl. Eleg. gebunden 5 Mark.

An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt.

Väter, welche ihre jungen Söhne zum Kaufmann bestimmt haben, können ihnen kein wertvolleres Geschenk geben als dieses Buch, das außerordentlich anregend, die weitesten Perspektiven eröffnend, in die Laufbahn des Kaufmanns einführt und Lust und Liebe für den Stand erweckt. (Staatsanzeiger, Stuttgart.)

Ein Buch, das gewissermaßen die Muskulatur des kaufmännischen Berufskörpers stärkt und kräftigt und sonach für jeden jungen Kaufmann ein vortreffliches „Handwerkszeug" bildet. (Breslauer Morgenzeitung.)

Der ehrbare Kaufmann

und sein Ansehen.

Von Oswald Bauer.

196 Seiten 8°. Broschiert 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Das Buch ist für den deutschen Kaufmannsstand geradezu eine befreiende Tat zu nennen, indem es diesen viel verkannten und unterschätzten Stand in das rechte Licht rückt. Es wird hier einmal gesagt, was der Kaufmann — wohlverstanden der rechte, der ehrbare Kaufmann — in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung leistet und bedeutet. Seit Gustav Freytags „Soll und Haben" ist nichts geschrieben worden, was das Wesen und Sein des deutschen Kaufmanns so wahr darstellt und so fein abgestimmt beleuchtet, wie Bauers „Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen". Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen. (Beiblatt zum Kladderadatsch.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

